



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2014

---

## **Kulturaustausch - Baltisches Echo auf Gelehrte in der Schweiz und in Deutschland**

Edited by: Marti, Hanspeter ; Caffisch-Schnetzler, Ursula ; Marti-Weissenbach, Karin

Other titles: Freundesgabe für Arvo Tering

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-100800>

Edited Scientific Work

Originally published at:

Kulturaustausch - Baltisches Echo auf Gelehrte in der Schweiz und in Deutschland. Edited by: Marti, Hanspeter; Caffisch-Schnetzler, Ursula; Marti-Weissenbach, Karin (2014). Köln, Weimar, Wien: Böhlau.

**böhlau**



# KULTURAUSTAUSCH

## Baltisches Echo auf Gelehrte in der Schweiz und in Deutschland

Herausgegeben von Hanspeter Marti  
in Zusammenarbeit  
mit Ursula Caflisch-Schnetzler  
und Karin Marti-Weissenbach



BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN · 2014

Eine Publikation der Arbeitsstelle für kulturwissenschaftliche Forschungen, Engi



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung:  
Abbildung eines Alpenveilchens (Cyclamen) nach dem Vorbild des Codex Kentmanus  
Bl. 2.26, mit Annotationen Konrad Gessners. Standort: UB Tartu/Dorpat, Mscr 55,  
Bl. 127v. Mare Rand, Tartu/Dorpat, danken wir für die Erlaubnis, die Abbildung für den  
Umschlagabbildung verwenden zu dürfen.

© 2014 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln Weimar Wien  
Ursulaplatz 1, D-50668 Köln, [www.boehlau-verlag.com](http://www.boehlau-verlag.com)

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Einbandgestaltung: Satz + Layout Werkstatt Kluth, Erfstadt  
Reproduktionen: Satz + Layout Werkstatt Kluth, Erfstadt  
Satz: synpannier. Gestaltung & Wissenschaftskommunikation, Bielefeld  
Druck und Bindung: **XXX**

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier  
Printed in the EU

ISBN 978-3-412-22445-5

# Inhalt

**Hanspeter Marti**

Für Arvo Tering – zum Geleit .....	7
------------------------------------	---

**Mare Rand**

„Ramulus cum flore melius pingitur in meis ...“ Verschollene Pflanzenzeichnungen aus dem Gessner-Nachlass in der Universitätsbibliothek Tartu/Dorpat .....	13
--	----

**Katre Kaju**

Literatur in Gerichtsakten? .....	49
-----------------------------------	----

**Hanspeter Marti**

Christian Thomasius und der Pietismus im Spiegel ihrer Wirkungsgeschichte Zur Bedeutung der Thomasius- und Spener-Rezeption im Baltikum ....	63
--	----

**Ursula Caffisch-Schnetzler**

Pädagogik und Kommunikation – Zürich und das Baltikum .....	143
---	-----

**Hanspeter Marti**

Der junge Herder – ein Schulphilosoph? .....	213
--	-----

**Hanspeter Marti**

Aufklärung in Kurland im Spiegel der Freundschaft des Astronomen Johann III Bernoulli mit Johann Jakob Ferber, Professor an der Academia Petrina in Mitau .....	227
--	-----

**Urs B. Leu**

„Ihre Abhandlungen haben mir einen so hohen Genuss gewährt ...“ Der estnische Anatom und Embryologe Karl Ernst von Baer im Briefwechsel mit den Zürcher Forschern Oswald Heer und Jakob Messikommer .....	259
--	-----

## 6 Inhalt

Verzeichnis der Publikationen Arvo Terings .....	293
Personenregister .....	301
Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes .....	305

## Für Arvo Tering – zum Geleit

Wissenschaftliche Arbeit und Freundschaft gehen häufig völlig getrennte Wege: Hier stehen die objektive Erkenntnis oder der durch Forschungsergebnisse halbwegs eingelöste Objektivitätsanspruch im Mittelpunkt, dort persönliche Verbundenheit, in die alle Lebenssphären einbezogen sind. Die vorliegende Freundesgabe vereinigt beide Bereiche. Sie ist ein unkonventionelles Beispiel außeruniversitärer kulturwissenschaftlicher Forschung, deren Leistungen oft zu wenig Beachtung finden.

In diesem Jahr feiert der estnische Wissenschafts- und Universitätshistoriker Arvo Tering seinen 65. Geburtstag, und unsere Freundschaft nähert sich dem fünfundzwanzigsten Jahr ihres ununterbrochenen Bestehens. Viel weiter zurück, bis in die Anfänge der 1970er Jahre, geht Terings wissenschaftliche Arbeit. Ihrem Gegenstand, der intensiven Erforschung baltischer Bildungseliten, der Migration baltischer Studenten in der Frühen Neuzeit sowie der Geschichte der baltischen Hohen Schulen, allen voran der Universität Dorpat, ist Arvo Tering bis auf den heutigen Tag treu geblieben und daher nicht zufällig der beste und gegenwärtig einzige Kenner der frühneuzeitlichen baltischen Gelehrtengegeschichte. Seine Publikationen zeichnen sich durch innovative Forschungsansätze, methodenbewusste, jedoch geschichtstheoretisch unpräzise Darstellungsweise und historisch solide abgesicherte Erkenntnis aus. Statt Desiderate nur zu benennen, löst Tering sie in entsagungsvoller Arbeit ein. So entstanden nach und nach grundlegende universitätsgeschichtliche Publikationen, denen aber bis heute die breite Anerkennung versagt blieb. Arvo Terings Verdienste auf internationaler Ebene zu würdigen, seine Publikationen der Fachwelt besser bekannt zu machen und den estnischen Wissenschaftler zur Fortsetzung seiner Forschungen zu ermutigen, ist das Ziel der ihm nun zugeeigneten Freundesgabe.

Arvo Tering wurde am 6. April 1949 in der estnischen Kleinstadt Suure-Jaani geboren, besuchte dort bis zum Abitur 1967 die Schule und studierte anschließend bis 1972 Geschichte an der Universität Tartu. Während des Studiums richtete sich sein Interesse auf die Geschichte von Schweden und dessen Provinzen. Seit 1972 ist Tering Mitarbeiter an der Handschriften- und Raraabteilung der Universitätsbibliothek Tartu/Dorpat, wo er begann, Quellen zur heimischen Universitätsgeschichte auszuwerten. Bereits 1978 erschien der erste Band der Edition der Konsistoriumsprotokolle der Universität Dorpat,



der die Jahre 1632–1634 umfasst. Das 1984 in deutscher Sprache erschienene *Album academicum der Universität Dorpat (Tartu)* ist prosopographisch, sozialgeschichtlich und allgemein universitätshistorisch ein Meisterwerk: Auf der Grundlage der Dorpater Originalmatrikel vermittelt der Verfasser Informationen über die Herkunft der Studenten und deren akademischen Werdegang sowie über ihre Bildungsreisen und die spätere berufliche Tätigkeit. Keine andere frühneuzeitliche Universität des alten deutschen Sprachraums kann sich eines derart umfassenden und zuverlässigen Nachschlagewerks rühmen. Dieses wertet nämlich in einer informationsgesättigten Einleitung die kritisch edierten, mit biographischen Daten angereicherten Matrikel zusätzlich unter verschiedenen Gesichtspunkten aus. Das *Album* bahnte Arvo Tering den Weg zu seinen späteren Forschungen, denen er sich mit gewohnter Hingabe zuwandte. 1986 verteidigte er seine ungedruckt gebliebene Dissertation, in der er sich mit den Beziehungen europäischer Universitäten zu Estland und Livland von 1630 bis 1710 befasste. Schon lange zuvor hatte er sich auch mit den von den Balten europaweit besuchten Hohen Schulen beschäftigt, was unter zunächst schwierigsten forschungspolitischen Bedingungen geschehen musste, da das Gebiet des heute freien Estland damals Teil der Sowjetunion und vom Westen gänzlich abgeschnitten war. Selbst für die 1986 unternommene einmonatige Arbeitsreise in die DDR erhielt Tering die Bewilligung nur mit größter Mühe.

Vom 5. bis 8. Juni 1990 wurde unter der Leitung Klaus Garbers an der Universität Osnabrück eine denkwürdige Tagung zum Thema ‚Stadt und Literatur. Der alte deutsche Sprachraum zwischen Renaissance und Aufklärung‘ mit einer Sektion ‚Das Baltikum, Leningrad und die Ukraine‘ abgehalten, an der zum ersten Mal nach dem Zweiten Weltkrieg Kulturwissenschaftler aus zahlreichen Ländern Osteuropas mit westeuropäischen Forschern zusammenkamen. Diese Osnabrücker Tagung war der Ort meiner ersten persönlichen Begegnung mit Arvo Tering und zugleich der Beginn der Förderung und Weiterentwicklung gemeinsamer wissenschaftlicher Interessen. Im Osnabrücker Tagungsband, der acht Jahre später erschien, konnte Arvo Tering Früchte seiner langjährigen Forschungstätigkeit ernten und seinen bahnbrechenden Aufsatz über die studentische Migration aus dem Baltikum im 17. und im frühen 18. Jahrhundert veröffentlichen.

Schon 1994 waren meine Familie und ich der Einladung unseres Freundes nach Tartu gefolgt, lernten auf einer mehrwöchigen Reise mit unserem Auto Estland kennen und kehrten mit einer Fülle von Eindrücken und wissenschaftlichen Anregungen in die Schweiz zurück. Arvo Tering stellte mir nämlich in

Form von Kopien eine Vielzahl mir damals unbekannter frühneuzeitlicher Quellen großzügig zur Verfügung, aus denen unter anderem die gelehrten Beziehungen zwischen dem Baltikum und der Schweiz erkennbar wurden. Als es 1996 zur Gründung der Stiftung und der Arbeitsstelle für kulturwissenschaftliche Forschungen mit Sitz in Engi (Kanton Glarus, Schweiz) kam, bildete die Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern aus dem Baltikum über Fragen, die im weitesten Sinn das Verhältnis der baltischen Staaten und der Balten zur Schweiz sowie der Schweizer zum Baltikum betreffen, eines der Ziele unserer privaten Forschungsinstitution, deren erste Publikation, dank der Vermittlung Arvo Terings, im selben Jahr im Verlag der Universität Tartu erschien. In diesem Sammelband ist Arvo Tering mit einem Überblick zu frühneuzeitlichen Schweizer Bildungsreisen von Balten vertreten, der einmal mehr spannende Forschungsperspektiven eröffnet.

Für seine in deutschen, polnischen, niederländischen und skandinavischen Bibliotheken vorgenommenen Ermittlungen zu baltischen Studierenden standen Arvo Tering nur knappe finanzielle Ressourcen zur Verfügung, so dass er dort, trotz der schon während der Perestroika offeneren Grenzen, unter großem Zeitdruck arbeiten musste. Diese Arbeitsbelastung war wohl eine Hauptursache dafür, dass sich Arvo Terings ohnehin eingeschränktes Sehvermögen verschlechterte und er im Laufe der Zeit ganz erblindete. Dank der Anwendung hochentwickelter Technik, vor allem aber dank seines unermüdlichen Forscherwillens setzte er jedoch seine wissenschaftliche Tätigkeit unter diesen zusätzlich erschwerten Bedingungen erfolgreich fort. Als Resultat seines bewundernswerten Einsatzes erschien 2008 die mehr als achthundert Seiten starke Monographie über die baltischen Studenten, welche sich von 1561 bis 1798 an europäischen, vorwiegend mitteldeutschen Universitäten ausbilden ließen, ein wissenschafts-, sozial- und alltagsgeschichtliches Panoptikum zur Geschichte der Bildungseliten Estlands, Livlands und Kurlands. Man kann sich für die Schweiz und andere Länder ein ähnlich umfassendes, mit gleicher Sorgfalt erarbeitetes Informationsinstrument nur wünschen!

Am 23. Februar 2009 wurde Arvo Tering in Tallinn vom estnischen Ministerpräsidenten Andrus Ansip mit dem nationalen Wissenschaftspreis für Geisteswissenschaften geehrt. Mit dem in Vorbereitung stehenden biographischen Lexikon der estnischen, livländischen und kurländischen Studenten wird das beeindruckende universitätsgeschichtliche Œuvre Arvo Terings in für ihn bezeichnender Folgerichtigkeit abgerundet. Nur summarisch sei auf die zahlreichen Aufsätze aus der Feder Terings verwiesen, die zum Teil andere

Fragestellungen der baltischen Bildungsgeschichte behandeln, aber von derselben beeindruckenden Kompetenz ihres Verfassers zeugen. So erschienen in letzter Zeit vorwiegend Studien zur Geschichte der akademischen Medizin. Nach dem bevorstehenden Abschluss der prosopographischen Arbeit rücken nun das eigentlich wissenschaftsgeschichtliche Interesse und die Unterrichtsinhalte, vor allem die rund zweihundert frühneuzeitlichen, von Balten (u. a. an der Universität Basel) verteidigten Dissertationen, in den Vordergrund von Arvo Terings wissenschaftlicher Tätigkeit. Forschungsstrategischen Weitblick in zeitlicher, räumlicher und in objektbezogener Hinsicht hatte Tering allerdings schon längst bewiesen, besonders eindrücklich anlässlich der von ihm veranstalteten und in Katalogen beschriebenen universitäts- und wissenschaftsgeschichtlichen Ausstellungen, die zwar das Baltikum ins Zentrum stellten, aber europaweit wichtige Themen exemplarisch aufgriffen (Bedeutung der Universitäten Halle und Göttingen, Descartesrezeption) und weit über Estland hinaus Beachtung fanden.

Mehr noch als auf die öffentlich sichtbaren Leistungen ist auf Terings Rolle als wissenschaftlicher Berater, als Anreger, Begleiter und Förderer von Forschungsprojekten, hinzuweisen, kurz auf seine uneigennützigste Hilfsbereitschaft, die ihn im alltäglichen Umgang auszeichnet. Was die Wissenschaft von Arvo Tering empfangen durfte, kann mit der vorliegenden Publikation, aus Gründen der begrenzten Arbeitskapazität und beschränkter finanzieller Mittel, nur symbolisch, aber mit umso größerer persönlicher Dankbarkeit abgegolten werden. Es sind sechs Beiträge, die sich mit den Beziehungen frühneuzeitlicher baltischer Institutionen und akademisch gebildeter Berufsleute zu deutschsprachigen Ländern, insbesondere zur Schweiz, befassen und die Rezeptionsgeschichte, die Rolle der baltischen Länder als Nehmender, betonen. Ein siebter Aufsatz, der die Zeitspanne der Untersuchung auf das späte 19. Jahrhundert ausdehnt, setzt grosso modo einen komplementären Akzent. Ursula Caflisch-Schnetzler (Zürich), Katre Kaju (Tallinn), Mare Rand (Tartu) und Urs B. Leu (Zürich) danke ich herzlich für die lehrreichen Aufsätze, in denen, zum Teil auch mit der editorischen Erschließung von Quellen, bislang weitgehend unbekanntes Terrain beschritten wird. Mir bot die Freundesgabe Gelegenheit, frühere Arbeiten mit notwendigen Verbesserungen ein zweites Mal erscheinen zu lassen und mit dem Anhang zu einem der Aufsätze ein vor Jahrzehnten abgegebenes Versprechen endlich einzulösen. Den beiden Mitherausgeberinnen, der Dix-Huitième-Forscherin und Editionswissenschaftlerin Ursula Caflisch-Schnetzler und meiner Frau, Karin Marti-Weissenbach, danke

ich für die tatkräftige, stets ermutigende Unterstützung, ohne welche die Freundesgabe nicht zustande gekommen wäre, dem Stiftungsrat der Arbeitsstelle für kulturwissenschaftliche Forschungen (Engi/Glarus Süd) für die Bewilligung der für den Druck benötigten Gelder.

Arvo Tering wünsche ich weiterhin viel Freude an der wissenschaftlichen Arbeit, gute Gesundheit und Forscherglück. Das ihm gewidmete Buch möchte nicht zuletzt ein Zeichen setzen für eine auch forschungspolitisch, insbesondere zu Osteuropa, offene Schweiz, für eine Öffnung, die sich in einer Zeit von Abschottungstendenzen hier aus privater Initiative, ohne staatliche Beihilfe und in den nicht auf materiellen Gewinn ausgerichteten Kulturwissenschaften manifestiert.

Hanspeter Marti



„*Ramulus cum flore melius pingitur in meis ...*“

Verschollene Pflanzenzeichnungen aus dem Gessner-Nachlass  
in der Universitätsbibliothek Tartu/Dorpat

Konrad Gessner (1516 – 1565), der berühmte Zürcher Universalgelehrte, leistete zu seiner Zeit in vielen Wissensgebieten Herausragendes und verdient es als *vir summus*, bis heute beachtet zu werden. Trotz vieler und vielseitiger Arbeiten, die während vier Jahrhunderten zu Gessner erschienen, lesen sich die im Jahre 1966 geschriebenen Worte seines Biographen Hans Fischer wie eine Prophezeiung: „Bei Conrad Gessner stehen wir heute erst am Anfang einer Begegnung, die nach weiterer Vertiefung ruft“.<sup>1</sup> Seit damals hat sich die Gessner-Forschung sichtlich ausgeweitet und neue Erkenntnisse gewonnen; man begann Gessners Rolle in der Wissenschaftsgeschichte zu analysieren. Gessners wissenschaftlicher Nachlass an Handschriften, insbesondere gelehrter Korrespondenz, an Handzeichnungen, naturwissenschaftlichen Sammlungen und gedruckten Werken bildet ein nach wie vor unausgeschöpftes Reservoir, um diesen Universalgelehrten im Einzelnen als Theologen und Philologen-Lexikographen, Zoologen und Botaniker, Arzt und Pharmazeuten, Bibliographen, Literaturhistoriker und Sammler sowie als einen sensiblen Künstler der Zeit der Reformation und der Renaissance zu würdigen.<sup>2</sup>

---

1 Hans Fischer: Conrad Gessner (26. März 1516 – 13. Dezember 1565). Leben und Werk. Zürich 1966 (Neujahrsblatt auf das Jahr 1966 als 168. Stück von der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich), S. 143. Der Medizinhistoriker Hans Fischer (1892 – 1976), 1925 Dr. med. in Zürich, war 1935 – 1963 Professor der Pharmakologie an der Universität Zürich. Zu den früheren Biographen Gessners seit seiner Autobiographie siehe Urs B. Leu: Conrad Gessner als Theologe: ein Beitrag zur Zürcher Geistesgeschichte des 16. Jahrhunderts. Bern 1990, S. 17 – 30.

2 Seit den 1970er Jahren brachte die zuvor Konrad Gessner vornehmlich als Naturwissenschaftler behandelnde Forschung zu seinen verschiedenen Fachgebieten mehrere Monographien hervor: Manfred Peters: Conrad Gessner als Germanist und Linguist. 4 Bde. Gent 1970; Caroline Aleid Gmelig-Nijboer: Conrad Gessners „*Historia animalium*“, an

Als Grundlage zu Forschungen über Gessner als Botaniker und botanischer Zeichner diente vor allem die außerordentliche Sammlung seiner Pflanzenzeichnungen. Die mit Erläuterungen versehenen Zeichnungen verraten Gessners großen Respekt vor dem tradierten Wissen der antiken Autoren. Dieses Wissen verband er mit den Erfahrungen, die er aus den unmittelbaren Beobachtungen der Natur gewann. Eine erste Publikation von Gessners Pflanzenzeichnungen kam aber erst heraus, als die sogenannte Gessnersche Sammlung in den Besitz des Nürnberger Arztes und Botanikers Christoph Jakob Trew (1695 – 1769) übergegangen war. Die nur einen Teil der ehemaligen Zeichnungen und Holzschnitte enthaltende Ausgabe war das Ergebnis der langjährigen Arbeit des Arztes und ersten Professors für Anatomie an der Universität Erlangen, des Botanikers Kasimir Christoph Schmidel (1718 – 1792).<sup>3</sup> Danach vergingen beinahe zwei weitere Jahrhunderte, bis die botanischen Leistungen Konrad Gessners der Fachwelt wieder ins Gedächtnis gerufen wurden. Anlass war die Tatsache, dass 1929 in der Dachkammer der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg zwei vergessene Bände mit Pflanzenzeichnungen aus der Gessnerschen Sammlung entdeckt wurden.<sup>4</sup> Seit den 1970er Jahren verfügen wir über die hochwertigen wissenschaftlichen Publikationen der Zeichnungen Gessners, an denen Professor

---

Inventory of Renaissance Zoology. Meppel 1977; Hans H. Wellisch: Conrad Gessner. A Bio-Bibliography. Zug 1984; Josef Hejnic, Václav Bok: Gesners europäische Bibliographie und ihre Beziehung zum Späthumanismus in Böhmen und Mähren. Prag 1988 (auch: Wien/Köln/Weimar 1989); Lucien Braun: Conrad Gessner. Genua 1990; Leu: Conrad Gessner als Theologe (Anm. 1); Udo Friedrich: Naturgeschichte zwischen artes liberales und frühneuzeitlicher Wissenschaft: Conrad Gessners „Historia animalium“ und ihre volkssprachliche Rezeption. Tübingen 1995; Urs B. Leu, Raffael Keller, Sandra Weidmann: Conrad Gessner's Private Library. Leiden 2008; Angela Fischel: Natur im Bild. Zeichnung und Naturerkenntnis bei Conrad Gessner und Ulisse Aldrovandi. Berlin 2009; Katharina B. Springer, Ragnar K. Kinzelbach: Das Vogelbuch von Conrad Gessner (1516 – 1565). Berlin 2009 (Nachdruck 2013); Dominik Klaus Michael Henglein: Kasimir Christoph Schmidel (1718 – 1792) und seine Korrespondenz mit Johann Ambrosius Beurer (1716 – 1754). Erlangen 2010.

3 Kasimir Christoph Schmidel: *Conradi Gesneri [...] opera botanica per duo saecula desiderata [...]*. Pars 1 – 2. Nürnberg 1753 – 1771. Das Exemplar von Pars 1 in der Universitätsbibliothek Tartu/Dorpat trägt das vorläufig geplante Erscheinungsjahr 1751.

4 Darüber berichtete der Schweizer Medizinhistoriker Bernhard Milt (1896 – 1956): Conrad Gessners „Historia plantarum“. In: Vierteljahresschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich 81, 1936, S. 285 – 291.

Schmidel vor mehr als zwei Jahrhunderten gearbeitet hatte.<sup>5</sup> Wo aber verblieben die drei übrigen zur Sammlung Gessners und dessen ‚Erben‘ gehörenden Bände, die zur Zeit Trews und Schmidels vorhanden waren und über die Schmidel im ersten Band seiner Ausgabe kurz berichtete?<sup>6</sup>

Ihr Standort im Manuskriptenbestand der Universitätsbibliothek Tartu/Dorpat ist bisher nur von wenigen Fachleuten zur Kenntnis genommen worden. Obwohl die drei Bände aus der sogenannten Gessnerschen Sammlung, bald nachdem sie im Jahre 1804 in die Tartuer/Dorpater Universitätsbibliothek gekommen waren, in den handschriftlichen Bibliothekskatalogen erfasst wurden, fehlten bis in die neueste Zeit genauere Informationen darüber. Als hochwertige Seltenheiten wurden einige Handzeichnungen aus diesem Materialienkorpus, als Originale oder Kopien, in Ausstellungen in der Bibliothek gezeigt; im Druck wurde eine Pflanzenzeichnung zum ersten Mal in unseren Tagen im Jahre 1980 in einem Bilderalbum über alte und seltene Bibliotheksschätze veröffentlicht.<sup>7</sup> Anfang der 1990er Jahre wurde der Erforscher der vielseitigen Tätigkeit und des Nachlasses Gessners, Urs B. Leu in Zürich, über die Pflanzenabbildungen aus dem Gessner-Nachlass in Tartu/Dorpat informiert.<sup>8</sup>

Im Folgenden wird ein Versuch unternommen, das bisherige Wissen über das Schicksal und den Inhalt des Gessner-Nachlasses in Tartu/Dorpat zusammenzufassen. Hoffentlich trägt diese interessante Episode aus der Geschichte der Universitätsbibliothek Tartu/Dorpat dazu bei, das geographische Blickfeld der Gessnerspezialisten zu erweitern.

Die im Jahre 1802 neugegründete Universität Tartu/Dorpat hielt es für eine ihrer wichtigsten Aufgaben, die in allen Wissensgebieten vortrefflich versehene

5 Heinrich Zoller, Martin Steinmann, Karl Schmidt: *Conradi Gesneri Historia Plantarum*. Faksimileausgabe der Pflanzen-Aquarelle aus dem botanischen Nachlass von Conrad Gessner (1516 – 1565) in der Universitätsbibliothek Erlangen, erste bis achte Folge. Dietikon-Zürich 1972 – 1980; *Conradi Gesneri Historia Plantarum*. Gesamtausgabe [...] aus dem botanischen Nachlass von Conrad Gessner (1516 – 1565) in der Universitätsbibliothek Erlangen. Hg. von Heinrich Zoller und Martin Steinmann Bde. 1, 2. Dietikon 1987, 1991. Nach dieser Ausgabe wird hier zitiert.

6 Schmidel: *Gesneri opera botanica* (Anm. 3), S. LII-LIV.

7 Die Reproduktion der Abbildung eines Alpenveilchens erschien ohne Kommentar in: Mare Rand, Ivar Paalmann, Laine Peep: *Rara: Haruldusi Tartu Riikliku Ülikooli Teaduslikus Raamatukogus*. Tallinn 1980, S. 48.

8 Er berichtete darüber in Leu, Keller, Weidmann: *Gessner's Private Library* (Anm. 2), S. 6.



Bibliothek auszubauen, um Bedürfnisse der Professoren und der Studenten möglichst gut zu befriedigen. Der erste Bibliotheksdirektor, Professor für altklassische Philologie, Ästhetik, Literatur- und Kunstgeschichte Johann Karl Simon Morgenstern (1770–1852), war in den humanistischen Fächern selbst ein sachkundiger Experte; für die übrigen Gebiete konnte er auf die Unterstützung der entsprechenden Professoren zählen. Zum ersten Professor für Naturgeschichte und Botanik war der junge Arzt und Botaniker Gottfried Albrecht Germann (1773–1809) berufen worden. Der gebürtige Rigenser hatte die Hochschulbildung in Jena und Kiel erworben. Dank seiner weiterhin zu Deutschland bestehenden Kontakte konnte er im Dezember 1803 dem Direktor der Universitätsbibliothek Tartu/Dorpat vorschlagen, von einem Herrn Schneider in Hof im Vogtland einige naturhistorische Seltenheiten zu kaufen.<sup>9</sup> Das vom Verkäufer verfasste Verzeichnis von anzubietenden naturhistorischen Werken und sonstigen seltenen Büchern enthielt 45 Titel in folio und in quarto.<sup>10</sup> Unter den zum Kauf empfohlenen Seltenheiten waren drei Folianten mit Originalzeichnungen von Pflanzen, die laut dem Verzeichnis insgesamt 150+81+49 Stücke enthielten. Die Zeichnungen sowie die hinzugefügten Texte sollten mehrenteils von der Hand Konrad Gessners stammen, als übrige Urheber der Zeichnungen waren namentlich Kentmann, Camerarius und Jungermann genannt. Schneider konnte „mit recht behaupten, daß ich durch die Schmidelsche Bibliothek in den Besitz der vorzüglichsten naturhistorischen und anatomischen (die neuesten ausgenommen) Werke gekommen bin“, und erklärte sich bereit, die meisten um die billigsten Preise zu liefern.<sup>11</sup>

Der Bibliotheksdirektor Karl Morgenstern leitete die Ergänzung der Bestände der jungen Bibliothek restriktiv. Bei dem nie ausreichenden Budget ließ man sich auf den Ankauf teurer Seltenheiten sowie ganzer Büchersammlungen

9 UB Tartu/Dorpat, Best. 4, Akte 1, Bl. 18<sup>v</sup>. Johann Georg Schneider (1774–1833), Dr. med. 1796 in Erlangen, Arzt und Botaniker in Hof, ordentliches, korrespondierendes Mitglied und Ehrenmitglied mehrerer naturwissenschaftlicher Gesellschaften in Leipzig, Jena und Regensburg. Die Angaben zu dem ehemals in Hof praktizierenden Arzt und Naturforscher Johann Georg Schneider verdanke ich Paul Kaegbein, Köln, und Arnd Kluge, Stadtarchiv Hof.

10 Verzeichniß von Naturhistorischen Werken nebst einigen anatom. und anderen seltenen Büchern (UB Tartu, Best. 4, Verz.1, Akte 244. Bl. 20f.).

11 Ebd., Bl. 21<sup>v</sup>. Wann die Schmidelsche Bibliothek in den Besitz des Arztes Schneider überging, läßt sich zur Zeit nicht genau bestimmen.

so wenig als möglich ein, Letzteres vor allem zur Vermeidung der Dubletten. Schneider bot aber Gessners Handzeichnungen und manche prächtigen naturhistorischen Druckwerke so günstig an, dass es möglich war, den Kaufempfehlungen des jungen Botanikprofessors zu entsprechen.<sup>12</sup> Die sogenannten Handzeichnungen Gessners wurden für 50 Rubel in Banknoten gekauft. Zum Vergleich sei erwähnt, dass für denselben Preis ein prächtiges Exemplar der dreibändigen *Illustrations of Natural History* des britischen Entomologen Dru Drury erworben wurde.<sup>13</sup> Für 20 Bankorubel wurden 54 Kupferstiche des Louis Ferdinand Marsigli gekauft, die kryptogamische Gewächse zeigten,<sup>14</sup> und für 40 Bankorubel die mit handkolorierten Kupferstichen versehenen *Deliciae naturae selectae* von Georg Wolfgang Knorr.<sup>15</sup> Die für 16 Bankorubel angebotene gedruckte Ausgabe der botanischen Zeichnungen Gessners von Kasimir Christoph Schmidel<sup>16</sup> wurde nicht gekauft, weil diese Prachtausgabe offensichtlich schon damals in der Bibliothek vorhanden war.

Im Mai 1804 kamen drei in Leder eingebundene, mit leeren Blättern durchschossene Folianten von Gessners Handzeichnungen samt sechs anderen ausgewählten naturhistorischen Seltenheiten in der Universitätsbibliothek Tartu/Dorpat an. Dem Bücherkauf aus Hof hatte sich der rathofsche Gutsbesitzer

12 UB Tartu, Best. 4, Verz. 1, Akte 8, Bl. 57 v.

13 Dru Drury (1725 – 1804) war einer der bekanntesten Entomologen seiner Zeit. Seine 1770 – 1782 in London erschienenen ‚Illustrations‘ enthalten 150 Kupfertafeln mit insgesamt 720 fein illuminierten Darstellungen von einheimischen und exotischen Insekten, Schmetterlingen und Käfern.

14 Graf Luigi Ferdinando Marsigli (1658 – 1730), italienischer Soldat und Naturforscher. Die sehr seltenen Kupferstiche sollen laut Schneiders Verkaufsverzeichnis der Bibliothek Trews entstammen und laut dem nachmaligen Bibliothekskatalog handschriftliche Notizen Schmidels enthalten. Im 19. Jahrhundert waren sie im Direktionszimmer untergebracht, wo sie bei Gelegenheit als Seltenheiten gezeigt wurden. Leider sind diese Kupferstiche heute im Bibliotheksbestand verschollen.

15 Die damals gekaufte Ausgabe dieses Werks des deutschen Fossiliensammlers und Kupferstechers Georg Wolfgang Knorr (1705 – 1761) ist in der Bibliothek nicht eindeutig zu identifizieren. Heute sind im Bibliotheksbestand handkolorierte Kupfertafeln Knorrs (Nr. 82 – 215) zu finden, beigegeben dem zweiten und dritten Band der vom Jenaer Gelehrten Johann Ernst Immanuel Walch herausgegebenen ‚Naturgeschichte der Versteinerungen, zur Erläuterung der Knorr’schen Sammlung von Merkwürdigkeiten der Natur‘ (Nürnberg 1769, 1771).

16 Siehe Anm. 3.

Liphart angeschlossen. Mit etwa 50 Bänden war sein Anteil sogar viel größer, so dass er die Transportkosten auf sich nahm.<sup>17</sup> Zusätzlich zum Kaufpreis beglich die Universitätsbibliothek die Rechnung für das neue Einbinden der drei Zeichnungsbände, das der Buchbinder Karl Gotthelf Neitzsch in Hof für 19 Gulden und 4 Kreuzer im Auftrag Schneiders zuvor übernommen hatte.<sup>18</sup>

Ob und in welchem Maße Gottfried Albrecht Germann von den damals erworbenen prächtigen naturhistorischen Werken Gebrauch machte, kann man nicht sagen. In den Ausleihjournalen der Bibliothek ist unter Germanns Namen aus dem Ankauf aus Hof nur die Ausleihe des Insektenbuchs von Drury registriert, obwohl der Botanikprofessor sonst einer der eifrigsten Bibliotheksbenutzer war. In den Vorlesungen über Botanik stützte sich Germann auf Karl Ludwig Willdenows *Grundriss der Kräuterkunde*. Germanns Handexemplar (Berlin 1802) dieses weit verbreiteten und in vielen Auflagen erschienenen Werks des seinerzeit ersten Berliner Botanikers enthält zahlreiche handschriftliche Bemerkungen und Erläuterungen von Germanns Hand, aber nicht zu Konrad Gessner, der von Willdenow nur kurz im Kapitel zur Geschichte der Wissenschaft erwähnt ist.<sup>19</sup> Während seiner wenigen Amts- und Lebensjahre in Dorpat war Professor Germann ständig stark mit Vorlesungen belastet; außerdem schuf er die Basis für die wissenschaftlichen Sammlungen des Naturalienkabinetts sowie für den nachmals artenreichen botanischen Garten der Universität. So hatte er kaum Zeit, sich wissenschaftlich zu betätigen, und die botanischen Seltenheiten, deren Kauf er angeregt hatte, blieben in Erwartung zukünftiger Forscher in den Bibliotheksregalen liegen. Dasselbe Schicksal traf in der Universitätsbibliothek Tartu/Dorpat eines der wichtigsten Handbücher aus der Privatbibliothek Gessners, die in Basel 1541 erschienene erste Ausgabe der sämtlichen Werke des griechischen Philosophen und Naturforschers Theophrastos (um 371 – 287? v.Chr.) – *Theophrasti opera omnia*.<sup>20</sup> Das

17 UB Tartu, Best. 4, Verz.1, Akte 244, Bl. 23.

18 Ebd., Bl. 22.

19 Karl Ludwig Willdenow: *Grundriss der Kräuterkunde zu Vorlesungen entworfen*. Berlin 1802, S. 516 – 595, hier S. 527. Das Handexemplar Germanns siehe: UB Tartu, R X 779.

20 [...] Theophrasti primum quidem Platonis, mox Aristotelis quoque discipuli, et in philosophiae professione successoris [...] opera, quae quidem a tot saeculis adhuc restant, omnia [...]. Accessit quoque Ioachimi Camerarii praefatio, in qua cum de praestita in hisce omnibus opera, tum de Simonis Grynaei pietate ac eruditione clarissimi viri obitu, una cum epicedio in eundem. Item autoris vita ex Diogene Laertio [...]. Basel

mit Notizen und Erläuterungen stellenweise übersäte Handexemplar Gessners langte hier als Geschenk Johann Georg Schneiders ungefähr zwischen 1804 bis 1806 an, vermutlich als sein Dank für den gelungenen Verkauf.

Zum besseren Verständnis des Wertes der in Tartu/Dorpat befindlichen Zeichnungen Konrad Gessners ist es sinnvoll, wichtige Daten seines Lebens und Werdegangs in Erinnerung zu rufen.<sup>21</sup> Konrad Gessner wurde am 26. März 1516 als Sohn des Kürschners Urs Gessner und seiner Frau Agathe Frick in Zürich geboren. Wegen der dürftigen Verhältnisse in der kinderreichen Familie nahm der mütterliche Oheim, Kaplan Hans Frick, den jungen Konrad in früher Kindheit zu sich. Schon als Jüngling soll er eine Neigung zur Pflanzenkunde entwickelt haben. Seinen Lehrern sowie älteren Freunden und Förderern (Oswald Myconius, Rudolf Collin, Johann Jakob Ammann, Thomas Platter, Ulrich Zwingli, Heinrich Bullinger u. a.) verdankte der junge mittellose Gessner eine gründliche humanistische Bildung, bei der Theologie sowie der Umgang mit antiken Texten und Sprachen dominierten. Unterstützt von Stipendien trieb er in Bourges, Paris und Straßburg eifrig lateinische, griechische und hebräische Studien, interessierte sich zugleich aber immer stärker für Naturwissenschaften und Medizin. Im Brief an Myconius vom 12. Juni 1536 schrieb er: „Denn was für ein Leben ist ein Leben ohne wissenschaftliche Beschäftigung? Auch Aristoteles, als er gefragt wurde, was für ein Unterschied zwischen einem gebildeten und einem ungebildeten Menschen sei, antwortete ja: der gleiche, der zwischen einem Lebenden und einem Todten sich findet.“<sup>22</sup>

Das kurze Medizinstudium in Basel war, wie damals üblich, vor allem der Lektüre und Aneignung der antiken Autoren gewidmet. Aus dieser Beschäftigung entstand das Erstlingswerk Gessners, das *Lexicon Graecolatinum* (Basel 1537). Im Oktober 1537 trat er die Stelle eines Professors der griechischen Sprache an der neugegründeten Akademie in Lausanne an, wo sich ihm auch die Möglichkeit zu Naturbeobachtungen bot. Für Gessner waren die Beschäftigung mit den antiken Sprachen und Texten und die Erforschung der vegetabilen und

1541. – UB Tartu, R II d 971. Siehe Leu, Keller, Weidmann: Gessner's Private Library (Anm. 2), S. 238, Nr. 359.

21 Ich halte mich, was das Leben und das Wirken Konrad Gessners anbelangt, hauptsächlich an Fischer: Gessner (Anm. 1). Nachweise mit Seitenzahlen werden nur bei Detailangaben aus anderen Autoren angegeben.

22 Johannes Hanhart: Conrad Gessner. Ein Beytrag zur Geschichte des wissenschaftlichen Strebens und der Glaubensverbesserung im 16ten Jahrhundert. Winterthur 1824, S. 51.

animalischen Natur zwei eng zusammenhängende Forschungsfelder. Die Lektüre antiker Autoren (Aristoteles, Theophrast, Plinius der Ältere, Dioscorides u. a.) wurde durch Botanikexkursionen in die nähere und weitere Umgebung, Versuche, Pflanzen selbst zu kultivieren, und durch gelehrte Kommunikation mit seinen Zeitgenossen ergänzt. Bereits in den Lausanner Jahren verfasste der junge Gessner ein praktisches Handbuch der Pflanzenkunde.<sup>23</sup> Dieses alphabetisch nach Pflanzennamen angeordnete Verzeichnis mit Beschreibungen der Pflanzen machte das 1541 in Basel erstmals publizierte Buch für den Gebrauch auf Exkursionen und bei Feldarbeiten geeignet, das bereits im selben Jahr in Paris und in Venedig neu aufgelegt wurde. Auf Lausanner Forschungen beruhte auch das Namenverzeichnis aller bekannten Pflanzen auf Griechisch, Lateinisch, Deutsch und Französisch, das 1542 in Zürich erschien.<sup>24</sup>

1540 ließ sich der junge Gessner zum weiteren Medizinstudium ermuntern. Er gab seine Stelle in Lausanne auf und reiste nach Montpellier. Im Februar 1541 doktorierte er in Basel und ließ sich nach Abschluss der Studienreisen wieder in Zürich nieder. In erster Linie war er Arzt und Lehrer. Die Lehrtätigkeit an der Zürcher Hohen Schule, dem Carolinum, verlangte ausgezeichnete Kenntnisse der antiken, aber auch der neueren und der zeitgenössischen Autoren. Deshalb exzerpierte er Bibliothekskataloge und sammelte nach und nach Werktitel in griechischer, lateinischer und hebräischer Sprache von etwa 3000 Autoren. Das Ergebnis dieser rastlosen Arbeit war der erste Teil der großen Bibliographie, der *Bibliotheca universalis* (Zürich 1545). 1548 erschien der zweite Teil, die *Pandectae*, in denen die früher erfassten Titel eine systematische Anordnung nach Wissenschaften in 19 Hauptgruppen erfuhren, die ihrerseits wieder mehrstufig in Unterklassen aufgegliedert waren. Eine 21. Gruppe zur Theologie folgte 1549, die 20. Gruppe über die Arzneikunde, für die er sein ganzes Leben hindurch sammelte, kam nicht zustande. Eine Appendix aus dem Jahr 1555 nannte 2000 weitere Autoren. Die Artikel der *Bibliotheca universalis* setzten sich aus einem biographischen und einem bibliographischen Teil zusammen, wobei sich Gessner im zweiten Teil nicht damit begnügte, möglichst alle Werke eines Autors zu erfassen, sondern auch Auszüge aus dessen einzelnen Schriften und Urteile anderer Autoren vorlegte. Man kann

23 Konrad Gessner: *Historia plantarum et vires ex Dioscoride, Paulo Aegineta, Theophrasto, Plinio et recentioribus Graecis iuxta elementorum ordinem*. Basel 1541.

24 Konrad Gessner: *Catalogus plantarum Latine, Graece, Germanice et Gallice*. Zürich 1542.

Gessner mit Recht als einen Vater der Bibliographie und als Litterärhistoriker bezeichnen.<sup>25</sup>

Dem Geiste Gessners war Untätigkeit völlig fremd.<sup>26</sup> Den Erfolg verdankte er seinem bemerkenswerten Fleiß. Die nötigen Kräfte zu seinen umfangreichen Forschungen sammelte er auf regelmäßig unternommenen, der Erforschung der Natur gewidmeten Ausflügen und Reisen. Gessners Umgang mit der Natur war deutlich rational geprägt, jedoch keineswegs ausschließlich. Ebenso trieben ihn die Liebe zur Natur, die Freude an deren Schönheit und am Wiedererkennen an.<sup>27</sup> Seit den 1550er Jahren setzte er seine Energie hauptsächlich für die Bearbeitung der naturkundlichen Kenntnisse und Sammlungen ein. Der erste Gegenstand seiner Nachforschungen wurde die Tierwelt. Das gesammelte Korpus umfasste präzise eigene Beschreibungen, ergänzt durch solche der vielen Freunde, sowie genaue Abbildungen seltener und verbreiteter Säugetiere, Vögel, Fische, Amphibien, Schlangen und Insekten. Die *Historia animalium* Konrad Gessners erschien in den Jahren 1551 bis 1558 in vier Büchern, das Schlangenbuch folgte 1587 aus seinem Nachlass. Damit hatte Gessner eine Enzyklopädie des gesamten zoologischen Wissens seiner Zeit geschaffen.<sup>28</sup> Nur ein als sechster Band geplantes Insektenbuch kam erst 1634 zum Druck; es enthielt auch die Arbeiten der englischen Gelehrten Thomas Penny (1532 – 1589) und Eduard Wotton (1492 – 1555).

In den 1560er Jahren konnte sich Gessner endlich zielstrebig seiner Liebe zur vegetabilen Welt widmen. Er hatte Zeit seines Lebens Pflanzen auf Wiesen und Feldern, in Gärten und Wäldern, in Bergen und Sümpfen, am Strand und im Wasser gesammelt. Pflanzenzucht hatte er in seinen drei Gärten getrieben.<sup>29</sup> Mit großer Geschicklichkeit zeichnete und malte er selbst, ebenso arbeiteten für ihn gute Zeichner. Die Hauptsache war für ihn, die Pflanzen möglichst gründlich

25 Leu: Conrad Gesner als Theologe (Anm. 1), S. 109.

26 Aus dem Brief Gessners an Heinrich Bullinger (1558) in: Hanhart: Gessner (Anm. 22), S. 139.

27 Springer, Kinzelbach: Das Vogelbuch (Anm. 2), S. 49.

28 Die deutschen Übersetzungen bzw. Bearbeitungen der Bücher der ‚*Historia animalium*‘ erschienen unter den Titeln ‚Vogelbuch‘ (1557 durch Rudolf Heusslin; 1669 durch Georg Horst), ‚Thierbuch‘ (1563 durch Konrad Forrer) und ‚Fischbuch‘ (1563 durch Konrad Forrer). Das ‚Schlangenbuch‘ (1589 durch Jacques Carron) erschien wie das lateinische Original posthum.

29 Diethelm Fretz: Konrad Gessner als Gärtner. Zürich 1948, S. 61 – 96.

kennenzulernen und genau abzubilden. Von den Pflanzen, die er aus eigener Anschauung noch nicht kennengelernt hatte, suchte er gute Abbildungen zu erhalten. Gessner hatte ein geographisch ausgedehntes Korrespondentennetz aufgebaut. Seine zahlreichen Freunde schickten ihm aus vielen Gegenden, am meisten aus der Schweiz, ebenso aber aus Deutschland, Italien und Frankreich, Abbildungen, getrocknete Pflanzen und Samen.

Schon im Jahr 1553 soll Gessner über hundert Abbildungen seltener Pflanzen besessen haben.<sup>30</sup> In den 1560er Jahren stand endlich die große Pflanzen-geschichte *Historia plantarum* (*Historia stirpium*) ganz im Mittelpunkt seiner Gedanken und seiner Tätigkeit; seine Sammlung von Abbildungen hatte sich verzehnfacht. Leider blieb die Zeit seiner zweiten Schaffensperiode viel zu kurz, um das große Werk zu Ende zu führen, denn Gessner starb am 13. Dezember 1565 an der Pest.

Mit dem Tode Gessners begann die Geschichte seines wissenschaftlichen Nachlasses, die bis heute nicht vollständig geschrieben wurde. Die Sammlung von Pflanzenzeichnungen und bereits fertigen Holzdruckstöcken mit Pflanzenabbildungen übergab Gessner in seinen letzten Lebenstagen Kaspar Wolf (1532 – 1601), einem Schüler und Mitarbeiter. Dieser kündigte schon im folgenden Jahr die Herausgabe eines Werkes über die Pflanzen an. Tatsächlich veröffentlichte Wolf mehrere Manuskripte und viele Briefe Gessners und hat für das wissenschaftliche Andenken seines Lehrers viel geleistet, aber der Aufgabe, Gessners *Historia plantarum* herauszugeben, war er nicht gewachsen.<sup>31</sup> Nachdem er auch keine Unterstützung bei anderen Sachkundigen gefunden hatte, verkaufte er im Jahre 1580 die Sammlung Gessners an den Nürnberger Arzt und Naturforscher Joachim Camerarius II. (1534 – 1598).<sup>32</sup> Mit ihm hatte Gessner seinerzeit im vertrauten botanischen Gedankenaustausch gestanden.<sup>33</sup> Nun arbeitete Camerarius als Besitzer des Nachlasses daran weiter und soll die Sammlung durch neue Abbildungen von seiner eigenen Hand und von anderen Botanikern vermehrt haben. Der ehemaligen Freundschaft mit Gessner tat er aber keine Ehre an, als er in den 1580er Jahren in seinen beiden botanischen

<sup>30</sup> Hanhart: Gessner (Anm. 22), S. 214.

<sup>31</sup> 1577 veröffentlichte Kaspar Wolf den Briefwechsel seines Lehrers in drei Bänden. Dem dritten Band fügte er einen Anhang mit Abbildungen aus Gessners Sammlung hinzu.

<sup>32</sup> Milt: Conrad Gessners „Historia“ (Anm. 4), S. 289f.

<sup>33</sup> Briefe von Gessner an Camerarius siehe Gernot Rath: Die Briefe Konrad Geßners aus der Trewschen Sammlung. In: Gesnerus 7, 1950. S. 140 – 170; 8, 1951, S. 195 – 215.

Werken mehrere Zeichnungen Gessners veröffentlichte, ohne deren Herkunft zu erwähnen.<sup>34</sup> Die Sammlung Gessners vererbte Joachim Camerarius II. seinen Söhnen. Wahrscheinlich machten sie davon wenig Gebrauch. Einer von ihnen, Joachim Ludwig Camerarius (1566 – 1642), soll seinen Anteil dem Nürnberger Arzt und Naturforscher Johann Georg Volkamer I. (1616 – 1693) verkauft haben, dessen Sohn Johann Georg Volkamer II. (1662 – 1744) die bisher unbenutzte Sammlung 1711 der Bürgerbibliothek in Zürich anbot. Diese konnte aber den verlangten Preis von 300 Gulden nicht aufbringen.<sup>35</sup> Die Sammlung blieb in Nürnberg, bis sie 1744 vom Naturforscher Christoph Jakob Trew (1695 – 1769) gekauft wurde. Trew gelang es auch, den Rest der Pflanzenzeichnungen zu erwerben, die anderthalb Jahrhunderte zuvor in der Familie Camerarius verteilt worden waren.

Die Zusammenführung des botanischen Nachlasses Gessners stieß auf großen Anklang in der Fachwelt.<sup>36</sup> Der mit mehreren Projekten belastete Christoph Jakob Trew plante die Bearbeitung des Nachlasses an einen Dritten abzugeben. Als Interessent bot sich 1747 der Arzt, Botaniker und Erlanger Anatomieprofessor Kasimir Christoph Schmidel an, der bei der Arbeit „allen möglichen Eifer ohne Eigennutz“ versprach.<sup>37</sup> Wie sich nun herausstellte, konnte das Publikum seit damals das Schicksal nur zweier Hauptbände aus Gessners Sammlung der Pflanzenzeichnungen verfolgen, an denen Schmidel gearbeitet hatte. Mit der riesigen Bibliothek Trews kamen diese Zeichnungsbände nach seinem Tod an die Universität Altdorf und nach deren Aufhebung durch ein königliches Dekret im Jahr 1818 an die Universitätsbibliothek Erlangen.<sup>38</sup>

Der erste Besitzer der Sammlung Gessners, Kaspar Wolf, hatte seinerzeit den Umfang der Sammlung mit etwa 1500 Pflanzenarten veranschlagt, von denen er 150 Zeichnungen der Hand Gessners zuschrieb.<sup>39</sup> Nach dem Urteil Schmidels stammten von insgesamt 1600 ihm anvertrauten Pflanzenzeichnungen über

34 Pietro Andrea Mattioli, Joachim Camerarius, Francesco Calzolari: *De plantis epitome utilissima*. Frankfurt a. M. 1586; Joachim Camerarius, Johann Thal: *Hortus medicus et philosophicus*. Frankfurt a. M. 1588.

35 Milt: Gessners „*Historia plantarum*“ (Anm. 4), S. 290.

36 Henglein: Schmidel (Anm. 2), S. 67f.

37 Schmidels Brief an Trew 10. Oktober 1747 (UB Erlangen BT, Schmidel 17, zitiert nach Henglein: Schmidel, Anm. 2, S. 68).

38 Milt: Gessners „*Historia plantarum*“ (Anm. 4), S. 290.

39 Gesneri *Historia Plantarum* (Anm. 5), Bd. 2, 1991, S. 9.



1000 von Gessners eigener Hand. Die Forschung der letzten Jahrzehnte, die sich auf die etwa 1100 Pflanzenarten umfassenden erlangischen Kodizes stützt, erkennt die künstlerische Hand Gessners mit großer Sicherheit bei etwa 200 Abbildungen, sein wissenschaftlicher Anteil in Gestalt von hinzugefügten Studententexten und -zeichnungen ist jedoch bei vielen anderen wahrnehmbar. Die Angaben Wolfs als eines nahen Mitarbeiters Gessners sind vertrauenswürdig, ebenso diejenigen Schmidels, der die nach dem Tod Gessners vervollständigten Bände vor sich hatte. Die Tartuer/Dorpater Zeichnungsbände mit rund 350 Abbildungen füllen beinahe die entstandene quantitative Lücke zwischen der ehemaligen Gesamtzahl und den bisher in Erlangen bekannten Zeichnungen.

Hatte sich die Arbeit am botanischen Nachlass Gessners für dessen ersten Besitzer Kaspar Wolf im 16. Jahrhundert als übermäßig schwer erwiesen, so war sie keineswegs einfach für Kasimir Christoph Schmidel, seinen Nachfolger im 18. Jahrhundert. Dem damaligen Besitzer der Sammlung, Christoph Jakob Trew, der die Arbeit in Auftrag gegeben hatte, schien die Tätigkeit Schmidels viel zu langsam voranzuschreiten. Trew verbarg seine Unzufriedenheit nicht, dennoch ließ er Schmidel fortfahren. Ende Juni 1750 hielt Schmidel die ersten Holzdruckstöcke des Nürnbergers Künstlers Johann Michael Seligmann (1720 – 1762) in seinen Händen, und im Herbst war ein Konzept des ersten Bandes fertig. Jedoch dauerte es bis zum Jahr 1753, ehe der erste Band mit 198 Holzschnitten auf 22 Tafeln und 20 Kupfern mit 175 Pflanzendarstellungen erschien. Die Genauigkeit der Künstler des 16. Jahrhunderts und ihren Stil, typische Charakteristika der Pflanzen zu zeigen, hatte der geschickte Kupferstecher sehr gut getroffen. Aber in einer Zeit, in der sich die linnésche binäre Taxonomie immer mehr durchsetzte, wurden die unverändert wiedergegebenen alten Pflanzennamen und Gessners altes System ebenso wie das von Schmidel ohne Erläuterungen verfasste einfache Register durch den Göttinger Botanikprofessor Albrecht von Haller (1708 – 1777) und seinen Sohn ungnädig rezensiert.<sup>40</sup>

Die wissenschaftliche Kritik am ersten Band der *Opera botanica* beeinflusste Schmidel und das weitere Schicksal seiner Gessner-Ausgabe: Einerseits bereitete Schmidel den zweiten Band viel gründlicher vor, und obwohl 1757 der erste Bogen des zweiten Bandes schon fertig vorlag, konnte letzterer doch erst 1771 erscheinen. Schmidel stellt darin 100 Zeichnungen auf 31 Kupfertafeln vor. Die handkolorierten Abbildungen sind technisch gut gelungen und

<sup>40</sup> Siehe Henglein: Schmidel (Anm. 2), S. 69 – 78.

wissenschaftlich gründlich erläutert. So versuchte Schmidel, die Anfangsmängel zu tilgen. Andererseits erschien die Gessner-Ausgabe zwei Jahrhunderte verspätet, das Werk fand bei den Zeitgenossen keinen großen Anklang mehr, und Schmidel kam nie zu dem geplanten dritten Band. Trew hatte sich zwar viel Mühe gegeben, um den botanischen Nachlass Gessners wieder zusammenzuführen, aber nach der Meinung Hallers einen Fehlgriff getan, als er Schmidel zum Bearbeiter wählte.<sup>41</sup> Haller war sogar im Besitz von etwa 70 Zeichnungen Gessners, die er in seinem botanischen Unterricht benutzte.<sup>42</sup> Wir können aber auch nicht wissen, ob Haller für die Editionsarbeit die bessere Wahl gewesen wäre. Christoph Jakob Trew starb im Jahr 1769. Ein Teil des Gessner-Nachlasses muss danach vom Gesamtkorpus des Trewschen Erbes in Schmidels Händen verblieben sein, sonst wären heute nicht drei Bände in Tartu/Dorpat.

In seiner Gessner-Ausgabe beschrieb Kasimir Christoph Schmidel den dritten und, wie ich meine, wichtigsten der Tartuer/Dorpater Bände wie folgt:<sup>43</sup>

Der dritte vorhandene Band enthält Zeichnungen, die von Jo. Kentmann für Gesner verfertigt und ihm übermittelt wurden. Sie wurden im Jahre 1561 von einem dafür angestellten Künstler nach den Vorlagen gezeichnet, wie man auf dem Titelblatt lesen kann. Er [= der Band] besteht aus 146 Blättern mittlerer Größe bzw. aus 292 Seiten bzw. aus 73 Bogen, was dasselbe ist. Die dank Kentmann erhaltenen Abbildungen sind beinahe alle von einer weniger geübten Hand und ziemlich nachlässig entworfen, worüber Gesner in demselben Kodex klagt und dabei den Maler der mangelnden Sorgfalt bezichtigt. Vielleicht waren auch die Archetypen [= Vorlagen] nicht besser? [...] es sei daran erinnert, dass Gesner in seinen Kodex im Laufe von vier Jahren, nachdem er ihn bekommen hatte, Bilder einfügte, die mit genau der schon oben bewunderten Meisterschaft und unvergleichlichen Leichtigkeit gemalt waren [...] Auf die Rückseite des dritten Blattes dieses Bandes hat Gesner ein

41 Haller und Schmidel waren schon seit 1747 wegen eines Streits um den Ursprung des Sympathikus bzw. des sympathischen Nervensystems miteinander verfeindet, siehe: Der nützliche Brief. Die Korrespondenz zwischen Albrecht von Haller und Christoph Jakob Trew 1733–1763, hg. von Hubert Steinke. Basel 1999, insbesondere S. 25–32. Trew, der zwischen den Kontrahenten stand, gelang es, mit beiden in freundschaftlichem Einvernehmen zu bleiben.

42 Henglein: Schmidel (Anm. 2), S. 68.

43 Schmidel: Gesneri opera botanica (Anm. 3), pars 1, S. LIIIf.

schönes Zeugnis dankbarer Erinnerung an seine Wohltäter hinterlassen: Er hat 44 Namen seiner Freunde aufgeschrieben, die zu seiner *Historia plantarum* irgendwie beigetragen haben und die er mit Hochachtung vermerken wollte.<sup>44</sup>

Der inhaltliche Vergleich der Beschreibung Schmidels mit den Bänden aus dem botanischen Nachlass Gessners in der Universitätsbibliothek Tartu/Dorpat lässt nicht den geringsten Zweifel übrig, dass Schmidel damals im 18. Jahrhundert das Manuskript *Icones stirpium Jo. Kentmanni, quas Con. Gesnero communicavit, ad eius exemplar depicta* – heute UB Tartu/Dorpat, Mscr 55 – charakterisiert hat. Das erste Blatt des Kodex kann als Titelblatt betrachtet werden. Die von 1561 bis 1565 von Gessner darauf angebrachten Notizen erlauben, seine ergänzenden Zeichnungen in diese Zeitspanne zu datieren. Auf dem Blatt 2 (Abb. 1) folgt Gessners dankbare Erinnerung an seine Wohltäter. Die Liste von 44 Korrespondenten- und Lieferantennamen ist freilich nicht vollständig.<sup>45</sup> Die Blätter dieses Bands sind von alter Hand von 1 bis 146 nummeriert, die Zeichnungen haben alle die gleichen Maße 32,2 x 21,4 cm. Interesse weckt der Name von Johannes Kentmann, der aufgrund des so genannten Titels seine Zeichnungen an Gessner übermittelt hatte. Der Beitrag Kentmanns soll bedeutend gewesen sein – seinen Namen trug Gessner in die alphabetische Liste seiner Mitarbeiter unter dem Buchstaben K als den ersten ein. Wer war er? Handelt es sich in diesem Band um Pflanzenabbildungen auch von Kentmanns Hand? Inwieweit sind in ihnen der künstlerische Einfluss und die Studien Gessners erkennbar? Hat vielleicht Schmidel aus dem sogenannten Tartuer/Dorpater Kentmann-Band schon seinerzeit, d. h. im 18. Jahrhundert, Pflanzenzeichnungen reproduziert? Im Folgenden versuchen wir, diese Fragen zu beantworten.

Johannes Kentmann (1518 – 1574) ist bekannt als deutscher Mediziner und Naturforscher. Nach seinem Medizinstudium in Leipzig, Wittenberg und

44 Für die Übersetzung dieses lateinischen Textes ins Estnische bin ich meiner Kollegin Frau Ave Teesalu zu Dank verpflichtet. Sie, ebenso die Kollegin Jaanika Päll und den Kollegen Kaspar Kolk durfte ich nötigenfalls immer bei lateinischen Texten konsultieren, wofür ich ihnen herzlich danke.

45 Schmidel: *Gesneri opera botanica* (Anm. 3), pars 1, S. XLII, zählt die Namen nicht ganz korrekt auf. Rudolf Steiger: Erschließung des Conrad-Geßner-Materials der Zentralbibliothek Zürich. In: *Gesnerus* 25, 1968, S. 29 – 64, hier S. 33, hat 137 Personen registriert, die Gessner „Pflanzen oder Abbildungen von solchen, manchmal nur Samen geschickt haben.“



Nürnberg begab er sich 1547 auf eine Studienreise nach Italien. Er studierte in Padua, Venedig und Bologna und besuchte viele andere Städte und Gegenden. Im Jahre 1550 trat er, in Bologna zum Doktor der Medizin promoviert, seine Heimreise an, auf welcher er Konrad Gessner in Zürich besuchte. Ab diesem Zeitpunkt begann die fruchtbare Zusammenarbeit der beiden Forscher sowohl in Botanik als auch auf dem Gebiet der Mineralogie und der Zoologie.<sup>46</sup> Anfangs Stadtphysicus in Meißen, zog Kentmann 1554 nach Torgau und bekleidete bis zu seinem Tode auch dort das Amt des Stadtphysicus.

In Padua hatte Kentmann im 1545 gegründeten botanischen Garten Pflanzen gezeichnet. Auch in mehreren Gärten in Rom und Venedig fertigte er Pflanzenzeichnungen an. So entstand der handschriftliche *Codex Kentmanus*, der heute in der Anna Amalia Bibliothek in Weimar liegt. Er enthält in zwei *Centuriae* gruppierte, meistens aus Padua stammende Zeichnungen und einen mit *Observationes* betitelten, vermutlich später verfassten begleitenden Text.<sup>47</sup> Aus dem Briefwechsel Konrad Gessners mit Johannes Kentmann geht hervor, dass Gessner diesen Kodex von Kentmann entlieh, kopieren ließ und im März 1555 dem Verfasser zurücksandte.<sup>48</sup> Die im Beitrag von Sachiko Kusakawa (2009) angeführten wenigen Illustrationen aus dem *Codex Kentmanus* zeigen eine frappante Ähnlichkeit mit den entsprechenden Zeichnungen im Tartuer/Dorpatener Kentmann-Band und bestätigen die vorläufige Vermutung, dass es sich im Letzteren um Kopien aus dem *Codex Kentmanus* handeln kann. Verständlich wurden dadurch die bisher unentschlüsselten Hinweise von alter Hand auf den meisten Zeichnungen: Es wird nämlich auf dem oberen Rand einer Kopiezeichnung auf die entsprechende Seitennummer in der ersten oder zweiten *Centuria* des *Codex Kentmanus* hingewiesen. Zum Beispiel findet sich in der Tartuer/Dorpatener Handschrift auf Blatt 3<sup>v</sup> mit dem Hinweis „K.1.16.“ die exakte Kopie der ‚Tulipa Turcica‘ aus dem *Codex Kentmanus* Seite 16<sup>v</sup> (Abb. 2).

46 Johannes Kentmann zählte zu Gessners wichtigsten Gewährsmännern bei seinem Vogelbuch. – Springer, Kinzelbach: Das Vogelbuch (Anm. 2), S. 417. In seiner Anthologie ‚De omni rerum fossilium genere, gemmis, lapidibus, metallis, et huiusmodi, libri aliquot, plerique nunc primum editi‘ (Zürich 1565) veröffentlichte Gessner den Katalog, der Kentmanns umfangreiche Sammlung von Gesteinen und Mineralien aufführt, sowie dessen medizinische Abhandlung über die Steine, die im menschlichen Körper entstehen.

47 Sachiko Kusakawa: Image, Text and Observatio: the Codex Kentmanus. In: Early Science and Medicine 14, 4, 2009, S. 445–475, hier S. 447, 449.

48 Siehe Hanhart: Gessner (Anm. 22), S. 306; Kusakawa: Image (Anm. 47), S. 449f.



Die Tulpe war erst einige Jahre zuvor aus Konstantinopel nach Europa gebracht worden. Gessner bekam 1559 in Augsburg ein Exemplar zu Gesicht.<sup>49</sup> Auf Blatt 80<sup>v</sup> ist das schöne Silberblatt (*Lunaria annua* L.) mit dem Hinweis „1.23“ zu sehen. Tatsächlich gibt es in der ersten *Centuria* des *Codex Kentmanus*, Bl. 23, die Originalabbildung einer *Lunaria*, die Kentmann im Garten des Stadtphysicus in Padua gesehen hatte. Unter den im Beitrag von Kusukawa reproduzierten Pflanzenabbildungen aus den *Centuriae* Kentmanns befindet sich die Abbildung einer als ‚Opuntia Plinii‘ identifizierten Kaktusart (aus der Gattung *Opuntia* Mill.), deren Kopie im Tartuer/Dorpater Kentmann-Band, Blatt 97<sup>v</sup> (Hinweis 2.37), vorkommt. Zu der als ‚Flos Indianus‘ bezeichneten Hohen Studentenblume (*Tagetes erecta* L.) auf Blatt 59<sup>v</sup> soll es auch ein Vorbild im *Codex Kentmanus* 1.60 geben.<sup>50</sup> Im Brief vom 27. August 1565 an seinen Freund, den Nürnberger Botaniker und Arzt Joachim Camerarius den Jüngeren, erwähnt Gessner, dass er die von Kentmann gemalte *Lachryma Jobi* längst erhalten habe.<sup>51</sup> Die Abbildung eines Hiobstränengrases (*Coix lacryma-jobi* L.) ist tatsächlich im Tartuer/Dorpater Kentmann-Band, Bl. 22<sup>v</sup>, mit dem Hinweis (1.97) auf den *Codex Kentmanus* vorhanden.

Auf dem letzten Blatt 146<sup>v</sup> unten bestätigt Gessner die Herkunft der Vorbilder: „Hactenus Ex libro Jo. Kentmanni.“<sup>52</sup> Die wirkliche Zahl der von Kentmann an Gessner gelieferten Zeichnungen soll aber größer sein, wie man den Erlanger Kodizes und dem jahrelangen, bis zum Tode Gessners dauernden Briefwechsel entnehmen kann. Neben dem wissenschaftlichen Gedankenaustausch war es möglich, einige praktische Forschungsprobleme brieflich zu lösen. Gessner zählte immer wieder neue Pflanzen auf, von denen er Samen, Wurzeln, blühende und getrocknete Pflanzen oder deren Abbildungen erbat. Schon Schmidel bemerkte, dass Gessner von den besten Zeichnungen Kentmanns mehrere in seine Hauptkodizes übernommen hatte.<sup>53</sup> Die Editoren der Erlanger Kodizes waren sich bewusst, dass Kentmann Gessner eine größere Anzahl von Pflanzenbildern geschenkt hatte. Den Tartuer/Dorpater Band kannten sie

49 Fretz: Gessner als Gärtner (Anm. 29), S. 59.

50 Kusukawa: Image (Anm. 47), Fig. 1, 4, 7, 9.

51 Trews Sammlung in der UB Erlangen ist die größte von Briefen medizinischen und naturwissenschaftlichen Inhalts aus dem 16. bis 18. Jahrhundert. Dieser Sammlung gehören elf Briefe Gessners an. Siehe Rath: Die Briefe (Anm. 33), S. 164, 167.

52 Übersetzung: „Bis hierher aus dem Buch von Jo. Kentmann.“

53 Schmidel: Gesneri opera botanica (Anm. 3), S. LIII.



aber nicht, und in ihrer Faksimileausgabe konnten sie nur einige Zeichnungen mit Sicherheit Kentmann zuschreiben. Zum Beispiel stammt von Kentmann die Studie über das Sperrkraut (*Polemonium caeruleum* L.).<sup>54</sup> In seinem Brief vom 27. Januar 1565 an den Nürnberger Stadtphysicus Hieronymus Herold (?–1566) schrieb Gessner: „Rorippa hat mir Herr Kentmann endlich gesandt ohne einen zweiten Namen; sie ist aber eine wilde Art von Nasturtium [...]“.<sup>55</sup> In der Faksimileausgabe der Erlanger Kodizes gibt es die Abbildung einer blühenden Pflanze, die die Editoren als eine Brunnenkresseart (*Nasturtium spec.*) bezeichnen. Auf demselben Blatt ist die Abbildung einer Sumpfkresse (*Rorippa Islandica* (Oed.) Borb.) zu sehen.<sup>56</sup> Ob Gessner die Pflanzen nach Vorbildern Kentmanns gezeichnet hat, kann man nicht mit Sicherheit sagen; im Tartuer/Dorpater Band sind die Vorbilder nicht zu finden.

Sind nun die Entstehungszeit und die Herkunft der Zeichnungen im Tartuer/Dorpater Kentmann-Band erklärt, bleibt doch der von Gessner bzw. von Kentmann für das Kopieren angestellte Künstler unbekannt. Wo Gessner selbst als wissenschaftlicher Botaniker Hand anlegte, ist das dank dem Vorbild der Erlanger Kodizes klar erkennbar. Bei vielen Zeichnungen zeigt sich seine künstlerische Begabung sowie der schon mehrfach charakterisierte Arbeitsstil. Gessner erforschte Gewächse vom Samen bis zur Reife. Er lernte so Wurzeln und Knollen, Stengel und Blätter, Knospen und Blüten, Fruchtkelche, Samengehäuse und Samen gründlich kennen. Seine morphologischen Beobachtungen bildete er überaus gewandt, sehr genau und oft vergrößert ab. Wenn das Aussehen einer Pflanze in der ihm gelieferten Zeichnung ungenügend dargestellt war, wurde im Haus Gessners tüchtig daran weitergearbeitet. Seine präzisen und feinen Striche sind nie über das vorhandene Pflanzenbild gezogen, sondern er zeichnete seine Ergänzungsstudien mit voller Achtung gegenüber der Hauptdarstellung diskret und sorgsam in den Hintergrund und auf den Blattrand. Auffallend ist seine fein differenzierende Kolorierung. In seinen kleinen Gärten züchtete Gessner Hunderte Pflanzen, so dass er sie

<sup>54</sup> Gesneri *Historia Plantarum* (Anm. 5), Bd. 1, 1987, Tafel 5, S. 70f.

<sup>55</sup> Rath: *Die Briefe* (Anm. 33), S. 198, 202. Die Anm. 102 daselbst von Rath: „Roripa officinalis ist nach heutiger Terminologie die Brunnenkresse, *Nasturtium officinale* R. Br. Vielleicht meint Gessner mit der wilden Art die *Roripa silvestris* Bess., die Waldkresse.“

<sup>56</sup> Gesneri *Historia Plantarum* (Anm. 5), Bd. 2, 1991, Blatt 380 verso, S. 76f. Mit ‚Blatt, Nummer recto/verso‘ ist das auf der betreffenden Seite der Gesamtausgabe (Anm. 5) abgebildete Blatt der Originalhandschrift gemeint.



selbst vom Samen bis zur Blüte beobachten, erforschen, abbilden und schon gelieferte fertige Abbildungen durch Detailstudien bereichern konnte. Auf denselben kritisch-forschenden Stil Gessners beim Pflanzenzeichnen stößt man im Tartuer/Dorpaten Kentmann-Band wenigstens bei 30 Abbildungen. Außerdem sind auf etwa 40 Rückseiten der Kentmann-Abbildungen neue Pflanzenbilder oder Detailstudien von einer viel geübteren Hand, vermutlich von Gessner selbst oder von einem bei ihm zu Hause arbeitenden Künstler, zu sehen.<sup>57</sup> In den Zeichnungen beigegefügt handschriftlichen Forschungsnotizen weist Gessner auf frühere Zeichnungen, hauptsächlich in Büchern von Rembert Dodoens (1517–1585) und Pietro Andrea Mattioli (1500–1577), hin, berichtet über den Fundort oder besondere Merkmale eines Gewächses, registriert Beobachtungen bei seinen Züchtungen im eigenen Garten oder Bemerkungen der Lieferanten. In mehreren Fällen wird auf das Vorhandensein einer besseren Abbildung hingewiesen: „ramulus cum flore melius pingitur in meis“;<sup>58</sup> berichtete Gessner bei der Abbildung einer Kronen-Wucherblume (*Chrysanthemum coronarium* L.) auf Bl. 7<sup>v</sup>. Eine genauere, wahrscheinlich eigenhändige Abbildung der Pflanze ist in Erlangen vorhanden, man kann sie in der Gesamtausgabe (Bd. 1, S. 76) auf Blatt 194 recto b sehen. Verweise auf bessere Abbildungen und manche anderen Erläuterungen hinterließ auch Gessners Nachfolger Kaspar Wolf. Viele Textnotizen stammen von dem damals jungen englischen Arzt und Theologen Thomas Penny. Es ist nicht ganz klar, in welcher Arbeitsphase er an der *Historia plantarum* Gessners mitarbeitete. Einigen Angaben zufolge scheint Kaspar Wolf ihn zur Bearbeitung von Gessners Nachlass zu Hilfe gerufen haben,<sup>59</sup> nach anderen wohnten bei Gessner zeitweise junge gelehrte Männer, unter denen Johannes Bauhin (1541–1613) und Thomas Penny eine wichtige Rolle spielten.<sup>60</sup>

57 Von Letzteren wird in der Literatur Josef Murer erwähnt, der seine Arbeiten mit IM signierte. Einige von Murer signierte Zeichnungen finden sich im dritten der in Tartu/Dorpat aufbewahrten Bände (Mscr 57).

58 Übersetzung: „Das Zweigchen mit Blüten ist in meinen [Kodizes] besser abgebildet.“

59 Fischer: Gessner (Anm. 1), S. 50.

60 Nach Fischer besuchte Penny Gessner, der ihn gut aufnahm, wahrscheinlich 1565. Im Gästebuch (*liber amicorum*) Gessners, das aus dessen letzten zehn Lebensjahren 1555–1565 insgesamt 227 Einträge enthält, ist das Autograph Pennys nicht zu finden, jedoch trug sich darin am 7. Juni 1560 Johannes Bauhin ein. Siehe Richard J. Durling: Conrad Gesner's *Liber amicorum* 1555–1565. In: *Gesnerus* 22, 1965, S. 134–159, hier S. 134–136.

Die Gessnerforschung hat festgestellt, dass die Zeichnungen im Arbeitszimmer Gessners ungebunden auf Regalen lagen und wahrscheinlich erst etwa hundert Jahre nach seinem Tode in Bänden zusammengefasst wurden.<sup>61</sup> Einige Vermerke, welche die blattweise Lagerung durch Gessner bestätigen, beispielsweise auf Bl. 139 „Im Regal 462.464. R ¼“, kommen auch in unserem Kentmann-Band vor.

Heutzutage kennt man noch einen weiteren Band mit botanischen Abbildungen von Johannes Kentmann, die dieser in Torgau herstellte. 1563 fertigte Kentmann nämlich im Auftrag des Kurfürsten August I. von Sachsen (1526 – 1586) für dessen naturkundige Gemahlin Anna ein schönes *Kreutterbuch* an. Vergleicht man einige Pflanzenbilder in diesem in der Sächsischen Landesbibliothek Dresden aufbewahrten *Kreutterbuch*<sup>62</sup> Kentmanns mit einigen Pflanzenbildern im *Codex Kentmanus* in der Anna Amalia Bibliothek in Weimar, bemerkt man, dass am *Kreutterbuch* eine wahre Künstlerhand gearbeitet hat. Der Kentmannforscher Johannes Helm identifizierte den Torgauer Künstler David Redtel († 1591) als (einen) Urheber der 600 schönen handgemalten Pflanzendarstellungen des *Kreutterbuchs*.<sup>63</sup> Diese Tatsache führte mich auf den Gedanken, die Künstlerhandschrift und das Schlangensignum Redtels, dessen Modifikationen Helm im *Kreutterbuch* gefunden hatte, unter den Pflanzenzeichnungen der Tartuer/Dorpatener Bände zu suchen. Aller Wahrscheinlichkeit nach kommt Redtels Hand in den in späteren Jahren von Kentmann gelieferten Zeichnungen vor, jedoch fesselt im frühen Kentmann-Band in dieser Hinsicht die Abbildung eines Alpenveilchens (*Cyclamen*), Bl. 127<sup>v</sup> (Hinweis 2.26), die Aufmerksamkeit (Abb. 3). Kann eine in der Blattmitte zart abgebildete, sich ringelnde Schlange das Signum des wenig bekannten Torgauer Künstlers David Redtel sein? Vielleicht deutet auf Redtel der Schlangenlinien bildende Rosenkranz in der Abbildung Bl. 22<sup>v</sup>. Dieser Zusatz harmoniert visuell gut mit den perlmuttartigen Samen des Hiobstränengrases, die, wie Kentmann wohl wusste, in Italien für Rosenkränze verwendet wurden.

61 Milt: Gessners „*Historia plantarum*“ (Anm. 4), S. 286.

62 Einen Teil des ‚*Kreutterbuches*‘ hat die Besitzerbibliothek durch die Deutsche Fotothek online zugänglich gemacht. Siehe auch Doris Kutschbach: Schönheit und Nutzen der Kräuter. Das Kräuterbuch des Johannes Kentmann von 1563. München u. a. 2005.

63 Johannes Helm: David Redtel, der bisher unbekannte Künstler. In: Sudhoffs Archiv 53/2, 1969, S. 153 – 159. Über Redtel siehe auch: Ulrich Thieme und Felix Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Bd. 28. Leipzig 1934, S. 77f.



Abb. 3 Alpenveilchen (Cyclamen) nach dem Vorbild im Codex Kentmanus Bl. 2.26. Die in der Blattmitte mit zartem Umriss angedeutete, sich ringelnde Schlange weist vermutlich auf den Torgauer Künstler David Redtel hin, der für Johannes Kentmann zeichnete. – UB Tartu/Dorpat, Mscr 55, Bl. 127v.

Das kurfürstliche *Kreutterbuch* war eine hervorragende Zusammenfassung der langjährigen botanischen Forschungen Kentmanns. Aus dem Brief Gessners an Kentmann vom 24. Juni 1564 entnehmen wir, dass Kentmann von dieser Leistung bald auch Gessner in Kenntnis setzte. Freundlicherweise sandte Kentmann als Beispiel die Abbildung einer Christrose (*Helleborus niger* L.), ebenso den Katalog aller im *Kreutterbuch* abgebildeten Pflanzen, damit Gessner ihm bisher fehlende Pflanzenabbildungen auswählen und hinzubestellen konnte. Gessner gratulierte dem Verfasser, aber obwohl er das hohe künstlerische Niveau der Abbildung sehr lobte, bestellte er diesmal nichts; er sei sehr beschäftigt und male zur Zeit Pflanzen aus seinem eigenen Garten. Die im Brief folgende Darlegung zu den Blütenfarben der Christrosen, von denen Gessner mehrere Pflanzen, darunter ein Einzelexemplar italienischer Herkunft mit milchweissen Blüten, in seinem Garten hatte, zeigt einmal mehr, wie Gessner gattungs- und arttypische Merkmale der Pflanzen beobachtete und erklärte.<sup>64</sup> Kommen wir zurück zur als Muster gesandten schönen Abbildung der schneeweissen Blüte einer Christrose von Redtels Hand, fällt im Erlanger Kodex die künstlerische Zeichnung auf Blatt 461 recto (Gesamtausgabe, Bd. 2, S. 110) als mögliche Pflanzenzeichnung David Redtels auf. Es sei nur erwähnt, dass eine Abbildung von *Helleborus* schon weiter vorne im Kentmann-Band vorhanden ist (Bl. 9<sup>v</sup>; Hinweis K.1.20).

Schmidel publizierte bekanntlich Zeichnungen vor allem aus zwei der fünf ihm zur Verfügung gestellten Zeichnungskonvolute; bei näherer Betrachtung dieser Ausgabe stellt sich heraus, dass er auch von den Zeichnungen aus dem dritten, dem heutigen Tartuer/Dorpater Kentmann-Band Gebrauch machte. Es gibt einige Darstellungen daraus unter den Kupferstichen des ersten Bandes Schmidels (z. B. Taf. 2, Fig. 16; Taf. 4, Fig. 36; Taf. 5, Fig. 40), ebenso sind mehrere schöne Pflanzenbilder aus dem Kentmann-Band unter den handkolorierten Kupferstichen im zweiten Band Schmidels zu finden. Es ist aber einzuräumen, dass Schmidel hier vor allem die neuen Darstellungen oder feinen Ergänzungsstudien Gessners (oder seines Malers) reproduziert hat. Zum Beispiel sind der Stengellose Enzian (*Gentiana acaulis* L.) und die Details aus dessen verschiedenen Wachstumsphasen (Bl. 127<sup>r</sup>) im Kentmann-Band, in der Abbildung Nr. 86 (Taf. XXVII) der Schmidel-Ausgabe zu sehen; der Gefranste Enzian, Bl. 146<sup>v</sup>, ist als ganze blühende Pflanze mit Detailstudien

<sup>64</sup> Hanhart: Gessner (Anm. 22), S. 333.



Abb. 4 Aus dem Codex Kentmanus Bl. 2.28 kopierte Abbildung des Gefransten Enzians; im Hintergrund diskret und sorgsam ausgeführte Ergänzungsstudien von der Hand Gessners oder seines Malers. – UB Tartu/Dorpat, Mscr 55, Bl. 146v.



Abb. 5 Reproduktion der neuen Darstellung und der Ergänzungsstudien von der Hand Gessners oder seines Malers zu dem aus dem Codex Kentmanus kopierten Gefransten Enzian im Tartuer/Dorpater Kentmann-Band (siehe Abb. 4). – Schmidel: Gesneri opera botanica (Anm. 3), Abb. Nr. 91 (Taf. XXVIII).



von Früchten und einer offenen Fruchtkapsel mit Samen in der Abbildung Nr. 91 (Taf. XXVIII) reproduziert (Abb. 4 und 5); der Zweig des Bergahorns (*Acer pseudoplatanus* L.) samt Detailstudien von geflügelten Früchten, Bl. 107<sup>r</sup>, ist in der Abbildung Nr. 18 (Taf. VIII) wiedergegeben. In den Kommentaren registrierte Schmidel unter anderen auch Beobachtungen Kentmanns, lenkte nötigenfalls die Aufmerksamkeit auf Einzelheiten oder auf Fehler in ihnen.

Im Vergleich zum vorstehend betrachteten Kentmann-Band (Mscr 55) scheinen die übrigen zwei von Schneider gekauften Bände (Mscr 56 und Mscr 57), wenigstens hinsichtlich des Anteils Konrad Gessners, weniger wichtig. Das Mscr 56 wurde 1804 gekauft als „Eine Sammlung von 49 Stück dergl. [Originalzeichnungen von Pflanzen] von Konrad Gesner, Camerarius, Jungermann (des letzteren Enkel) und einiger Unbekannten mit beygeschriebenen Texten von der Hand der Verfasser“.<sup>65</sup> Der kleine, mit leeren Blättern durchschossene Foliant umfasst 49 Blätter und enthält 75 Abbildungen – meistens von Pflanzen, daneben mehrere von Früchten und einige von Fischen, Vögeln, Schlangen und Spinnen. Die Abbildungen sind unterschiedlich groß, meistens handkoloriert und mit den zur Zeit ihrer Entstehung gebräuchlichen Benennungen versehen. Außerdem gibt es in diesem Band eine Reihe von schematisierten Pflanzenbildern in kleinerem Format. Erläuterungen von Gessners Hand lediglich auf Blatt 2 und 34 sowie zwei mit 1591 datierte Zeichnungen (Bl. 16 und 36) bestimmen den zeitlichen Rahmen der Entstehung des Bandes, aber lassen ihn als Ganzen nicht genauer als in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts zu datieren.

Um die in der Kaufliste genannte Autorschaft zu beweisen, sind Vorkenntnisse und zuverlässiges Vergleichsmaterial unentbehrlich. Ohne den Stil und den Duktus der Zeichner und Schreiber zu kennen, kann man diese Aufgabe kaum lösen. Schneider, der ehemalige Verkäufer dieser Bände, bezog seine Informationen vermutlich aus den Angaben Schmidels, der alle Unterlagen gleichzeitig vor sich hatte, sie nötigenfalls miteinander vergleichen konnte und insgesamt mehr als zwei Jahrzehnte an ihrer Erforschung arbeitete. Ohne genauere Begründung gab er an, dass vier Zeichnungen aus der Sammlung Gessners und wenigstens 24 elegante Zeichnungen von Jungermann stammten.

65 UB Tartu/Dorpat, Best. 4, Verz. 1, Akte 244, Bl. 20<sup>r</sup>. Schneider hat sich bei „des letzteren Enkel“ geirrt, denn in seinen naturwissenschaftlichen Studien arbeitete Gessner weniger mit dem humanistischen Philologen Joachim Camerarius dem Älteren (1500–1574) als mit dessen Sohn, Joachim Camerarius dem Jüngeren, zusammen, dessen Schwester Ursula Jungermann (1539–1604) zwei botanisierende Söhne hatte.

Die übrigen sollen von Joachim Camerarius und einigen anderen Freunden verfertigt worden sein.<sup>66</sup>

Unter diesen Freunden lässt sich der Augsburger Arzt Adolph Occo (1524 – 1606) auf Blatt 2 anhand seiner Initialen identifizieren. Dem Zeichenstil und dem Duktus nach sind manche Zeichnungen (beispielsweise Bl. 28 „Onopyxus Laticaulis videtur naturae monstrum“) dem italienischen Naturforscher, Bologneser Arzt, Zoologen und Botaniker Ulisse Aldrovandi (1522 – 1605) zuzuschreiben.<sup>67</sup> Wahrscheinlich stammen von Aldrovandi auch zwei schön aquarellierte Zeichnungen des Großen Paradiesvogels (*Paradisea apoda* L.). Die Abbildung des etwa in den 1540er Jahren nach Europa gebrachten Vogels auf Bl. 44 passt ganz mit einer in Bologna aufbewahrten Zeichnung Aldrovandis zusammen, die er als „Manucodiata seu Avis Paradisea Apes“ betitelte.<sup>68</sup> Das zweite Aquarell, Bl. 45, zeigt den prachtvollen Vogel in ausgestreckter Haltung, damit die Schönheit des Gefieders besonders gut sichtbar ist (Abb. 6). Das in Bologna aufbewahrte Original ist eine der schönsten Zeichnungen Aldrovandis.<sup>69</sup> Als Gessner sein Vogelbuch vorbereitete, besaß er die Zeichnungen Aldrovandis noch nicht: Er illustrierte den Text über den exotischen Vogel mit einer anderen Abbildung. Bekanntlich machte der Universalgelehrte John Johnston (1603 – 1675) in seiner fünfbändigen *Historia naturalis animalium* (Frankfurt a. M. 1650 – 1653) besonders von den Zeichnungen Gessners und Aldrovandis Gebrauch. In seinem Vogelbuch zeigt Johnston den Paradiesvogel auf einer Illustrationstafel in mehreren Haltungen. Die erste Figur ähnelt der Abbildung des Paradiesvogels im Vogelbuch Gessners, die nächsten beiden entsprechen den eben erwähnten Zeichnungen Aldrovandis.<sup>70</sup> Das Werk Johnstons blieb für etwa hundert Jahre das maßgebende Handbuch der Tierkunde, in dem auch Zeichnungen Gessners und Aldrovandis fortlebten.

Schmidels Informationen über den überwiegenden Anteil von Camerarius am Band Mscr 56 stimmen mit der Tatsache überein, dass der Nürnberger Arzt und Botaniker den Nachlass Konrad Gessners 1580 erworben und in

66 Schmidel: *Gesneri opera botanica* (Anm. 3), S. LIV.

67 Die Universitätsbibliothek Bologna bewahrt 10 Bände naturhistorische aquarellierte Zeichnungen auf, darunter etwa 1500 Pflanzenzeichnungen, siehe: <http://www.filosofia.unibo.it/aldrovandi/pinakesweb/main.asp?language=it>

68 UB Bologna, Vol. 002 Animali, Bl. 61.

69 UB Bologna, Vol. 001 – 2 Animali, Bl. 61.

70 Siehe John Johnston: *Historia naturalis de avibus libri VI*. Frankfurt a. M. 1650, Tab. 55.





Abb. 6 Vermutlich von Ulisse Aldrovandi gezeichnete Abbildung des Großen Paradiesvogels. – UB Tartu/Dorpat, Mscr 56, Bl. 45.

den folgenden Jahren dessen Sammlung von Pflanzenzeichnungen erweitert hatte. Fünf Vorlagen aus diesem Band soll Camerarius gemäß Schmidels Angaben in seinem *Hortus philosophicus* reproduziert haben; es ist gegenwärtig aber noch ungewiss, welche Blätter in Mscr 56 tatsächlich von seiner eigenen Hand stammen. Ist es zum Beispiel die schöne Abbildung „Solanum Indicum Camerarij“ (Bl. 21)? Im von Camerarius neu bearbeiteten und ins Deutsche übersetzten Kräuterbuch von Mattioli wurde dieselbe Abbildung der Pflanze spiegelbildlich, versehen mit einigen hinzugesetzten Details, reproduziert.<sup>71</sup> Als Urheber der Pflanzenabbildung, auf der Einzelheiten hinzugefügt sind, ist ein „fleissiger Nachforscher allerley frembden Gewechs H. Josephus Casabonius“ angegeben.<sup>72</sup> Aller Wahrscheinlichkeit nach diente der Holzschnitt als Vorbild für die Zeichnung Camerarius’ und nicht umgekehrt. Ohne die Urheber der Pflanzenabbildungen zu nennen, hat Camerarius auch für die Ausgabe Mattiolis von vielen Unterlagen aus der Gessnerschen Sammlung Gebrauch gemacht. Beispielsweise ist die Libanonzedern (Cedrus Libani; Bl. 33<sup>v</sup>) durch die schöne Abbildung eines Zedernzweigs mit einem naturgrossen Zapfen aus dem Tartuer/Dorpaten Kentmann-Band Mscr 55, Bl. 5<sup>v</sup> (Hinweis K.1.3), vertreten (Abb. 7 und 8).

Genauso wenig sind in Mscr 56 die Zeichnungen eines Jungermann zu bestimmen. Der jüngere Sohn der Schwester von Joachim Camerarius dem Jüngeren, Ludwig Jungermann (ca. 1572 – 1653), war Arzt und Botaniker in Gießen, später Botanikprofessor in Altdorf. Er wurde einer der bedeutendsten Botaniker seiner Zeit. Zu Lebzeiten seines Onkels war er für eine ernsthafte botanische Zusammenarbeit jedoch noch viel zu jung. Eher arbeitete Camerarius Hand in Hand mit seinem älteren Neffen Joachim Jungermann (ca. 1561 – 1591), der Camerarius’ *Florilegium* mit 473 farbigen Zeichnungen illustrierte. Joachim Jungermann wurde als Botaniker an den Botanischen Garten von Padua berufen. Auf Betreiben seines Onkels reiste der junge Mann nach dem Orient, wo er sein Leben verlor. Dem Duktus nach zu schließen könnten in Mscr 56

71 Pietro Andrea Mattioli, Joachim Camerarius: Kreutterbuch deß hochgelehrten unnd weiterühmten Herrn D. Petri Andreae Matthioli: jetzt widerumb mit viel schönen neuen Figuren, auch nützlichen Artzeneyen, und andern guten Stücken, zum andern mal auß sonderm Fleiß gemehret und verfertigt durch Ioachimum Camerarium. Frankfurt a. M. 1590, Bl. 376.

72 Es ist wenig wahrscheinlich, dass es sich um den Philologen und Theologen Isaac Casaubon (1559 – 1614) oder um einen seiner Söhne handelt.



Abb. 7 Aus Codex Kentmanus Bl. 1.3 kopierte Abbildung eines Zedernzweigs (Cedrus Libani) mit einem naturgroßen Zapfen. – UB Tartu/Dorpat, Mscr 55, Bl. 5v.



Abb. 8 Reproduktion der neuen Darstellung und der Ergänzungsstudien von der Hand Gessners oder seines Malers zu dem aus dem Codex Kentmanus kopierten Gefransten Enzian im Tartuer/Dorpater Kentmann-Band (siehe Abb. 4). – Schmidel: Gesneri opera botanica (Anm. 3), Abb. Nr. 91 (Taf. XXVIII).

beispielsweise die Abbildungen „Fungiis Ceratitis“ (Bl. 37a), „Spongia ramosa“ (Bl. 38a) und „Spatha nuccis indica“ (Bl. 8a) von der Hand Joachim Jungermanns stammen. Vorläufig müssen wir uns mit dem ungenauen Wissen begnügen, dass die Zeichnungen in Mscr 56 wohl größtenteils von Joachim Jungermann und Joachim Camerarius dem Jüngeren stammen.

Der dritte Zeichnungsband Mscr 57 besteht aus 81 Blättern in Großfolio. Die meisten von ihnen haben das Format 51x36 cm; es gibt aber auch einige etwas kleinere und einige zusammengefaltete Zeichnungen von doppelter Größe. Die ersten Abbildungen sind zwei Aquarelle und ein Kupferstich (datiert 1676) von merkwürdigen Tieren – ein Wildschwein (datiert 1579) mit außerordentlich malerisch gefärbter Haardecke und menschenartig krausköpfige, seltsame Köpfe

eines Hirschs und eines Rehbocks. Der Datierung wegen können sie keinen Zusammenhang mit Gessner haben. Jedoch gibt es im Konvolut Blätter aus dem früheren Besitz Gessners. Diese Tatsache und die vorher genannte Datierung des Kupferstichs bestimmen den zeitlichen Rahmen der Entstehung des ganzen Konvoluts, der sich demnach von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis 1676 erstreckt. Also überschreitet der Bestand von Mscr 57 die Lebenstage Gessners, wie dies auch beim zweiten sogenannten Gessnerschen Band Mscr 56 der Fall war. Die Blätter von Mscr 56 und Mscr 57 wurden nach Camerarius' Tod nicht an Volkamer verkauft, sondern sollen in der Familie verblieben sein, vermutlich just deshalb, weil es sich hauptsächlich um von einem Vorfahren gesammelte oder von ihm selbst gezeichnete Pflanzenabbildungen handelte.

Zu diesem Zeichnungskonvolut gehören vier lose Blätter mit der vorläufig erläuterten Liste der Abbildungen von Schmidels Hand. In seiner Gessnerausgabe behauptet Schmidel, dass in diesem Band sogar 63 Abbildungen von Joachim Camerarius stammen. Sie sollen von ihm eigenhändig gezeichnet oder von ihm gesammelt worden sein. Wenigstens 18 Pflanzenzeichnungen sollen von Gessners Hand stammen oder einmal in seine Sammlung gehört haben.

Als weitere Urheber der Abbildungen in Mscr 57 nannte Schmidel Benedikt Marti (Aretius, 1522 – 1574),<sup>73</sup> Francesco Calzolari (Calceolarius, 1521 – 1600),<sup>74</sup> Giacomo Antonio Cortusi (1513 – 1603)<sup>75</sup> und den schon erwähnten Kentmann. Diese Gewährsleute waren Gessners Brieffreunde und Lieferanten, ihre Zeichnungen stammen aus der Sammlung Gessners. Dies lässt sich wie in den schon besprochenen Fällen an den von Gessner hinterlassenen Anmerkungen und einigen beigefügten feinen Detailstudien erkennen. Zum Beispiel gibt es auf Blatt 14 einen Hinweis auf Adolph Occo, der Gessner eine schöne Abbildung eines Indischen Blumenrohrs (*Canna Indica* L.) in natürlicher Größe geliefert hatte. Auf Blatt 41<sup>r</sup> ist eine Tabakpflanze (*Nicotiana tabacum* L.) in Naturgröße zu sehen. Unten steht die Jahreszahl 1565 mit der Signatur von Aretius, aber der Notiz Gessners ist zu entnehmen, dass es sich eigentlich um eine Zeichnung des Sohns von Aretius handelt. Die auf Blatt 57 abgebildete Pflanze soll aus dem Garten von Christoph Girschner aus Bamberg (1564) stammen, eine auf

73 Ein Schweizer Theologe, Pädagoge und Korrespondent Gessners, den seine botanischen Neigungen mehrmals auf Wanderungen in die Berge führten.

74 Ein berühmter Pharmazeut, Naturwissenschaftler und naturwissenschaftlicher Sammler in Verona, Korrespondent Gessners.

75 Ein berühmter Arzt und Botaniker in Padua, Korrespondent Gessners.



Blatt 70 abgebildete Frucht wurde Gessner im Mai 1565 von Peter Coldenberg, einem Apothekeninhaber in Antwerpen, geschickt. Von Kentmann stammen mit Sicherheit zwei Zeichnungen: auf Blatt 49 die Abbildung des einheimischen Straußenfarns (*Matteuccia struthiopteris*) und die sogenannte Moluca Indica (Bl. 47). Auf Blatt 25 findet sich die große Darstellung einer Myrte (*Myrtus communis* L.) von Francesco Calzolari, der Gessner im Jahre 1560 von dieser Pflanze auch Samen schickte. Vermutlich wollte Gessner die ihm gelieferten übergroßen Abbildungen nicht in seine zukünftige *Historia stirpium* hineinnehmen, sondern er (oder sein Maler) zeichnete sie noch einmal, aber in dem üblichen Format. Solche Übertragungen der Unterlagen kommen in den Erlanger Kodizes vor. Zum Beispiel scheint darin ein Myrtenspross mit Blütenknospen nach der Zeichnung Calzolaris abgebildet zu sein (Gesamtausgabe, Bd. 2, S. 117, Blatt 487 b verso, unten rechts).

Schmidel behauptete auch, dass 34 Darstellungen in diesem Band mit den Zeichnungen des Nürnberger Apothekers Georg Oelinger (1487 – 1557) übereinstimmen. Georg Oelinger war einer der bekanntesten Botaniker seiner Zeit. 1520 hatte er in Nürnberg einen Kräutergarten eingerichtet, wo er neben Arzneipflanzen auch seltene exotische Gewächse züchtete. Nach seinem Tode übernahm Joachim Camerarius der Jüngere den Garten Oelingers und vielleicht auch seine prächtige Sammlung von Pflanzenabbildungen. Die 1553 unter Mitwirkung des Arztes Samuel Quicquelberg (1529 – 1568) fertiggestellte Handschrift Oelingers „*Magnarum Medicine partium herbariae et zoographiae imagines*“ (647 Seiten, überwiegend Illustrationen) befindet sich heute in der Sammlung Trew in der Universitätsbibliothek Erlangen, und es ist möglich, dass sie einmal Camerarius gehörte. Sein oben erwähnter Neffe Joachim Jungermann machte ihn in seinem Brief vom 28. März 1585 auf Oelingers Pflanzenzeichnungen aufmerksam, von denen er einige Blätter für wert hielt, in die botanischen Werke des Onkels übernommen zu werden.<sup>76</sup> Der Reiz der mit Wasser- und Deckfarben illuminierten Zeichnungen in Oelingers Handschrift liegt vor allem in der natürlichen Größe der Pflanzen, deren „Strukturen bald in sorgfältigen Naturstudien genommen, bald in tapetenartig-rhythmisierte Stilisierung

<sup>76</sup> Wolf-Dieter Müller-Jahncke: Die „*Magnarum Medicine partium herbariae et zoographiae imagines*“ von Georg Öllinger und Samuel Quicquelberg. In: Beiträge zur Geschichte der Pharmazie. Mitteilungsblatt der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie 31, 1982, S. 129 – 133, hier S. 131.

abgebildet sind“.<sup>77</sup> In unserem Tartuer/Dorpater Zeichnungsband Mscr 57 sind die 34 Blätter, die einen exakten Hinweis auf Oelingers *Imagines* enthalten, mit Pflanzenabbildungen in natürlicher Größe versehen. Im Briefwechsel Gessners gibt es Andeutungen über Kontakte zwischen ihm und Georg Oelinger sowie zu dessen Sohn. Es finden sich aber keine Erläuterungen oder Detailstudien Gessners auf den nach Oelingers Vorbild angefertigten Zeichnungen. Vermutlich hat Camerarius oder sein Neffe Jungermann die Pflanzen aus Oelingers Sammlung um 1585 kopiert. Jedenfalls stammen sie von einer geübten Hand; die Kolorierung ist sehr genau getroffen. Der geschickte Kopist hat auch die für die *Imagines* Oelingers charakteristische Verbindung der Pflanzen mit Landschaften, Vögeln, Tieren und Menschen übernommen (Abb. 9).<sup>78</sup>

In diesem Zeichnungskonvolut sowie in Mscr 56 fesseln einige Pflanzenabbildungen in Naturselbstdruck die Aufmerksamkeit. Sie können von Camerarius oder Kentmann stammen: Die beiden sollen versucht haben, von einer eingefärbten Pflanze einen unmittelbaren und naturgetreuen Abdruck zu erreichen. Beispielsweise sind in Mscr 56 auf Blatt 17 die Pflanzenblätter der sieben verschiedenen Pflanzen in Naturselbstdruck angebracht. In Mscr 57 befindet sich auf Blatt 34 die naturgroße Abbildung einer Pflanze mit den vier Bezeichnungen „Abutilon Camerarij, Abutilon Avicennae, Althaea Theophrasti et Ibisus Theophrasti, Dod:“. Gessner unterschied im Erlanger Kodex (Gesamtausgabe) vier verschiedene Pflanzen: Abutilon avicennae (L.) Gaertner? (Bd. 2, S. 68f., Blatt 361 verso unten links), Abutilon theophrasti Medicus [sic] (Bd. 1, S. 52, Blatt 149 verso), Althaea cannabina L. (Bd. 2, S. 64, Blatt 347 verso) und Hibiscus roseus Thore (Bd. 2, S. 68f., Blatt 361 verso unten rechts).

Um Konrad Gessner als wissenschaftlichen Botaniker zu verstehen, muss man ihn als Menschen seiner Zeit betrachten. Mit der Tradition der älteren Pflanzenbücher brachen die ‚Väter der Botanik‘ Otto Brunfels (1488–1534), Hieronymus Bock (1498–1554) und Leonhard Fuchs (1501–1566) im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Sie legten den Grundstein für die Entwicklung

77 Eberhard Lutze: Die Bilderhandschriften der Universitätsbibliothek Erlangen. Erlangen 1936 (Nachdruck Wiesbaden 1971). S. 71f.

78 Als Vorbilder für 34 Pflanzenzeichnungen im Mscr 57 dienten folgende Blätter aus Oelingers Handschrift: Bl. 1, 3, 4, 6, 7, 13, 14, 23, 35, 41, 43, 44, 49, 50, 59, 60, 87–89, 92–94, 137–139, 147, 282–284, 289, 290, 300, 342 – siehe das Digitalisat: [http://bvbm1.bib-bvb.de/view/bvbmets/viewer.o.5.jsp?folder\\_id=o&dvs=1395936016464~634&pid=5556709&locale=et&usePid1=true&usePid2=true](http://bvbm1.bib-bvb.de/view/bvbmets/viewer.o.5.jsp?folder_id=o&dvs=1395936016464~634&pid=5556709&locale=et&usePid1=true&usePid2=true)

der modernen Botanik, in der Konrad Gessner wegweisend wurde. Gessner bewertete altes Wissen, teilte mit vielen Forschern seine Erfahrungen und tauschte mit ihnen Samen, Pflanzen, Pflanzenabbildungen und Erkenntnisse aus. Als Botaniker beschäftigte er sich nicht nur mit morphologischen Merkmalen der einzelnen Pflanze, sondern behielt zugleich die zahllosen anderen Exemplare einer Art im Auge, die ihm anderswo begegnet waren. Seine Forschungsmethode führte ihn einerseits analytisch zu den einzelnen Merkmalen, andererseits synthetisch zum Gesamtbild der Art oder Gattung. Sein Ziel war, möglichst viele bisher unbekannte Pflanzen, Pflanzenarten und ihr Wesen kennen zu lernen, sie danach einem System zuzuordnen, ihre Benennungen zu organisieren und die durchforschte Pflanzenwelt naturgetreu vorzustellen. Der frühe Tod unterbrach die Forschungen dieses rastlosen Arbeiters. Das große Werk Konrad Gessners bis zum publikationsreifen Resultat zu führen überstieg damals die Kräfte seiner Schüler und Freunde.

Der botanische Nachlass Gessners wurde zerstreut, wieder zusammengeführt und wieder zerstreut. Die bisher wenig bekannten Tartuer/Dorpater Zeichnungskonvolute mit ihren illuminierten Pflanzenabbildungen sind ein Teil dieses Nachlasses, in dem Gessners forschender Arbeitsstil und seine zeichnerische Begabung, ebenso sein Lieferanten- und sein Korrespondentenkreis sichtbar werden. Zusammen mit den späteren Hinzufügungen bilden sie als Quellendokumente für die Wissenschaft und Kunst des 16. Jahrhunderts eine wertvolle Ergänzung zu den weltweit bekannten kostbar ausgemalten Kodizes. Der aufwendige, eingehende Vergleich der Tartuer/Dorpater Zeichnungskonvolute mit den genannten Unterlagen anderer Forscher dieser Zeit kann die bisherigen Kenntnisse zur Geschichte der Botanik wesentlich erweitern.





Abb. 9 Exakte Kopiezeichnung eines Echten Zimtbaums (*Cinamomum verum* Presl. = *Cinamomum zeylanicum*) nach Georg Oelinger („v. Olingeri imagines pag. 6.“) Affe und Papagei verleihen der Pflanzenabbildung, ganz im Stil der Originalzeichnungen Oelingers, mehr Ausdruck. – UB Tartu/Dorpat, Mscr 57, Bl. 52.

## Literatur in Gerichtsakten?<sup>1</sup>

Gerichtsakten enthalten Informationen verschiedener Art, z. B. über Prozessverfahren, Anlässe, persönliche bzw. geschäftliche Verbindungen, zeitgenössische Werturteile, über Bildung und Belesenheit der beteiligten Parteien bzw. von deren Advokaten.<sup>2</sup> Von den Tausenden Gerichtsakten, die im Estnischen Historischen Archiv in Tartu aufbewahrt werden, wird hier nur eine vorgestellt, die uns für die im Titel gestellte Frage vielleicht etwas mehr anbietet als die meisten anderen Quellen. Es handelt sich um eine Gerichtsakte des estländischen Oberlandgerichtes zu Reval (Tallinn), die im Jahre 1667 anlässlich der Beschwerde der Familie Romanowitz gegen Christoph Otto Grewe entstand.<sup>3</sup> Die Romanowitz klagten Grewe an, weil er in seinen Briefen mit ständigen Schmeicheleien, Komplimenten und einem Gedicht zum Namenstag Anna Katharina Romanowitz Hoffnung zur Heirat gemacht und sie darüber hinaus noch sub spe matrimonii geschwängert habe.<sup>4</sup> Ihre Verwandten forderten nun gerichtlich, dass Grewe Anna Katharina Romanowitz heirate. Obwohl er bestritt, ein Eheversprechen gegeben zu haben, erklärte ihn das Gericht für schuldig, und er musste sie entweder heiraten oder ihr ein Schmerzensgeld bezahlen. Wofür sich Grewe entschied, ist nicht bekannt.

Grewes Briefe und das Gedicht interessieren uns an dieser Stelle nur am Rande, stattdessen die Anklage- und Verteidigungsbriefe beider Parteien. In

---

1 Dazu ausführlicher Katre Kaju: *Mitte ainult õigusest*. – Ajalooline Ajakiri 2014 [im Erscheinen]. Für ihre Hilfe und für nützliche Hinweise bedanke ich mich bei Professor Dr. Marju Luts-Sootak und Dr. Meelis Friedenthal (Tartu).

2 Vor dem Zweiten Weltkrieg hat Professor Paul Ariste aus den Gerichtsakten des 17. Jahrhunderts estnische Textabschnitte und Sätze gesammelt, z. B. Eidesformeln, Verfluchungen usw., siehe Paul Ariste: *Eesti keelt rootsiaegsete kohtute protokollidest*. Tartu 1936.

3 Estnisches Historisches Archiv in Tartu, Bestand 858, Findbuch 2, Akte 2632, später EHA 858 – 2 – 2632, Seel. Rittmeisters Hans Romanowitzen sämptliche Erben und Anverwandten contra Christoph Otto Grefwen, de Anno 1667 [Folierung der Blätter stammt von mir].

4 Die Geburt des Kindes wird in dieser Akte nie erwähnt, nur die Schwängerung. Wegen der ziemlich langen Zeitspanne zwischen den früheren Ereignissen und dem Zeitpunkt des Prozesses hätte das Kind längst geboren sein müssen.

den Schriften, welche die Anwälte der Familie Romanowitz und Christoph Otto Grewes abfassten, werden neben den erwarteten juristischen Werken auch einige schöngeistige Texte erwähnt. Darüber hinaus enthalten sie Hinweise auf Schulübungen. Wie oft und welche Druckschriften – seien es Gesetze, Mandate oder Resolutionen, zeitgenössisches Fachschrifttum, schöngeistige Literatur, antike und weitere Schulautoren, Lexika – in den Akten der verschiedenen Gerichtsinstitutionen auf dem Gebiet des heutigen Estland zitiert, paraphrasiert oder auch nur erwähnt wurden, ist bis heute unerforscht.<sup>5</sup> Deswegen ist es schwierig zu beurteilen, ob die Dokumente zum Gerichtsverfahren der Familie Romanowitz gegen Grewe in dieser Hinsicht tatsächlich eine Besonderheit darstellen.

Ehe wir die in den uns interessierenden Gerichtsbriefen auftretenden Referenzwerke näher betrachten, müssen einige allgemeine Worte zu den Beteiligten und den Gerichtsbriefen gesagt werden. Die Romanowitz waren eine Adelsfamilie russischer Herkunft, die sowohl in Westestland als auch in Finnland mehrere Gutshöfe besaß.<sup>6</sup> Es waren insgesamt sieben Geschwister, die im Prozess, zusammen mit den Vormündern, für Anna Katharina Romanowitz

5 Adolf Perandi hat in seiner Monographie die juristische Literatur bzw. die Gesetze aufgelistet, die für die Arbeit des estländischen Oberlandgerichtes von Bedeutung waren, siehe ders.: *Das ordentliche Verfahren in bürgerlichen Streitsachen vor dem estländischen Oberlandgericht zur schwedischen Zeit*. Tartu 1938, hier S. 1 – 21. In der Fachliteratur wurde bis jetzt nur eine Druckschrift des 17. Jahrhunderts erwähnt, die um 1700 während eines Gerichtsprozesses genannt wurde. Es handelt sich um das dörptestnische Neue Testament (Riga 1696), von dem im Zusammenhang mit einem Streit eines estnischen Bauern mit dem deutschen Pastor die Rede ist, siehe z. B. Jürgen Beyer: *Undeutsche Bibeln für Deutsche? Zur Benutzung der ersten lettischen, dörptestnischen und revaltestnischen Bibeldrucke (1685 – 1715)*. In: «Willst du dich am Ganzen erquickern, So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken» (Goethe). *Studies on the German Book presented to Ulrich Kopp in his Retirement*. Hg. von William A. Kelly und Jürgen Beyer. Tartu [im Druck].

6 July Ramsay: *Frälsesläkter i Finland intill Stora ofreden*. Helsingfors 1909 – 1916, S. 341; Heinrich Göseken: *Manns-Krohn, Das ist: Eine Predigt auß dem schönen Sprüchlein Thren. 5.16. Bey Christ-Adelicher Traur-Begängniß Der weiland [...] Frauen ANNA Eickholt, Deß [...] Hn. Hans Romanowitz, Erbherrn auff Waickna, Kuck, Roküll und Kandaküll, Jhr. Königl. Mayst. und dero hochlöbl. Cron Schweden wolbedienten Rittmeisters, gewesenen Ehelichen Haußkronnen, Welche Anno 1625. den 2. Febr. von Adelichen Eltern auff diese Welt gebohren, Anno 1639. den 22. Octobr. dem jtzo hochbetrübtem Wittibern ehelich vertrauet und beygelegt. Anno 1652. den 16. Maij diese Welt wiederumb gesegnet und selig im Herrn entschlaffen. Anno 1653. den 19. Jan. bey*

eintraten. Zur Person von Otto Christoph Grewe ist nichts bekannt, außer dass er in einem benachbarten Gutshof in Westestland (Heuküll) wohnte und einen Schwager namens Lilienfeld hatte.<sup>7</sup> Insgesamt ist es aber zu wenig, um ihn identifizieren zu können. Seine Briefe und sein Gedicht zum Namenstag der Anna Katharina Romanowitz zeigen, dass er mindestens Gymnasialbildung erhalten hatte,<sup>8</sup> und man kann deshalb vermuten, dass er z. B. als Hofmeister arbeitete.<sup>9</sup> Wer aber die Anwälte waren, ist nicht bekannt: Das Aktenheft gibt darüber keine Auskunft, obwohl der Advokat des Angeklagten vom Gericht bestraft wurde. Bekannt ist jedoch, dass die Sekretäre des Oberlandgerichts, die Notare des Manngerichts und die Fiskale auch als Anwälte am Oberlandgericht tätig waren.<sup>10</sup> Daher können wir vermuten, dass die Anwälte beider Parteien über eine an einer europäischen Universität erworbene (juristische) Ausbildung verfügten und zu den Revaler Gelehrten gehörten. Unter den Gerichtsbriefen werden hier die von den Anwälten nach bestimmten Regeln verfasste erste und zweite Anklage- und Verteidigungsschrift verstanden (Klage, replica; defensio, duplica).<sup>11</sup>

---

Volkreicher Versammlung Adelichem Gebrauch nach in Ihr Ruhe- und Schlafkammerlein beygesetzt worden. Reval 1653.

7 EHA 858 – 2 – 2632, Bl. 2<sup>r</sup>, 5<sup>r</sup>, 6<sup>r</sup>, 11<sup>r</sup>.

8 Ob er eine Universität besucht hatte, steht nicht fest; in den Matrikeln der Universitäten Altdorf, Basel, Erlangen, Frankfurt an der Oder, Heidelberg, Helmstedt, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Leiden, Marburg, Rostock, Straßburg, Tartu, Tübingen, Turku (Åbo), Uppsala und Wittenberg fehlt sein Name.

9 Bei dieser Hypothese stellt sich die Frage, warum er statt eines Gutshofes ein Dorf als Aufenthaltsort angab. Gewöhnlich wohnte der Hofmeister bei der Familie, für die er arbeitete.

10 Perandi: Das ordentliche Verfahren (Anm. 5), S. 75. Als ein möglicher Kandidat kommt Christian Calixtus in Frage, der in den Jahren 1658 – 1680 als königlicher Fiskal in Reval tätig war, vgl. Werner von Schulmann: Die zivile Staatsbeamtenschaft in Estland zur schwedischen Zeit (1561 – 1710). Dorpat/Posen 1939, S. 129. Über andere mögliche Anwälte konnte ich nichts in Erfahrung bringen.

11 Zu den Gattungsnormen dieser Schriften und zum Verfahren siehe Perandi: Das ordentliche Verfahren (Anm. 5), S. 80 – 131.

## Juristische Literatur

Laut der Ordnung des estländischen Oberlandgerichts mussten die Beteiligten ihre Anklagen, Einwände und Forderungen juristisch abstützen. Deswegen werden in den Gerichtsakten sowohl Gesetze als auch juristische Sekundärliteratur angegeben oder zitiert. Anzahl und Umfang solcher Verweise scheinen von der Art des Verfahrens abzuhängen; so kommen in der Überlieferung zu einer anderen Gerichtssache der Romanowitz nur wenige Referenzen vor.<sup>12</sup>

Wie zu erwarten war, wird in unserem Fall das estländische Ritter- und Landrecht erwähnt – eines der wichtigsten lokalen Gesetze für die Arbeit des estländischen Oberlandgerichts, was auch das Urteil in diesem Prozess bestätigt.<sup>13</sup> Im 17. Jahrhundert lag das Ritter- und Landrecht noch nicht gedruckt vor. Daher wurden damals handschriftliche Kodizes für die Rechtsprechung verwendet.<sup>14</sup> Ferner wird in unserer Quelle auf das schwedische Landrecht und auf das römische Recht Bezug genommen. Laut Adolf Perandi galten außer dem estländischen Ritter- und Landrecht alle anderen Rechtsvorschriften als sekundäre Bestimmungen bzw. als Hilfsrecht.<sup>15</sup> Auf die letzteren juristischen Texte wurde meistens nur allgemein verwiesen; nur ein Mal wird betont, dass im estländischen Ritterrecht genau dieselbe Formulierung stehe wie im gemeinen, d. h. im römischen Recht. Neben den genannten Gesetzen wird auch eine Resolution des schwedischen Königs Karl XI. aus dem Jahre 1665 zitiert – in unserem Fall das jüngste Dokument juristischer Argumentation. Da Estland damals eine Provinz unter schwedischer Herrschaft war, verwundert die Berufung auf schwedische Gesetzesbestimmungen nicht.

Außer auf Gesetze und Resolutionen wird auf Werke deutscher und schwedischer Rechtsgelehrter sowie auf Martin Luther verwiesen. Für die Ankläger galt der deutsche Rechtsgelehrte Benedikt Carpzov (1595 – 1666) als wichtigste Autorität. Sie zitieren und paraphrasieren mehrmals dessen *Practica nova rerum*

12 Vgl. EHA 858 – 2 – 2667, Fraw Gertrudt Romanowitz Seel. H. Claus Cöhlens Wittwe contra dero H. gebrüder H. Hans, Gustav und Friedrich Romanowitzen, de Anno 1676.

13 Siehe Perandi: Das ordentliche Verfahren (Anm. 5), S. 12 – 14; EHA 858 – 2 – 2632, Bl. 16<sup>v</sup>, 23<sup>v</sup> – 24<sup>r</sup>, 19<sup>v</sup>.

14 In den estnischen Archiven und Bibliotheken in Tallinn und Tartu werden mehrere Abschriften des estländischen Ritter- und Landrechtes aufbewahrt.

15 Siehe Perandi: Das ordentliche Verfahren (Anm. 5), S. 1.

*criminalium* und *Iurisprudentia ecclesiastica seu consistorialis*.<sup>16</sup> Neben Carpzov zitierten die Anwälte der Kläger auch eine Abhandlung des Rechtsgelehrten Joachim von Beust (1522 – 1597) über das Eherecht, nämlich den *Tractatus de sponsalibus et matrimoniis*, der lange Zeit als Hauptwerk des protestantischen Eherechts galt.<sup>17</sup> Aus den genannten Werken wählte man nur jene Passagen aus, laut welchen ein Mann, der eine adelige Frau ‚sub spe matrimonii‘ geschwängert habe, sie heiraten müsse, was genau dem Zweck der Ankläger entsprach.

Grewe und sein Anwalt dagegen berufen sich auf ganz andere Autoritäten. Für diese Partei ist der wichtigste Gewährsmann der schwedische Rechtsgelehrte, Professor an der Universität Uppsala und spätere Staatshistoriograph Johannes Loccenius (1598 – 1677). Von Loccenius werden zwei Werke genannt: Das erste sind seine *Exercitationes iuris*, die im 17. Jahrhundert mehrmals erschienen.<sup>18</sup> Diese Publikation besteht aus mehreren Dissertationen, von denen hier die vierte, *De iure coniugii*, zitiert wird. Loccenius dient auch als Gewährsmann für die Verweise auf die Traktate Martin Luthers (1483 – 1546) und Paulus Cypraeus' (1536 – 1609). Von Cypraeus wird dessen Behandlung des Eherechts erwähnt;<sup>19</sup> welches Werk Luthers Loccenius mit dem abgekürzten Titel *de caus. Matrim.*, d. h. *De causis matrimonii* meint, ist nicht klar, denn eine solche Publikation

16 Benedikt Carpzov: *Practicae novae imperialis Saxonicae rerum criminalium partes 1 – 3*. Wittenberg 1635; ders.: *Iurisprudentia ecclesiastica seu consistorialis rerum et quaestionum in serenissimi ac potentissimi principis electoris Saxon. senatu ecclesiastico et consistorio supremo probe ventilatarum, maturo consilio deliberatarum [...] libris III [...]*. Leipzig 1649. Beide Werke stehen noch heute in der Universitätsbibliothek Tartu: das erste, ‚*Practicae novae*‘, gehörte früher dem Revaler Gymnasium; vom zweiten, der ‚*Iurisprudentia ecclesiastica*‘, ist die Ausgabe ‚Leipzig 1655‘ vorhanden.

17 Joachim von Beust: *Tractatus de sponsalibus et matrimoniis ad praxin forensem accommodatus*. Wittenberg 1586. Ein Exemplar dieses Werkes wird heute in der Nationalbibliothek Estlands, Tallinn, aufbewahrt.

18 Johannes Loccenius: *Exercitationes iuris, in quibus praeter aliarum gentium leges, cum iure Suecano ius Romanum pro instituti ratione breviter ac succincte confertur et quoties opus videtur, ad normam iuris divini revocatur*. Uppsala 1639. In den estnischen Bibliotheken ist die zweite Ausgabe vorhanden, die im Jahre 1653 in Stockholm zusammen mit der ‚*Synopsis iuris*‘ erschien und die Grewes Anwalt wahrscheinlich zur Hand hatte.

19 Paulus Cypraeus: *De connubiorum iure: tractatus a multis desideratus, quaestiones plerasque omnes, quae in hac materia moveri possunt [...], exemplis insuper ex antiquitatis historia summo labore conquisitis [...]*. Frankfurt 1605, § 12.

Luthers ist nicht bekannt. Zu denken wäre z. B. an die im Jahre 1525 in Straßburg erschienenen Schriften *De matrimonio sermo* und *Duorum de matrimonio thematum analytica* oder die 1530 erschienene Schrift *Von Ehesachen*.<sup>20</sup> Darüber hinaus hat Luther dasselbe Thema auch in seinen Tischreden behandelt. Im Prinzip sind aber die Werke von Cypraeus und Luther hier bedeutungslos, weil in den Gerichtsakten weder direkt auf sie verwiesen wird noch sie zitiert werden; sie stützen lediglich die Argumentation des Loccenius und dienen indirekt der Verteidigungsstrategie von Grewes Anwalt.

Das zweite Werk, auf welches Grewes Anwalt verweist, ist die *Synopsis iuris* des Loccenius, die im Jahre 1653, zusammen mit den schon erwähnten *Exercitationes iuris*, erschien.<sup>21</sup> Die dritte Dissertation in dieser Sammlung, *De iure matrimonii*, behandelt wiederum das Eherecht und beginnt mit einem Kapitel über die Verlobung und die Verlobungsgeschenke, die in der Argumentation beider Parteien eine bedeutende Rolle spielten.<sup>22</sup>

Außer den Werken des Loccenius benutzte Grewes Anwalt die Kommentare zu den Pandekten, die *Paratitla in pandectas iuris civilis* des flämischen, seit 1569 an der Universität Wittenberg wirkenden Juristen Matthias Wesenbeck (1531–1586), eines der bedeutendsten Vertreter des *usus modernus pandectarum*. Die zahlreichen vorhandenen Exemplare beweisen, dass dieses Werk im Estland des 16. und 17. Jahrhunderts häufig benutzt wurde.<sup>23</sup> Da neben dem est-

20 Martin Luther: I In septimum primae ad Corinthios caput, exegesis, II de matrimonio sermo, III duorum de matrimonio thematum analytica, nuper Latina facta per Ioan. Lonicerum. Straßburg 1525, Bl. 44–65<sup>v</sup> und Bl. 69–71<sup>v</sup>; ders.: Von Ehesachen. Wittenberg 1530.

21 Johannes Loccenius: *Synopsis iuris, ad leges Sveticas accommodata cui accedunt quaestiones practicae et exercitationes iuris*. Stockholm 1653.

22 In der akademischen Bibliothek der Universität Tallinn befindet sich ein Exemplar der ‚Synopsis iuris‘ in der Ausgabe ‚Stockholm 1653‘, wo u. a. die auch für unseren Prozess wichtigen Passagen unterstrichen sind. Wem dieses Buch einst gehörte, lässt sich nicht mehr feststellen, denn die beiden Besitzvermerke wurden ausgeschnitten. Auch die alten Inventarlisten und Registraturbücher helfen nicht weiter.

23 Matthias Wesenbeck: *Paratitla in pandectarum iuris civilis libros quinquaginta: ex praelectionibus [...] eiusdem prolegomena, de studio iuris recte instituendo: de libris iuris, & partitione pandectarum. Accessit rerum et verborum [...] index*. Basel 1563. In der akademischen Bibliothek der Universität Tallinn und in der Bibliothek der Universität Tartu sind mehrere spätere Auflagen dieses Buches vorhanden, z. B. ‚Basel 1576‘, ‚Leiden 1597‘, ‚Basel 1606‘, ‚Frankfurt a. M. 1619‘, ‚Köln 1622‘, ‚Basel 1629‘ und ‚Leiden 1649‘.



ländischen Ritter- und Landrecht auch das römische Recht in der Rechtsprechung zur Anwendung kam, war zu erwarten, dass sich die Anwälte auf die entsprechenden Kommentare stützten.<sup>24</sup> Grewes Anwalt verweist im Prozess auf das Kapitel, in dem die verschiedenen Aspekte des Eides erörtert werden.<sup>25</sup> Während die Werke von Loccenius und Carpzov in direktem Zusammenhang mit den Ehefragen und mit dem ganzen Gerichtsverfahren stehen, betreffen die *Paratitla* nur einen Teil davon.

In seiner eigenhändigen Bittschrift, die nach den Sitzungen und einem öffentlichen Verhör an das Gericht adressiert wurde und in der u. a. auch die in der Bittschrift der Romanowitz vorgebrachten Argumente beantwortet werden, verweist Grewe auf das Spätwerk des gebürtigen Kurländers, Rechtsgelehrten und Staatsmannes Dietrich von Reinking (bzw. Theodor von Reinkingk, 1590–1664), die *Biblische Policey*.<sup>26</sup> Das hauptsächlich auf biblischen Zitaten und Sprüchen basierende Werk konfrontiert diese mit den machiavellischen Staatsgedanken und stellt das ganze politische bzw. staatliche System anhand biblischer Referenzen vor.<sup>27</sup>

Während die Familie Romanowitz die Heirat verlangte, argumentierten Grewe und sein Advokat mit der Liederlichkeit der Anna Katharina Romanowitz, die es Grewe verbiete, eine solche Frau zu heiraten. Zudem nennt Grewe noch einige Bedingungen, die für eine rechtmäßige Verlobung und Ehe erforderlich, im vorliegenden Fall aber nicht erfüllt worden seien.

24 Perandi: Das ordentliche Verfahren (Anm. 5), erwähnt die Pandekten-Kommentare als Hilfsmittel der Rechtsprechung nicht.

25 In der Tallinner Ausgabe ‚Frankfurt 1619‘, die im 19. Jahrhundert der öffentlichen Bibliothek der Stadt Tallinn gehörte, sind mehrere Passagen dieses Kapitels unterstrichen, unter anderen auch die Stelle, auf die im Verteidigungsbrief hingewiesen wurde. Hier befindet sich auch ein handschriftlicher Eintrag, der sehr gut zu dem von mir behandelten Gerichtsverfahren passt.

26 Theodor von Reinkingk: *Biblische Policey*, Das ist: Gewisse, auß Heiliger Göttlicher Schrifft zusammen gebrachte, auff die drey Hauptstände: Als Geistlichen, Weltlichen, und Häußlichen, gerichtete Axiomata, oder Schlußreden: Sonderlich, mit Biblischen Sprüchen und Exempeln, auch andern bestärcket, in allen Ständen nützlich, dienlich und anmühtig zulesen. Frankfurt a. M. 1653. Sowohl in der Estnischen Nationalbibliothek als auch in der akademischen Bibliothek der Universität Tallinn ist ein Exemplar der Ausgabe ‚Frankfurt a. M. 1663‘ vorhanden.

27 Siehe z. B. Roderich von Stintzing: *Geschichte der Deutschen Rechtswissenschaft*. Hg. von Ernst Landsberg. 2. Bd. München/Leipzig 1884, S. 189 – 211, besonders S. 197, 207 – 209.



Die Auswahl der juristischen Literatur und der Zitate richtet sich erwartungsgemäß nach dem Zweck und den Standpunkten der beiden Parteien aus. Beide haben für sich eine sogenannte Hauptautorität ausgesucht, neben der noch ein bis zwei sekundäre Autoritäten angeführt werden. Von den Letzteren werden eher spezifische, vor allem die Ehe betreffende Werke beigezogen, von den Hauptautoritäten Carpzov und Loccenius dagegen allgemeine juristische Werke zitiert oder paraphrasiert. Allerdings werden auch die Dissertationen von Loccenius verwendet, in denen die Ehe zur Sprache kommt. Sowohl Loccenius als auch Carpzov galten als berühmte zeitgenössische Rechtswissenschaftler. Während Carpzovs Werke für den gesamten deutschsprachigen Raum von Bedeutung waren, beschränkte sich Loccenius' Ruhm hauptsächlich auf das schwedische Reich und dessen Provinzen.

### Schöngeistige Literatur und Schulschriften

Wahrscheinlich kommt es nicht oft vor, dass in Gerichtsakten zeitgenössische, populäre Belletristik eine Rolle spielt. Das Verfahren zwischen der Familie Romanowitz und Otto Christoph Grewe ist aber eine dieser Ausnahmen. Die Romanowitz argumentieren nämlich in ihrem zweiten Anklagebrief, dass Grewes Anwalt den Stil seiner Verteidigungsschrift dem berühmten Ritterroman *Amadis* und dem Hirtenroman *Arkadien* entliehen habe. Hinter dem abgekürzten Titel *Amadis* versteckt sich der anonym erschienene, äußerst populäre spanische Ritterroman *Amadis de Gaula*, der auch in deutscher Übersetzung unter dem Titel *Neue Historia von Amadis aus Frankreich* bzw. *Hystorien von Amadis aus Frankreich*<sup>28</sup> seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts mehrmals ediert wurde. Die Popularität dieses Romans war so groß, dass eine Untergattung der *Amadis*-Romane entstand und in Deutschland sogar eine Zitatensammlung aus *Amadis* herausgegeben wurde.<sup>29</sup> Mit dem Werk *Arcadia* ist der Pastoralroman

28 *Neue Historia*, vom Amadis auß Franckreich seer lieblich und kurtzweilig auch den jungen nützlich zu lesen mit viel angehefften guten Leeren newlich auß frantzösischer in unser algemeine geliebte Teutsch sprach gebracht. Bde. 1–13. Frankfurt a. M. 1569–1575; Bde. 14–15. Augsburg 1579; Bde. 14–15. Mömpelgard 1590; Bde. 16–24. Frankfurt a. M. 1591–1595.

29 Schatzkammer Schöner, zierlicher Orationen, Sendbriefen, Gesprächen, Vorträgen, Vermahnungen, und dergleichen: auß den vier und zwentzig Büchern deß Amadis von

*The Countess of Pembroke's Arcadia* des englischen Adligen und Diplomaten Sir Philip Sidney (1554–1586) gemeint, höchstwahrscheinlich die umgearbeitete Version, die sogenannte *Neue Arcadia*, die erstmals im Jahre 1593 in England erschienen war. Die in Abschriften kursierende *Alte Arcadia* war in Estland wohl kaum zugänglich. Von der *Neuen Arcadia* gab es eine deutsche Übersetzung, die anhand eines nachweisbaren Exemplars auch in Estland gelesen wurde.<sup>30</sup>

Aus den genannten Romanen wird in den besagten Gerichtsakten nicht zitiert; sie dienen nur als Beispiele für einen erhabenen bzw. sinnlichen Stil, der sich nach Ansicht der klagenden Partei nicht für ein Gerichtsverfahren eigne. Jedenfalls geht aus der zweiten Anklageschrift hervor, dass dem Anwalt der Familie Romanowitz die beiden Romane bekannt waren, wenigstens dem Namen nach. Merkllich besser sei für das Gericht eine Darstellungsart geeignet, die von den „*principijs Philosophicis*“ ausgehe. Wenn *Amadis* und *Arkadien* uns nicht im Zweifel lassen, um welche Werke es sich handelt, dann schafft der Ausdruck ‚*principia philosophica*‘ umso mehr Probleme bzw. lässt Interpretationsmöglichkeiten zu. Sprachliche Parallelkonstruktion und Antithese in der zweiten Anklageschrift der Romanowitz lassen aber vermuten,<sup>31</sup> dass es

---

Frankreich zusammen gezogen. Und allen derselben Liebhabern, unnd sonderlich allen denen so sich Teutscher Sprach Lieblichkeit und Zierd befeissigen zu gutem inn Truck gegeben. Straßburg 1597. *Amadis*-Romane werden in den Bibliothekskatalogen Estlands und den publizierten Nachlassverzeichnissen der est- und livländischen Privatbibliotheken des 18. Jahrhunderts nicht aufgeführt – diese Privatbibliotheken enthalten oft auch ältere Literatur, vgl. Raimo Pullat (Bearbeiter): *Die Privatbibliotheken in Tallinn und Pärnu im 18. Jahrhundert*. Tallinn 2009; Mari Tarvas (Bearbeiterin): *Bibliothekskataloge der Tallinner Literaten des 18. Jahrhunderts*. Quellenedition aufgrund überlieferter Nachlassverzeichnisse. Würzburg 2014.

<sup>30</sup> *Arcadia Der Gräffin von Pembrock*. Das ist; Ein sehr anmüthige Historische Beschreibung Arcadischer Gedicht und Geschichten, mit eingemängten Schöffereyen und Poesien: Warinn nicht allein von den wahren Eygeschafften keuscher unnd beständiger Liebe gehandelt, sondern auch ein lebendig Bildt deß gantzen menschlichen Wesens [...] für Augen gestellt wird [...] Anfangs in Englischer Sprach beschrieben, durch den [...] Graffen und Ritter H. Philipps Sidney: Nachmalen [...] ins Frantzösische; Nun aber auß beyden in unser Hochteutsche Sprach [...] übersetzt Durch Valentinum Theocritum von Hirschberg. Mit schönen newen Kupfferstücken gezieret [von Matthaeus Merian]. Frankfurt a. M. 1629. Ein Exemplar dieser Übersetzung befindet sich in der Estnischen Nationalbibliothek in Tallinn.

<sup>31</sup> EHA 858 – 2 – 2632, Bl. 22<sup>r</sup>: „Es hette billig dem *Concipienten*, als der allen absehen nach ein *purus putus Philosophus* sein will, die ins *Libell* ihm fürgelegte *Argumentorum pondera*,

sich hier ebenfalls um ein bekanntes Werk handelt, und zwar um die im Jahre 1644 in Amsterdam erschienenen *Principia philosophiae* von René Descartes. Descartes' Name wird hier natürlich nicht erwähnt, doch seine Schrift dürfte dank der heftigen Polemik in Europa, besonders in den Niederlanden und in Schweden, auch in Estland wenigstens dem Titel nach bekannt gewesen sein. Außerdem darf man nicht vergessen, dass die aus Estland stammenden oder hier eingewanderten Gebildeten<sup>32</sup> meistens Universitäten in Deutschland, Frankreich, Holland und/oder England besucht hatten.<sup>33</sup> Falls hier tatsächlich das Werk von Descartes gemeint ist, dann könnte es die erste öffentliche Erwähnung der *Principia* auf dem Territorium des heutigen Estland sein.<sup>34</sup> Andererseits ist es möglich, dass hier kein konkretes Werk gemeint ist, sondern die allgemeinen philosophischen Prinzipien, z. B. die des Aristoteles oder der Stoiker, angesprochen werden. So oder so geht es auch um die Einlösung des Wahrheitsanspruchs: In Romanen erwartet niemand eine wahrhaftige Beschreibung der Ereignisse oder gar einen Tatsachenbericht, bei philosophischen Werken bzw. bei der philosophischen Behandlungsweise aber ist die Bemühung um Wahrheit ein integrierender Bestandteil der Argumentation. Und so drücken

---

wo nicht anders dennoch zum wenigsten aus denen ihm und seiner *profession* am besten anstehenden *principijs Philosophicis*, und nicht mit solchen auß dem *Amadijs*, oder denen *Arcadien* zusammen gesuchten Hohen redens arten, als womit *Er ex hoc Augustissimo Tribunali ad Garamantes usque* billig zuverweisen ist, zu hintertreiben und sich dem *stylo Curiae* in allem gemäß zubezeigen, gebühren wollen.“ Dieselbe Parallelität taucht auch in der ‚duplica‘, d. h. in der zweiten Antwortschrift von Grewe, auf.

32 Siehe auch Wilhelm Lenz: Der baltische Literatenstand. Marburg 1953.

33 Siehe dazu die Publikationen von Arvo Tering, insbesondere seine monumentale Monographie: Arvo Tering: Eesti-, liivi- ja kuramaalased Euroopa ülikoolides 1561 – 1798. Tartu 2008; ferner die Matrikel der baltischen Studenten: Arvo Tering: Lexikon estländischer, livländischer und kurländischer Studenten an europäischen Universitäten 1561 – 1800. Hg. von Jürgen Beyer. Köln [im Druck].

34 Mündlich geäußerte Vermutung von Dr. Meelis Friedenthal (25. Mai 2013). Einen Beweis, dass die ‚*Principia philosophiae*‘ von Descartes im Baltikum der Zeit tatsächlich bekannt waren, liefert ein Brief des rigischen Stadtphysikus Nicolaus Witte vom 7. Juni 1665, siehe Philipp Jakob Sachs von Löwenheim: *Gammarologia, sive gammarorum, vulgo cancrorum consideratio physico-philologico-historico-medico-chymica: in qua, praeter gammarorum singularem naturam, indolem & multivarium usum non minus reliquorum crustatorum instituitur tractatio ad normam collegii naturae curiosorum, plurimis inventis secretioribus naturae artisque locupletata*. Frankfurt/Leipzig 1665, S. 946 – 958, besonders S. 949f.

die Romanowitz metaphorisch aus – an anderen Stellen aber auch direkt –, dass Grewe und sein Anwalt, statt Lügen zu verbreiten, die Wahrheit sprechen sollten.

Den Vorwurf mangelnder philosophischer Prinzipien kontert Grewes Anwalt mit der Berufung auf die Rhetorik, die damals ein Teil des philosophischen Unterrichts war. Er behauptet, dass der Stil seiner Gerichtsbriefe den Anweisungen der Rhetoriklehre entnommen sei, die anzuwenden er sich nicht schäme. Statt eines konkreten Kompendiums hat Grewes Anwalt hier offensichtlich die Rhetoriklehrbücher im Allgemeinen im Auge. Dem Rhetorikunterricht an Schulen und Universitäten schiebt Grewe auch die Schuld an der Entstehung seines Gedichts zum Namenstag von Anna Katharina Romanowitz zu, indem er behauptet, es sei aus Versen zusammengeschrieben, die verschiedenen Büchern entnommen seien.<sup>35</sup> Dieser Umstand spreche ihn von der Autorschaft dieses Gedichtes frei. Und so sei er auch nicht verantwortlich für die im Gedicht vorkommenden Schmeicheleien. Die von Grewe beschriebene Praxis entspricht der damals gängigen Methode, durch Exzerpieren eine persönliche Zitate- bzw. Gemeinplatzsammlung anzulegen. Die Zusammenstellung eines Gedichts aus verschiedenen Zitaten wird auch Cento- bzw. Flickwerktechnik genannt. Welchen Büchern Grewe seine Verse entnommen hatte, konnte bis anhin nicht eruiert werden.

Die Philosophie wird in diesen Gerichtsbriefen ambivalent beurteilt. Einerseits erscheinen die reinen Philosophen bzw. Philosophielehrer als Theoretiker, die einigermaßen verachtet werden, andererseits wird Philosophie als Streben nach Wahrheit hoch geschätzt. Diese Diskussion über die Philosophie und über die Philosophen sowie die gegenseitig zum Ausdruck gebrachte Verachtung kann darauf hinweisen, dass die Anwälte beider Parteien einander mangelnde Bildung unterstellten: Die einen deuten an, die höhere, juristische Fakultät besucht zu haben, während die anderen das solide philosophische Grundstudium in der Artistenfakultät betonen. Eine juristische Ausbildung galt in jener Zeit noch nicht als eine unabdingbare Voraussetzung, um als Advokat wirken zu können. Neben der Rhetorik und der nicht näher bestimmten Philosophie wird in zwei Gerichtsbriefen auch die Logik beiläufig erwähnt: Logikaufgaben seien schon den Schulknaben bekannt und werden mit zwei Beispielen auch kurz erklärt.

<sup>35</sup> EHA 858 – 2 – 2632, Bl. 16<sup>r</sup>, das Gedicht: Bl. 7<sup>r</sup>–8<sup>r</sup>; Grewes deutschsprachiges Gedicht besteht aus neun sechszeiligen Strophen und aus einer vierzeiligen Schlussstrophe; als Versmaß wurden Trochäen verwendet.

Von den genannten Schuldisziplinen her gelangen wir zu den antiken Zitaten, die sich unmittelbar mit der Rhetoriklehre in Verbindung bringen lassen. Der Anwalt der Familie Romanowitz zitiert nämlich einen Ovidvers aus den *Heroides*. Es handelt sich um den Brief von Paris an Helena, Vers 279: „Nunc ea peccemus, quae corrigit hora jugalis“. <sup>36</sup> Die Herkunft des Zitats wird bereits in der ‚replica‘ der Romanowitz geklärt („nach dem *Exempel Paridis*, der auch beim *ovidio* [sic!] zur *Helena* sagte“), so dass die Leser bzw. Zuhörer – die Gerichtsbriefe wurden im Gericht öffentlich vorgelesen – gleich verstanden, dass die von Ovid geschilderte Episode aus den homerischen Mythen der Situation der am Prozess Beteiligten entsprach. Ähnlich dem Paris und der Helena sollten auch Christoph Otto Grewe und Anna Catharina Romanowitz einander nach dem Beischlaf heiraten. Der romanowitzsche Anwalt benutzte zum Zitieren wohl eher eine Ovidausgabe oder ein handschriftliches Florilegium, denn in den von mir konsultierten gedruckten Florilegien und Anthologien, z. B. in denen Joseph Langs und Octavianus Mirandulas, ist das Ovidzitat nicht zu finden. <sup>37</sup>

Laut den Vorschriften des estländischen Oberlandgerichtes musste die Gegenpartei alle Behauptungen und Vorwürfe des Anklägers beantworten. Und so entschied sich Grewes Advokat für ein Zitat aus Terenz’ *Phormio*, Verse 696 – 697: „Nihil est, Antipho, quin male narrando possit depravarier“. <sup>38</sup> Mit diesem Zitat drückt er aus, dass die Familie Romanowitz Grewe verleumdet und damit seinen guten Ruf ruiniert hatte. Diese Verse sind, jedoch mit einer kleinen Erweiterung, sowohl in Langs als auch in Mirandulas Florilegien unter

<sup>36</sup> EHA 858 – 2 – 2632, Bl. 22<sup>v</sup>.

<sup>37</sup> Stichwörter ‚coniugium‘, ‚matrimonium‘, ‚peccatum‘, ‚uxor‘: Joseph Lang: Loci communes: sive florilegium rerum et materialium selectarum: praecipue sententiarum, apophthegmatum, similitudinum, exemplorum, hieroglyphicorum ex sacris literis: patriabus item: aliisque linguae Graecae & Latinae scriptoribus probatis collectum. Additus est index fabularum, emblematum ac symbolorum. Straßburg 1613; ders.: Florilegii magni, seu polyanthaeae floribus novissimis sparsae: libri XX. Opus praeclarum, suavissimis celebriorum sententiarum, vel Graecarum, vel Latinarum flosculis refertum, iam olim a Dominico Nano Mirabellio, Bartholomaeo Amantio, Francisco Tortio, ex auctoribus [...] collectum. Straßburg 1645; Octavianus Mirandula: Illustrium poetarum flores per Octavianum Mirandulam collecti, et in locos communes digesti. Nunc omnia diligenter recognita et emendata. Basel 1599.

<sup>38</sup> EHA 858 – 2 – 2632, Bl. 28<sup>v</sup>.

dem Stichwort ‚detractio‘ (Verleumdung) bzw. ‚de detractoribus‘ zu finden.<sup>39</sup> Terenz galt schon lange als Schulautor, dessen Komödien laut den Schulprogrammen gelesen und bereits im Estland des 16. Jahrhunderts von den Schülern der Revaler Stadtschule aufgeführt wurden.<sup>40</sup> Während die Romanowitz ihr Ovidzitat als solches identifizierten, deutet Grewe (oder sein Advokat) den Autor des Zitats metonymisch an: „Und geht Mir hier, wie dort der *Comicus* sagt.“<sup>41</sup> Es ist anzunehmen, dass man unter ‚comicus‘ damals in Estland eher Terenz verstand, obwohl laut den Schulprogrammen auch die Komödien von Plautus gelesen wurden. Das Terenzzitat war den Gebildeten, zu denen die Anwälte und Grewe gehörten, zwar bekannt; wir müssen aber im Auge behalten, dass ein Teil des Publikums in diesem Fall aus estländischen Adligen bestand, die in der Mitte des 17. Jahrhunderts der (höheren) Bildung gegenüber nicht allzu freundlich eingestellt waren.<sup>42</sup> Über den Lehrplan bzw. über den Inhalt des häuslichen Unterrichts der estländischen Adligen wissen wir jedoch bisher nur sehr wenig.

Die antiken Zitate in dieser Prozessakte sind auf keinen Fall zufällig gewählt. Die Kriterien der Auswahl entsprechen wiederum den Absichten jeder Partei: Die Romanowitz wollen eine Heirat herbeiführen, Grewe will einer erzwungenen Heirat entfliehen. Offensichtlich waren die Texte und Sujets, Ovids *Heroides* und Terenz' *Phormio*, dem gebildeten Publikum bekannt, so dass es ohne größere Probleme die literarischen Allusionen verstehen konnte. Wie verständlich sie den anwesenden estländischen Adligen (vor allem den Landrichtern und den Familienmitgliedern) waren, ist eine andere Frage.<sup>43</sup> Darüber hinaus

39 Lang: *Loci Communes* (Anm. 37), Bl. 159<sup>v</sup>; ders.: *Florilegii magni* (Anm. 37), Sp. 788; *Mirandula: Illustrium poetarum flores* (Anm. 37), S. 186.

40 III. Lehrplan des Rectors Henrikus Vestringius [1603]. In: *Beiträge zur Kunde Ehst-, Liv- und Kurlands*. Bd. 4. Reval 1887, S. 10–25, hier S. 22; Heinrich Vulpius: *Methodica paedias isagoge, pro felici successu gymnasii Revaliensis* [...]. Reval 1635, S. 8. Aus dem 17. Jh. sind allerdings keine Terenz-Aufführungen bekannt. Auch im Jahre 1708 galt Terenz als vorgeschriebener Schulautor, vgl. V. Die bey dem hiesigen Kayserl. Stadt-Gymnasio eingeführte verbesserte Einrichtung. In: *Beiträge zur Kunde Ehst-, Liv- und Kurlands*. Bd. 4. Reval 1887, S. 39–62, hier S. 45. Zu den Terenz-Aufführungen siehe Eesti kooli ajalugu, 1: 13. sajandist 1860. aastateni, tegevtoimetaja Endel laul. Tallinn 1989, S. 76, 101.

41 EHA 858 – 2 – 2632, Bl. 28<sup>v</sup>.

42 Zur Einstellung der baltischen Adligen gegenüber der höheren Bildung siehe Tering: *Eesti-, liivi- ja kuramaalased* (Anm. 33), S. 66 – 73.

43 Wer zum Publikum der Sitzungen und des öffentlichen Verhörs im estländischen Oberlandgericht gehörte, ist eine Frage, die anhand der Akten dieses Prozesses nicht

spiegeln sie auch die Erwartungen und Emotionen beider Parteien wider; so enthält z. B. Grewes Terenzzitat scharfe Ironie. Ironie und Abwertung des Gegners sind charakteristisch für Grewes Verteidigungsbriefe, aber auch die ‚replica‘ und die Bittschriften der Romanowitz sind nicht frei davon, dennoch merklich maßvoller. Auch die Hinweise auf verschiedene Schuldisziplinen wie Philosophie im Allgemeinen, ferner auf Rhetorik und Logik im Besonderen sind Instrumente im Dienst der Anklage bzw. der Verteidigung. Im Weiteren beschuldigen sich die Romanowitz und Grewe sowie die Anwälte beider Parteien gegenseitig der Lüge und suchen einander zu beleidigen, wozu auch der Vorwurf passt, der Verteidiger vergreife sich bei der Verwendung des Romanstils in der Wahl der Sprechart.

Diese einzelne Prozessakte hat gezeigt, dass solche Dokumente wertvolle Informationen enthalten können: Sie erhellen u. a. die lokale Rechtsgeschichte, die Geschichte des Lesens, die Bildungs- und die Literaturgeschichte. Im Lichte der neueren Erforschung der (deutschbaltischen) literarischen Kultur sind Gerichtsakten eine Quelle, die mehr beachtet und deren Wert geschätzt werden müsste. Um relevante Schlussfolgerungen ziehen und das bereits entstandene, noch unscharfe Bild ergänzen zu können, wären viele Akten erst aufzuarbeiten. Vorläufig müssen wir uns aber mit dieser einen Detailanalyse begnügen.

---

endgültig beantwortet werden kann. Es scheint, dass sich die Gerichtsbriefe bzw. einige Teile davon vor allem an den Anwalt der Gegenpartei richteten und die Anwälte miteinander verfeindet waren. Obwohl der Gouverneur und die Landrichter sowohl am Anfang als auch am Ende der Anklage-, Verteidigungs- und Bittschriften angesprochen werden, scheint dies eher eine Formalie zu sein; jedenfalls hinderte die Anwesenheit der genannten hohen Staats- und Ritterschaftsbeamten die Anwälte nicht, einander auch grob zu beschimpfen.

Hanspeter Marti

## Christian Thomasius und der Pietismus im Spiegel ihrer Wirkungsgeschichte

Zur Bedeutung der Thomasius- und Spener-Rezeption im Baltikum

### Vorbemerkungen

In meiner fast 10.000 Titel umfassenden Bibliographie philosophischer Dissertationen, die alle zwischen 1660 und 1750 an deutschen Universitäten und Gymnasien verteidigt wurden, sind die baltischen Hohen Schulen nur mit wenigen Zufallstiteln vertreten: die Universität Dorpat mit zwei, das Rigaer Gymnasium mit zwölf Dissertationen, dasjenige von Reval/Tallinn gar nur mit einer einzigen Schulschrift.<sup>1</sup> Die große bibliographische Lücke ist vor allem für die alten baltischen Gymnasien auch jetzt noch nicht geschlossen.<sup>2</sup>

---

\* Dieser Aufsatz erschien in Kurzform in: Christian Thomasius (1655 – 1728). Neue Forschungen im Kontext der Frühaufklärung. Hg. von Friedrich Vollhardt. Tübingen 1997, S. 235 – 250. Er wurde für diesen Band völlig neu bearbeitet und durch Editionen erweitert.

- 1 Hanspeter Marti: Philosophische Dissertationen deutscher Universitäten 1660 – 1750. Eine Auswahlbibliographie unter Mitarbeit von Karin Marti. München u. a. 1982; Reval, Nr. 3157; Riga, Nr. 1210 – 1221 (Dissertationen unter dem Präsidium David Casparis in der Sammlung Diez der Deutschen Staatsbibliothek Berlin); Dorpat, Nr. 1477 und 7916.
- 2 Für die alten Dissertationen der Universität Dorpat vgl. Matti A. Sainio: Dissertationen und Orationen der Universität Dorpat. Stockholm 1978 (ohne Standortnachweise). Zu Reval: Martin Klöcker: Literarisches Leben in Reval in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1600 – 1657): Institutionen der Gelehrsamkeit und Dichten bei Gelegenheit. 2 Bde. Tübingen 2005. Zum Baltikum allgemein: Kulturgeschichte der baltischen Länder in der Frühen Neuzeit. Mit einem Ausblick in die Moderne. Hg. von Klaus Garber und Martin Klöcker. Tübingen 2003. Klaus Garber: Schatzhäuser des Geistes. Alte Bibliotheken und Büchersammlungen im Baltikum. Köln/Weimar/Wien 2007.



Der Aufsatztitel kündigt eine Reise an, die nicht nur den Schweizer in philosophiegeschichtlich und geographisch weit entlegene Gefilde führt. Das damit verbundene historiographische Abenteuer setzt zum einen, in bibliographisch-wissenschaftsgeschichtlicher Absicht, die längst begonnene antiquarische Fleißarbeit fort. Damit ist sie Bestandteil eines nach wie vor recht umstrittenen Forschungskonzepts, das einer wenigstens kurzen programmatischen Legitimation bedarf. Zum andern geht es hier, konkreter, um die Erforschung der Wirkungsgeschichte des berühmten deutschen Frühaufklärers und um die Schlussfolgerungen, die aus ihr im Hinblick auf das Thomasiusbild sowie auf das Verhältnis von Frühaufklärung und Pietismus vor allem von der Philosophiegeschichtsschreibung zu ziehen sind.

Diese sollte sich nämlich nicht, wie es oft genug geschieht, mit der Interpretation eines schmalen Kanons berühmter Texte zufriedengeben. Originalität, inhaltliche Vielfalt, systematische Kohärenz, essayistischer Scharfsinn, gedankliche Tiefe sowie die überzeitliche Relevanz der Problemstellung sind unbestreitbar wichtige, aber nicht die einzigen Wertmaßstäbe philosophiehistorischer Forschung. Diese hätte vermehrt nach der Entstehung, Vermittlung und Verbreitung kanonisierter Theorien und Wertsysteme sowie nach den Formen und Gründen von deren Aufnahme und Ablehnung zu fragen. Sie müsste auf die vielen nicht zu den Berühmtheiten zählenden Gelehrten der frühneuzeitlichen Hohen Schulen, das heißt auf die Geschichte des philosophischen Unterrichts, näher eingehen. Das ist kein Plädoyer für einen urteilsblinden Egalitarismus, der sich im gedankenlosen Sammeln von Texten und von Fakten erschöpft und daher jede bewusste Anwendung historiographischer Relevanzkriterien vermissen lässt. Das Gegenextrem zur bibliographischen Manie, die einseitige Vorliebe für (scheinbar) quellenunabhängige geistige Höhenflüge und spekulative Exklusivität, entfernt die Philosophiegeschichte sowohl vom mannigfaltigen Quellenangebot, dem Spiegel der vielschichtigen historischen Realität, als damit auch von ihrem eigenen, im Grunde doch umfassenden Erkenntnisanspruch. Die Philosophiehistorie sollte nicht ganze Gegenden, über lange Zeitepochen hinweg, zu geistigen Niemandsländern erklären. Am philosophischen und literaturgeschichtlichen Kanon gemessen, würde zu ihnen nämlich, jedenfalls bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, das Baltikum bestimmt zählen. Obwohl dieses in der Zeit der Frühaufklärung keine großen Philosophen hervorbrachte, gehörte es, nicht etwa nur aus dem engen Blickwinkel baltischer – und deutsch-baltischer – Nationalinteressen, zu den für die Erforschung aufklärerischer Prozesse wichtigen europäischen

Regionen.<sup>3</sup> Denn gerade die damaligen geistigen Entwicklungs- und geographischen Randgebiete sind geeignete Paradigmen für eine rezeptionsgeschichtlich ausgerichtete Aufklärungsforschung. Am Beispiel der Wirkung der Philosophie von Christian Thomasius, hier genauer von dessen Ethik, lassen sich nicht nur neue Erkenntnisse über die frühe großräumige Verbreitung der Werke des berühmten Frühaufklärers, sondern auch solche über Entstehen und Wirksamkeit der ersten aufklärerisch gesinnten Kreise von Gelehrten und Gebildeten im frühneuzeitlichen Osteuropa gewinnen.

Der Dorpater Philosophieprofessor Michael Dau –  
ein vergessener Thomasiusanhänger und Freund der Pietisten

Max Wundt, der auch auf die wichtigsten Anhänger von Christian Thomasius an den deutschen Hohen Schulen eingeht, macht von der Universität Kiel den weiten Sprung nach Königsberg, ohne aber die freilich noch weiter östlich gelegene Universität Dorpat, damals die einzige im baltischen Raum, zu berücksichtigen.<sup>4</sup> In einer mustergültigen Darstellung hat Georg von Rauch deren Geschichte dann, sogar unter Einbezug vieler akademischer Kleinschriften,

---

3 Zur historiographischen Aufwertung des frühneuzeitlichen Baltikums und von dessen Bildungsgeschichte trug maßgeblich Arvo Tering bei (vgl. das Verzeichnis seiner Publikationen am Schluss dieses Bandes). Ferner, mit dem Akzent auf der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: Christina Kupffer: *Geschichte als Gedächtnis. Der livländische Historiker und Jurist Friedrich Konrad Gadebusch (1719 – 1788)*. Köln/Weimar/Wien 2004. Indrek Jürjo: *Aufklärung im Baltikum. Leben und Werk des livländischen Gelehrten August Wilhelm Hupel (1737 – 1819)*. Köln/Weimar/Wien 2006. Ders.: *Die Bildungsreformen und –diskussionen in Reval im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts*. In: *Baltische Literaturen in der Goethezeit*. Hg. von Heinrich Bosse, Otto-Heinrich Elias, Thomas Taterka. Würzburg 2011, S. 381 – 410. Anne Sommerlat: *La Courlande et les Lumières*. Paris 2009. – *Das Baltikum im Spiegel der deutschen Literatur*. Carl Gustav Jochmann und Garlieb Merkel. Beiträge des Internationalen Symposions in Riga vom 18. bis 21. September 1996 zu den kulturellen Beziehungen zwischen Balten und Deutschen. Hg. von Michael Schwidtal und Armands Gūtmanis (Heidelberg 2001) bezieht das 19. Jahrhundert ein.

4 Max Wundt: *Die deutsche Schulphilosophie im Zeitalter der Aufklärung*. Hildesheim 1964 (reprographischer Nachdruck der Ausgabe Tübingen 1945), zu Christian Thomasius und seinen Anhängern, insbesondere S. 19 – 107; zu Königsberg S. 297f.

ausführlich behandelt.<sup>5</sup> Ihm waren aber wichtige Quellendokumente nicht verfügbar. Deshalb konnte er auf die Rezeption der thomasischen Philosophie nur ganz beiläufig eingehen.<sup>6</sup> Mit dem wirkungsgeschichtlich wohl instruktivsten Beispiel, dem Werk des Dorpater Philosophieprofessors Michael Dau, nehme ich den thematischen Faden da auf, wo ihn von Rauch liegen gelassen hat. Letzterer preist den Bund, welchen Frühaufklärung und Pietismus in Daus Schriften eingegangen seien, sowie dessen Verdienst, „eine Synthese zu finden und vorurteilslose, streng methodische Wissenschaftlichkeit mit einer stark innerlichen Frömmigkeit zu verbinden“.<sup>7</sup> Hinter diesem harmonischen Porträt des Dorpater Gelehrten, der philosophische Wahrheit und christlichen Glauben vorbildlich versöhne, verbirgt sich aber ein ideologisches Spannungspotential, nämlich das Grundproblem des Verhältnisses von Natur und Gnade, angeblich ein Hauptgegenstand der Kontroverse zwischen Pietisten und Frühaufklärern. Sowohl die pietistische Theologie wie auch, von dieser nicht unabhängig, die thomasische Ethik, vor allem die *Ausübung der Sittenlehre*, bemühen sich allerdings, mehr oder weniger erfolgreich, um den Nachweis einer Vereinbarkeit zwischen natürlicher Vernunft und göttlichem Geist.

Anlässlich einer 1994 in der Universitätsbibliothek Tartu veranstalteten Ausstellung wurden auch zwei Druckschriften Michael Daus gezeigt, die eine selten, aber von Rauch bekannt, die andere bis zu jenem Zeitpunkt verschollen.<sup>8</sup> Beide Dokumente sind für die Erforschung der Wirkungsgeschichte der thomasischen Philosophie im Allgemeinen, im Besonderen aber für deren Aufnahme, Verarbeitung und Verbreitung im osteuropäischen Raum von Bedeutung.

Wer aber war nun dieser im entfernten Dorpat und, ab 1699, dem Jahr der Dislokation der Universität nach Pernau (Pärnu), bis 1704 dort lehrende, von der Philosophie- und Kirchengeschichte vergessene Thomasius- und

5 Georg von Rauch: Die Universität Dorpat und das Eindringen der frühen Aufklärung in Livland 1690–1710. Mit einem Vorwort von Manfred Hellmann. Hildesheim/New York 1969 (reprographischer Nachdruck der Ausgabe Essen 1943).

6 Ebd., im Register Stellennachweise (S. 470).

7 Ebd., S. 191.

8 Vgl. den Katalog von Arvo Tering: Gelehrte Kontakte der Universität Halle zu Est-, Liv- und Kurland zur Aufklärungszeit. Ausstellung aus Anlass des 300. Jubiläums der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg in der Universitätsbibliothek Tartu vom 12. Mai 1994 bis zum 19. September 1994. Tartu 1994, S. 70f., Nr. 92 und Nr. 94.

Speneranhänger?<sup>9</sup> Einer der zahlreichen, etwas über dem geistigen Durchschnitt stehenden Universitätslehrer, wie sie an beinahe jeder frühneuzeitlichen Hohen Schule anzutreffen waren und daher den damals typischen Schulgelehrten verkörpern, dem im unterrichtsgeschichtlichen Kontext zentrale Bedeutung zukommt.

Michael Dau wurde in Marienburg (Preußen) als Sohn des gleichnamigen Vaters, Rektors in Dirschau und späteren Pfarrers in Liessau, ab 1656 in Lindenau, und der Katharina Schaubе geboren. Sein Geburtsjahr ist bis heute nicht bekannt. Er studierte am Danziger Gymnasium, dann an der Universität Frankfurt an der Oder (Immatrikulation am 14. Juni 1673),<sup>10</sup> schließlich in Kiel (Immatrikulation am 22. Juni 1680),<sup>11</sup> wo er auch Schüler des Theologen Christian Kortholt des Älteren (1633 – 1694) war. 1683 wurde er Konrektor am Rigaer Gymnasium, 1684 – 1693 war er Rektor der Kronscheule in Dorpat, an welcher die Schüler auf die Universität vorbereitet wurden. Kurz nach 1690 übernahm er an der Dorpater Universität einen Lehrstuhl für Geschichte, 1693 einen solchen für theoretische Philosophie, den er spätestens 1695 mit demjenigen für Rhetorik und Poetik eintauschte. Diesen hatte er dann bis 1704, das heißt bis zum Antritt des vollberuflichen Bürgermeisteramtes in Pernau, inne. Im Sommersemester 1695, im Wintersemester 1699 und im Sommer 1702 war er Rektor der Universität. Insgesamt ein unspektakulärer, für einen frühneuzeitlichen Gelehrten recht typischer Lebenslauf, wenn man von der vielleicht überraschenden Übernahme eines politischen Amtes absieht. Der Wechsel vom Katheder an die Spitze der städtischen Verwaltung ist nachvollziehbar, wenn

9 Bibliographische Hinweise und Werkverzeichnis: Johann Friedrich von Recke und Karl Eduard Napiersky: Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Estland und Kurland. Bd. 1. Mitau 1827, S. 408 – 410. Carola L. Gottzmann, Petra Hörner: Lexikon der deutschsprachigen Literatur des Baltikums und St. Petersburgs. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 1: A–G. Berlin/New York 2007, S. 349 – 351. Arvo Tering, dem ich für wichtige Anregungen zur Erstveröffentlichung dieses Beitrags danke, überließ mir einen biographischen Kurzabriss (Typoskript). Einige Daten zu Daus Leben widersprechen sich in den benutzten Sekundärwerken, weshalb manchmal nur ungefähre Angaben möglich sind.

10 Ernst Friedlaender (Hg.): Aeltere Universitäts-Matrikeln. I. Universität Frankfurt a. O. 2. Bd.: 1649 – 1811. Neudruck der Ausgabe 1888. Osnabrück 1965, S. 138.

11 Franz Gundlach (Hg.): Das Album der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel 1665 – 1865. Kiel 1915 (Reprint Nendeln/Liechtenstein 1980), S. 23.

man die schon während der Professur stark auf die Praxis ausgerichtete Lehrtätigkeit in Betracht zieht.

Aus Daus Unterricht in Dorpat sind verschiedene Dissertationen hervorgegangen, in denen Christian Thomasius als wissenschaftliche Autorität nur ganz beiläufig in Erscheinung tritt. So wird auch in der Disputationsschrift *De lege naturali* (1694), wo eine ausführlichere Stellungnahme zu Thomasius' Naturrechtslehre am ehesten erwartet werden könnte, auf eine solche mit dem Hinweis verzichtet, die thomasische *Jurisprudentia divina* bewege sich im Kompetenzbereich der Theologie, während ihm, Dau, die philosophische Argumentation vollauf genüge.<sup>12</sup> Diese gibt sich dann streng traditionsgebunden („*nos nihil quidem novi molientes*“), lehnt auch Samuel Pufendorfs (1632 – 1694) naturrechtliche Legitimationsbasis, die menschliche Geselligkeit, entschieden ab, etabliert aber als bloß formales Grundprinzip des Naturrechts dessen Übereinstimmung mit der vernünftigen Natur („*cum naturâ rationali*“).<sup>13</sup> In einer weiteren, ein Jahr danach erschienenen Dissertation, die den astrologischen Aberglauben mit den Argumenten der Vorurteilskritik bekämpft, wird Christian Thomasius, wo es um die Chaldäer und Ägypter als Lehrmeister der griechischen Philosophen geht, lediglich als philosophiehistorische Autorität herangezogen.<sup>14</sup> Andererseits bietet Dau Cicero, Pico della Mirandola, John

12 Michael Dau (Präses), Andreas Melitz (Respondent): *Dissertatio philosophica de lege naturali* (19. 5. 1694). Dorpat, Bl. B3<sup>r</sup>: „[...] hoc tantum monentes, quod Celeb. Christ. Thomasius in Dissert. Prooemiali Jurisprud. Div. praemissâ Pluribus evincere conetur, hunc locum aliter explicandum esse, quam communiter fit à Theologis, sed, ut diximus, Theologi de hoc videant, nobis sufficit philosophice hoc probasse, quando Legem naturalem habitualiter hominum animis inesse dicimus.“

13 Ebd., Bl. A2<sup>v</sup>, D2<sup>r</sup>.

14 Michael Dau (Präses), Arvid Moller (Respondent): *Exercitatio academica de astrologia judiciaria* (9. 3. 1695). Dorpat, § 3., Bl. B3<sup>v</sup>. Der Verfasser beruft sich, außer auf Gerhard Johannes Vossius, auf die Einleitung zur ‚*Philosophia aulica*‘. In einer weiteren Dissertation (Michael Dau [Präses], Michael Wittenburg [Respondent]: *Exercitatio academica de revolutione animarum ethnico-rabbinica earumque praeexistencia* [20. 10. 1697]. Dorpat, § IV, S. 15) übernimmt Jakob Thomasius die Funktion einer Autorität für die Philosophiegeschichte. In dieser Thesenschrift geht es um Jakob Thomasius' Präsentation unterschiedlicher platonistischer Auffassungen über die von den herabsteigenden Seelen durchquerten Räume. Dau stützt sich auf Jakob Thomasius' Macrobiusreferat im 5. Kapitel (*Manetis dogma loco animarum et scapha lunae*) der von Christian Thomasius herausgegebenen ‚*Historia sapientiae et stultitiae*‘ (Bd. 1: Januar–März. Halle 1693,

Barclay und Johann Christoph Sturm, nicht aber den deutschen Frühaufklärer an den entscheidenden Stellen als herausragende Gewährsleute gegen die hartnäckig Leichtgläubigen auf. Schließlich entgegnet Michael Dau in einem weiteren Probestück „dem berühmten Thomasius“, weil dieser in der *Jurisprudentia divina* den Nachweis der Unsterblichkeit der menschlichen Seele von deren genauen definitorischen Bestimmungen abhängig machen wolle.<sup>15</sup> Selbst die unter Dau in Dorpat verteidigten Dissertationen, in denen von Christian Thomasius die Rede ist, geben also, von ihren Themen her gesehen, teils wider Erwarten, wirkungsgeschichtlich wenig bis gar nichts her: Christian Thomasius ist eine Autorität unter vielen anderen, die Dau selten und zudem meistens nur dann anruft, wenn es gilt, sie in Frage zu stellen oder gar zu widerlegen. Aber wir müssen uns für Michael Daus Dorpater Unterrichtstätigkeit nicht ganz mit dieser mageren Ausbeute zufriedengeben.

Bei der Behandlung eines Disputationsthemas werden methodische Grundsätze und formale Regeln des philosophischen Elementarunterrichts in die Argumentationspraxis umgesetzt.<sup>16</sup> Dieses propädeutische Wissen hielt Michael Dau in einem auf methodische Standortbestimmung angelegten philosophischen Leitfaden fest,<sup>17</sup> der die Studenten auf die eklektische Methode verpflichtete.<sup>18</sup> Alle Menschen

---

S. 56 – 74, hier S. 65) und widersetzt sich allgemein der Harmonisierung von heidnischer und christlicher Philosophie, deren genaue Abgrenzung exegetische Kompetenz erfordere. Die Exegese findet denn auch in manchen philologisch ausgerichteten Dissertationen Daus ihre praktische Anwendung. Bereits 1694 hatte Dau das ‚*Schediasma historicum*‘ von Jakob Thomasius mit einer achtseitigen Vorrede in Dorpat bei Johannes Brendeken herausgegeben.

15 Michael Dau (Präses), Peter Knoll (Respondent): *Dissertatio philosophica de animae immortalitate ex lumine naturae demonstrabili* (22. 2. 1696). Dorpat, § XV, Bl. D1<sup>r</sup>.

16 Hanspeter Marti: Dissertationen. In: *Quellen zur frühneuzeitlichen Universitäts-geschichte. Typen, Bestände, Forschungsperspektiven*. Hg. von Ulrich Rasche. Wiesbaden 2011, S. 293 – 312 (mit Bibliographie zur Geschichte der disputatio).

17 Michael Dau: *De mediis introducendi philosophiam eclecticam cogitata*. [...] *Adjecta est ob affinitatem argumenti dissertatio Johannis Ludovici Vivis de vita & moribus erudit.* Dorpat 1695.

18 Der mittlerweile angewachsenen Literatur zur (frühaufklärerischen) Eklektik ist – angesichts der Materialfülle und geographischen Streuung ein verzeihliches Versäumnis – Michael Daus Abhandlung zum philosophischen Unterricht bis jetzt entgangen (vgl. z. B.: Michael Albrecht: *Eklektik. Eine Begriffsgeschichte mit Hinweisen auf die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte*. Stuttgart-Bad Cannstatt 1994).

sollten, meint Dau, indem er sich einleitend auf einen Grundsatz von Christian Thomasius beruft, zur Förderung ihres eigenen Wohls und anderer Nutzen ihre Unwissenheit bekämpfen, obwohl der Sündenfall verhindere, dass alle gelehrt sein könnten.<sup>19</sup> „Philosophia sol mundi“ lautet die Devise auf dem Siegel der philosophischen Fakultät der Universität Dorpat, mit der gleich im folgenden Satz die Philosophie resp. die Eklektik als wirksames Mittel zur Verbesserung des beklagten Zustandes angepriesen wird und die gleichzeitig dieses aufklärerische Motto einprägsam zu verdeutlichen scheint.<sup>20</sup> Kein anderer Ausspruch kann aufgeklärtes Selbstbewusstsein besser dokumentieren als die enge inhaltliche Verbindung, welche die Thomasiusparaphrase in Daus Plädoyer für die Eklektik mit dem Sonnenemblem einging.<sup>21</sup> Doch der Schein trügt. Nicht nur, weil das Emblemotiv, wie Dau behauptet, bereits 1632, bei der Gründung der Dorpater Universität durch den Schwedenkönig Gustav Adolf, das Fakultätssiegel zierte und von Michael Dau nun unter ganz anderen historischen Begleitumständen als Illustrationsmaterial für den aufklärerischen Triumph der Vernunft Erkenntnis verwendet wird. Andere Passagen desselben Textes legen, freilich ohne ausdrückliche Bezugnahme auf die Devise, gerade eine entgegengesetzte Auslegung des Sonnenemblems nahe. Die Philosophie als Sonne der Welt wird nämlich von der göttlichen Sonne der Theologie, die natürliche Vernunft vom Licht, das den Begnadeten aufgeht, überstrahlt. Die offenkundige Ambivalenz des eingesetzten Emblemarguments lenkt den Blick des Interpreten auf das nirgends in der Programmschrift geklärte Verhältnis von menschlicher Vernunft und göttlicher Offenbarung.

Schon 1687 lag die erste Auflage von Philipp Jakob Speners (1635 – 1705) Schrift über Natur und Gnade vor.<sup>22</sup> 1695, im Entstehungsjahr der Eklektik,

19 Dau: De mediis (Anm. 17), Bl. A3<sup>v</sup>: „[...] quod quamquam post lapsum fieri non possit, ut omnes homines docti fiant, opera tamen illis danda sit, ut ex ignorantia sua elucantur, quò sic suam aliorumque felicitatem promovere possint.“ Vgl. Christian Thomasius: Einleitung zur Vernunftlehre. Vorwort von Werner Schneiders. Personen- und Sachregister von Frauke Annegret Kurbacher. Hildesheim/Zürich/New York 1998 (= Christian Thomasius: Ausgewählte Werke. Hg. von Werner Schneiders. Bd. 8), 1. Hauptstück. Von der Gelahrheit insgemein, S. 75 – 88, hier § 12 – 14, S. 79f.

20 Ebd.

21 Vgl. Werner Schneiders: Hoffnung auf Vernunft. Aufklärungsphilosophie in Deutschland. Hamburg 1990, wo die Epoche der Frühaufklärung vor allem vom emblemgeschichtlichen Motiv der Sonne und seiner Verwendung her charakterisiert wird.

22 Philipp Jakob Spener: Der Klagen über das verdorbene Christentum. Mißbrauch und rechter Gebrauch 1685. Natur und Gnade 1687. Eingeleitet von Dietrich Blaufuß [und]

war Dau dieses Werk wohl noch nicht bekannt, sonst hätte er sich höchstwahrscheinlich, da Spener für ihn schon in der philosophischen Einführung eine wichtige Autorität war, auf dessen theologische Hauptschrift berufen. In Übereinstimmung mit dem Vater des Pietismus setzte sich Dau schon damals für eine Verbesserung des katechetischen Unterrichts und, im Hinblick auf die Bibelexegese, auch für das gründliche Erlernen der alten Sprachen ein.<sup>23</sup> Sowohl die Klage über den desolaten Zustand des biblischen Unterrichts als auch das pädagogische Programm der Katechese, das Dau vorschwebt, decken sich mit Speners Äußerungen in der Vorrede zu den Tafeln zur *Hodosophia* des Straßburger Professors Johann Konrad Dannhauer (1603 – 1666).<sup>24</sup> Entschlossener pädagogischer Einsatz der Lehrer führt den Studenten zur richtigen christlichen, d. h. pietistischen Gesinnung. In ihr erblickt Dau auch die Voraussetzung und den Garanten wahren eklektischen Denkens. Die göttliche Gnade, die den erleuchteten Christen lenkt, scheidet in dessen Intellekt die Spreu vom Weizen der Erkenntnis und bewirkt den Fortschritt in so verschiedenen Gebieten wie der Naturwissenschaft und der Ethik.<sup>25</sup> Michael Dau erstrebte zwar eine Trennung von ‚ratio‘ und ‚fides‘, von Philosophie und Theologie.<sup>26</sup> Dennoch ging er

---

Erich Beyreuther. Hildesheim/Zürich/New York 1984 (= Philipp Jakob Spener: Schriften. Hg. von Erich Beyreuther. Bd. 4).

23 Dau: *De mediis* (Anm. 17), S. 78 (Katechetik: Förderung des lebendigen, in der Lebenspraxis wirksamen Glaubens im Vertrauen und in der Liebe zu Gott); S. 79 (Bedeutung der alten Sprachen: „His [= Latein, Griechisch, Hebräisch] igitur exacte cognoscendis maturè tempus suum impendere debet Philosophiae cultor.“).

24 Ebd., S. 74f., mit dem ausführlichen Spenerzitat. Dannhauers dogmatische Schrift ist zugleich ein Schlüsselwerk für Speners Dogmatik. Vgl. dazu sowie allgemein zur Bedeutung Dannhauers für Spener: Johannes Wallmann: Philipp Jakob Spener und die Anfänge des Pietismus. Tübingen 1986, S. 108 – 128. Ders.: Die Eigenart der Straßburger lutherischen Orthodoxie im 17. Jahrhundert. Apokalyptisches Endzeitbewußtsein und konfessionelle Polemik bei Johann Conrad Dannhauer. In: Johannes Wallmann: Theologie und Frömmigkeit im Zeitalter des Barock. Gesammelte Aufsätze. Tübingen 1995, S. 87 – 104. – An einer anderen Stelle der pädagogischen Programmschrift (S. 55) würdigt Dau Speners bibelexegetische Kompetenz: „Spenerus, magna sine dubio lux affulget plurimis scripturae locis difficilioribus, in quibus dextrè explicandis se hactenus torserunt interpretes.“

25 Ebd., S. 18f. (wissenschaftlicher Fortschritt); S. 54 (göttliche Gnade).

26 Ebd., S. 26: „Proinde Eclecticis sibi Christianis à pessimo hoc & perniciosissimo [sic!] Syncretismo rationis et fidei diligenter sibi cavet, hisque donis divinis recte utitur.“



stillschweigend von der Ununterscheidbarkeit der im Menschen zusammenwirkenden natürlichen und göttlichen Kräfte aus. Im nicht verwirklichten Postulat einer genauen Abgrenzung beider Bereiche kommt letztlich nur die Referenz zum Ausdruck, die der Philosoph Dau dem Erkenntnis- und Glaubensmonopol der Theologie erwies. Daran ändert der Befund nichts, dass Michael Dau, der Vernunftlehre von Christian Thomasius folgend, Geschichte und Logik als die beiden grundlegenden Instrumente der Gelehrsamkeit bezeichnete<sup>27</sup> und forderte, mit Hilfe der Philosophiegeschichte sei die längst fällige Auslegeordnung alles je Erdachten vorzunehmen, damit das Wahre vom Falschen unterschieden werden könne.<sup>28</sup> Wohl bevorzugt Dau, sogar unter Angabe wichtiger Belegstellen, den thomasischen Begriff des ‚praeiudicium‘ gegenüber dem der ‚idola‘ Bacons, verwendet dann aber doch wieder den vom Engländer geprägten Terminus.<sup>29</sup> Außer Francis Bacon (1561 – 1626) sind Johann Ludwig Vives (1492 – 1540), der christliche Humanist,<sup>30</sup> Speners Gesinnungsfreund Arnold Wesenfeld (1664 – 1727), der reformierte Philosophieprofessor und zweite Bürgermeister in Frankfurt an der Oder, einem der Studienorte Daus, sowie der Altdorfer Philosophieprofessor Johann Christoph Sturm (1635 – 1703) die wichtigsten Gewährsleute Daus für sein Bekenntnis zur philosophischen Eklektik. Christian Thomasius fehlt als Zeuge, obwohl er sich bereits 1687 zur eklektischen Philosophie bekannt hatte.<sup>31</sup> Hängt das vielleicht auch mit der Abneigung des Spener- und Pietistenfreundes Dau gegen einige der Grundsätze der 1688 in erster Auflage erschienenen *Philosophia aulica* zusammen?<sup>32</sup>

27 Ebd., S. 48; Christian Thomasius: Einleitung zur Vernunftlehre (Anm. 19), 1. Hauptstück, § 26, S. 83.

28 Dau: *De mediis* (Anm. 17), S. 48.

29 Ebd., S. 28.

30 Im Anhang der Schrift wird, wie ihr Titel ankündigt, die Schlussbetrachtung ‚De vita et moribus eruditi‘ aus den ‚Libri de disciplinis‘ von Johann Ludwig Vives abgedruckt. Auch Christian Thomasius muss das pädagogische Hauptwerk des spanischen Humanisten sehr geschätzt haben, gehörte es doch zu seinem Buchbesitz (vgl. Summarische Nachrichten von auserlesenen/ mehrentheils alten/ in der Thomasischen Bibliothek vorhandenen Büchern. Sechstes Stück. Halle/Leipzig 1715, S. 561 – 590).

31 Dazu Albrecht: Eklektik (Anm. 18), S. 399.

32 Christian Thomasius: Einleitung zur Hof-Philosophie. Vorwort von Werner Schneiders. Personen- und Sachregister von Frank Grunert. Nachdruck Hildesheim/Zürich/New York 1994. (= Christian Thomasius: Ausgewählte Werke. Hg. von Werner Schneiders.

Im Hinblick auf Daus Einführung in die eklektische Philosophie bestätigt sich die ernüchternde Bilanz von vorhin: Christian Thomasius wird nur gelegentlich erwähnt, nie ausdrücklich zur Lektüre empfohlen oder in längeren Auszügen zitiert,<sup>33</sup> geschweige denn dass eine Auseinandersetzung mit seiner Philosophie stattfände. Michael Dau scheint die Einleitung in die Sittenlehre, die bekanntlich 1692 erstmals im Druck vorlag, 1695 noch nicht zu kennen. Das Konzept der vernünftigen Liebe, das Thomasius dort entwickelte, wäre Daus stark von Spener beeinflussten moraltheologischen Präferenzen weit mehr entgegengekommen als die auch die ‚ratio‘ stark in die Pflicht nehmenden ‚praecepta‘ der Vernunftlehre des Frühaufklärers. Damit ist bereits angedeutet, von welchen ideengeschichtlichen Prämissen her die thomasische Philosophie ihre Wirkung dann in der nach Pernau verlegten Universität kräftiger entfalten konnte. Die vorübergehende Interessengemeinschaft, die Christian Thomasius in seiner Ausübung der Sittenlehre (Erstauflage 1696) mit dem Pietismus eining, entsprach den moralpädagogischen Legitimationsbedürfnissen des Philosophieprofessors besser.<sup>34</sup> Mit der Ausübung der Sittenlehre hat Thomasius weit glaubwürdiger als zuvor eine christliche Ethik vorgelegt, der göttlichen Gnade durch die Heilswirkung des Heiligen Geistes in ‚Vorwort‘ und ‚Beschluss‘ eindeutig Priorität zugestanden sowie ein an die Rückkehr zur wahren Orthodoxie Martin Luthers gebundenes Bekenntnis zur notwendigen Erneuerung des reformatorischen Glaubens abgelegt. Der Reformator räume, so Thomasius, „auch in dem äußerlichen und geringen Philosophischen Thun und Lassen keinen freyen Willen ein“.<sup>35</sup> Mit der völligen Negation der Willensfreiheit distanzierte

---

Bd. 2). Dem Reprint liegt das Wolfenbütteler Exemplar der Ausgabe Berlin/Leipzig 1712 zugrunde, da ein solches der lateinischsprachigen Erstauflage (Leipzig 1688), die sich von der vorliegenden kaum unterscheidet, „wider Erwarten für den Druck nicht zur Verfügung stand“ (S. VI).

33 Dazu Albrecht: Eklektik (Anm. 18), S. 399.

34 Christian Thomasius: Einleitung zur Hof-Philosophie. Vorwort von Werner Schneiders. Personen- und Sachregister von Frank Grunert. Nachdruck Hildesheim/Zürich/New York 1994. (= Christian Thomasius: Ausgewählte Werke. Hg. von Werner Schneiders. Bd. 2). Dem Reprint liegt das Wolfenbütteler Exemplar der Ausgabe Berlin/Leipzig 1712 zugrunde, da ein solches der lateinischsprachigen Erstauflage (Leipzig 1688), die sich von der vorliegenden kaum unterscheidet, „wider Erwarten für den Druck nicht zur Verfügung stand“ (S. VI).

35 Dau beruft sich da, wo er vom Pädagogen die moralische Qualität der ‚humanitas‘ fordert, die sich auf die Schüler übertrage, ausdrücklich auf das von Christian Thomasius

sich Thomasius sogar von der gemäßigt pietistischen Theologie Speners. Gleichzeitig gelangte er, da er dem menschlichen Willen keinerlei Vervollkommenung aus eigener Kraft zutraute, in die geistige Nachbarschaft des mystischen Spiritualismus Pierre Poirets (1646 – 1719) und des von diesem beeinflussten Gottfried Arnold (1666 – 1714), der sich, wie Spener allerdings auch, immer wieder auf Martin Luther berief. Thomasius scheint jedoch in der grundsätzlich positiven Beurteilung der rationalen Kräfte des Menschen nicht dem reinen Voluntaristen Arnold, sondern eher Poiret zu folgen, denn er glaubt, daß „die vernünftigen [!] Lehr=Sätze von der Dämpfung der Gemüths=Neigungen [...] nicht gantz und gar müste aus den Augen gesetzt werden“.<sup>36</sup> Wie Spener, aber stärker als dieser die Leistung der Vernunft im Sinne Poirets betonend, rechnete Thomasius offenbar, trotz schwerwiegender Bedenken, mit einer der sittlichen Vervollkommenung des Menschen förderlichen Mitwirkung natürlicher Kräfte. Dass Gewissenserforschung und Selbsterkenntnis unentbehrlich seien, davon gingen, unabhängig vom jeweils vorausgesetzten Beteiligungsgrad göttlicher Gnade und daher ungeachtet der Divergenzen in ihrem Urteil über die Willensfreiheit, sowohl Spener und Arnold als auch Thomasius aus. Dieses gemeinsame ideelle Fundament wurde durch die von allen der Liebe zugestandene wichtige moralische Funktion verstärkt, was wiederum, wie sich gleich zeigen wird, rezeptiven Harmonisierungstendenzen Vorschub leistete. Der Dorpater Philosophieprofessor hat, wie wohl nicht anders zu erwarten, die unterschiedlichen Konzepte seiner unmittelbaren Gewährsleute Thomasius und

---

durch die Charpentier-Übersetzungen verbreitete Sokratesbild (S. 83). Zur thomasi-schen Sokratesrezeption siehe: Frank Grunert: Von polylogischer zu monologischer Aufklärung. Die Monatsgespräche von Christian Thomasius. In: Die Philosophie und die Belles-Lettres. Hg. von Martin Fontius und Werner Schneiders. Berlin 1997, S. 21 – 38, hier S. 33. – Hanspeter Marti: Kommunikationsnormen der Disputation. Die Universität Halle und Christian Thomasius als Paradigmen des Wandels. In: Kultur der Kommunikation. Die europäische Gelehrtenrepublik im Zeitalter von Leibniz und Lessing. Hg. von Ulrich Johannes Schneider. Wiesbaden 2005, S. 317 – 344.

- 36 Die (Einleitung zur) ‚Vernunftlehre‘ von Christian Thomasius büßte auch später ihre Bedeutung für Michael Dau nicht ein, was eine unter dessen Präsidium in Pernau verteidigte Dissertation (Michael Dau [Präses] / Abraham Carsten [Respondent]: *Exercitatio physica de sensibus brutorum* [ohne Datum] 1699. Pernau) beweist. Mit der Autorität des Frühaufklärers werden die Tiere, im Gegensatz zum Menschen (*animal rationale*), als nicht vernünftige Lebewesen eingestuft (§11, S. 31: „Non ergo rationalitas & consequenter cogitatio debet aestimari ex admirandis brutorum actionibus“).

Spener über die menschliche Natur nicht wahrgenommen, geschweige denn das Problem der Willensfreiheit berührt oder gar erörtert. In den *Cautelen zu Erlernung der Rechts=Gelahrheit* benannte Christian Thomasius das für ihn bei verschiedenen Autoren ungelöste Problem des Verhältnisses von Natur und Gnade, sah in Speners einschlägigen Erörterungen einen Beitrag hierzu und versuchte den einzuschlagenden Weg weiteren Fortschritts in der Klärung der offenen Frage mit einigen Anmerkungen zu skizzieren.<sup>37</sup>

Mit Datum vom 23. September 1699, im selben Jahr, als der Spenerfreund und Kirchenvorsteher Johann Fischer (1636–1705) Livland verließ,<sup>38</sup> trat Michael Dau mit einer Epistola [...] de atheismo qui Dn. Christiano Thomasio [...] a quibusdam imputatur an die gelehrte Öffentlichkeit.<sup>39</sup> Die Epistel ist an einen überzeugten Thomasius-Anhänger, an Johann Andreas Dorsch (\*1660), Pfarrer in Oberpahlen, heute Põltsamaa/Estland, gerichtet und nimmt Christian Thomasius gegen Atheismusvorwürfe kräftig in Schutz.<sup>40</sup> 1700 erschien das

37 Christian Thomasius: *Ausübung der Sittenlehre*. Vorwort von Werner Schneiders. Personen- und Sachregister von Frauke Annegret Kurbacher. Hildesheim/Zürich/New York 2011 (3. Nachdruck der Ausgabe Halle [1696]; = Christian Thomasius: *Ausgewählte Werke*. Hg. von Werner Schneiders. Bd. 11), S. 499.

38 Ebd., S. 500.

39 Christian Thomasius: *Cautelen zur Erlernung der Rechtsgelehrtheit*. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Friedrich Vollhardt. Personen- und Sachregister von Stefanie Kießling. Hildesheim/Zürich/New York 2006 (Nachdruck der Ausgabe Halle 1713). Das XIX. Capitel. Cautelen bey dem Theologischen Studio, S. 488–553, hier S. 515f. Anm. g): „Herr Spener hat sich noch unter allen am meisten der Deutlichkeit beflissen. Dieses mißfällt mir aber am meisten bey demselben/ daß er den Statum controversiae nicht recht eingerichtet/ welches hier doch sehr nohtwendig ist/ indem Natur und Gnade/ Glaube und Vernunft/ natürlich und übernatürlich sehr zweydeutige Worte sind. Mir deucht man müsse hier nicht allein von dem Menschen reden/ sondern auch von desselben gantzen Natur und allen übrigen Kräfften; bey dem Menschen aber muß man die natürlichen Kräffte des Verstandes und des Willens/ und in ansehung beyder/ die gesunde Vernunft des Menschen von der verderbten/ auch noch nach dem Fall unterscheiden.“

40 Zu Johann Fischer und seiner Tätigkeit im Baltikum: Johannes Wallmann: *Beziehungen des frühen Pietismus zum Baltikum und zu Finnland*. In: Pentti Laasonen, Johannes Wallmann, Redactores, Esko M. Laine, Editor: *Der Pietismus in seiner europäischen und außereuropäischen Ausstrahlung*. Helsinki 1992, S. 49–87. Ders.: *Arndtrezeption im Baltikum. Johann Fischer und die Rigaer Ausgabe des Wahren Christentums von 1678/79*. In: Johannes Wallmann: *Pietismus und Orthodoxie. Gesammelte Aufsätze III*.

Verteidigungsschreiben sogar noch ein weiteres Mal.<sup>41</sup> Diese Tatsache beweist nicht bloß, dass man dieses mit großem Interesse aufnahm und Christian Thomasius im baltischen Raum offenbar schon früh eine bekannte Gelehrtenpersönlichkeit war bzw. wurde. Die Zweitaufgabe der Epistel ist vielleicht auch ein Indiz für die weithin anerkannte Notwendigkeit von Daus publizistischem Einsatz und für die Verbreitung der bekämpften Vorwürfe bei Angehörigen der baltischen Bildungselite. Andererseits beweist die Aufnahme der ersten Auflage des Dau-Briefes in eine Sammelpublikation 1724 veröffentlichter Kleinschriften, wie sehr es Christian Thomasius wohl darauf ankam, das akademische Publikum auf die großräumige Rezeption seines Werks, insbesondere im Baltikum, aufmerksam zu machen.<sup>42</sup> Daus Stellungnahme mag ihm zusätzlich als entlastendes, weil von persönlichen Befangenheiten frei erscheinendes Zeugnis der Anti-Atheismuskritik willkommen gewesen sein. Tatsächlich gibt es bislang keine Indizien für eine Beziehung von Christian Thomasius zu den beiden im Gedankenaustausch miteinander verbundenen baltischen Gelehrten.

Der Anfang wie auch der Schluss des Sendschreibens widerlegen den Verdacht, der satirische Stil der thomasischen Monatsgespräche weise auf die Eigenliebe und auf eine atheistische Gesinnung des Autors hin. Der Tadel an der von Thomasius eingesetzten Satire geht, wie man von diesem selber weiß, vor allem auf Philipp Jakob Spener zurück, dessen Name jedoch in der Thomasiusapologie Michael Daus nicht auftaucht.<sup>43</sup> Bekanntlich leistete Christian Thomasius im

---

Tübingen 2010, S. 258–276. Jürgen Beyer: Strategien zur Hebung der Frömmigkeit in Est- und Livland (1621–1710). Konfessionalisierung und Pietismus. In: Fred van Lieburg (Hg.): *Confessionalism and Pietism. Religious Reform in Early Modern Europe*. Mainz 2006, S. 111–128.

41 Vgl. die Edition der Erstauflage im Anhang, S. XXX-XXX. Zur Epistel: Meelis Friedenthal: Atheism varauusajal kui ebakindluse väljendus ja kindluse otsimine. In: *Ajalooline Ajakiri* 2012, 3/4 (141/142), S. 221–238 (mit englischsprachigem Abstract).

42 Von Rauch: Die Universität Dorpat (Anm. 5), dem das Schreiben Daus nicht zugänglich war, sah fälschlicherweise in Dorsch einen Urheber des gegen Thomasius gerichteten Atheismusvorwurfs (S. 237f.).

43 Zum schwankenden Verhältnis von Christian Thomasius zur Satire und zum Einfluss Speners vgl. Werner Schneiders: *Naturrecht und Liebesethik. Zur Geschichte der praktischen Philosophie im Hinblick auf Christian Thomasius*. Hildesheim/New York 1971, S. 226–231. Genauer Stellennachweis zum Spenerschen Tadel bei Christian Thomasius: Kurtze Abfertigung derer in der Ausführlichen Beschreibung des Pietisten Unfugs enthaltenen Lasterungen. In: ders.: *Kleine Teutsche Schriften*. Vorwort von Werner

Sinn Speners für die Verwendung der Satire Abbitte und distanzierte sich noch in späterer Zeit selbstkritisch von dem ihm nun als widerwärtig erscheinenden Schreibstil.<sup>44</sup> Der Dorpater Gelehrte entpuppt sich jedenfalls im Sendschreiben zum ersten Mal als ein recht genauer Kenner des Œuvres von Christian Thomasius, das er im Ganzen, wenn auch nicht ohne jeden Einwand, zur Lektüre empfiehlt. Rasch geht er über die *Institutiones jurisprudentiae divinae*, die *Philosophia aulica*, deren Eklektik er nun immerhin anpreist, sowie über die beiden Vernunftlehren hinweg, um dann aber mit seinem Lob sehr lange bei den Ethiken und bei der Schrift *Von Wesen des Geistes* (1699) zu verweilen. Noch in der Einführung in die Methode der eklektischen Philosophie hatte Dau den mystischen Spiritualismus von Paracelsus, Jakob Böhme (1575 – 1624) und Valentin Weigel (1533 – 1588) als dem ‚praeiudicium praecipitaniae‘ hörige dogmatische Sektiererei verurteilt.<sup>45</sup> Zwar gibt er zu, daß er noch keine klare Vorstellung (idea) von dem in der Welt wirkenden Geist gewonnen habe, wie sie Thomasius in der Geistschrift propagiere. Doch ist er sicher, dass dieser auch hier, wie im übrigen Werk, als rechthgläubiger Verfechter der göttlichen Existenz und Vorsehung auftrete. In der thomasischen Sittenlehre schließlich erkennt Dau nichts anderes als die bewundernswürdige Erläuterung zum 1. Johannesbrief 2,16 und hebt ihre streng biblizistische Ausrichtung einseitig hervor. Damit ist dem Atheismusvorwurf der Boden entzogen. Für Dau heißt Aufklärung wie für Christian Thomasius vorrangig moralisch-praktische Vervollkommenung des Menschen und, wie das folgende Zitat beweist, noch deutlicher als bei seinem philosophischen Vorbild auch Aufklärung über die Offenbarungswahrheiten

---

Schneiders. Personen- und Sachregister von Martin Pott. Hildesheim/Zürich/New York 1994 (Reprint der Ausg. Halle 1701), S. [615]–630, hier S. 624f.: „Daß Herr D. Spener über meine Satyrische Schrifften sich gefreuet/ ist eine Unwarheit. Ich bezeuge vielmehr öffentlich/ daß Hr. D. Spener über meine Satyrische Schrifften/ als er einsmahls in Leipzig gewesen/ sein Mißfallen gegen mich bezeuget/ und mir selbige widerrathen.“

44 Christian Thomasius: *Ostergedanken/ Vom Zorn und der bitteren Schreib=Art wider sich selbst*. In: ders.: *Kleine Teutsche Schriften* (Anm. 43), S. 697 – 734. Ders.: *Cautelen zur Erlernung der Rechtsgelehrtheit* (Anm. 37), Das 8. Capitel. *Cautelen bey dem Studio der Poesie*, S. 149 – 163, hier S. 158f.: „37. Es mögen aber die Satyren so behutsam geschrieben werden als sie immer wollen/ so thut doch ein Liebhaber der Weißheit wohl/ wann er sich solcher Schreib=Art enthält/ denn es kan nicht fehlen/ er muß sich Feinde dadurch machen/ und den Leser bessert er auch nicht damit/ ja seine eigne heimliche Ehr= und Rachgierde wird dadurch nur gestärcket.“

45 Dau: *De mediis* (Anm. 17), S. 38.

des christlichen Glaubens. „Wer würde nicht“, beteuert er, „die Bosheit einer Zeit beweinen, in der trotz klarem Licht der Wahrheit viele noch den dunklen Nebel [der Unwissenheit] vorziehen und mit solch schamloser Anschuldigung [gemeint ist der unberechtigte Atheismusvorwurf] ihre Sünden vermehren wollen, von denen sie doch wohl wissen, dass sie sich sehr ernsthaft Rechenschaft darüber werden geben müssen.“<sup>46</sup> Nur wer selber, wie Martin Luther und Christian Thomasius, ein lebendiges Werkzeug des Heiligen Geistes („vivum Spiritus Sancti Organon“) sei, könne das Werk dieses durch das göttliche Gnadenlicht aufgeklärten resp. erleuchteten Philosophen verstehen. Dieses Bild von Christian Thomasius entspricht genau der radikalpietistischen Vorstellung des Heiligen, des von der Kraft des Heiligen Geistes erfüllten Heroen,<sup>47</sup> und lässt erkennen, wie sehr Aufklärung und Pietismus im Bewusstsein des Dorpater Philosophieprofessors zu einer unverbrüchlichen Einheit zusammengewachsen sind. Daus Porträt von Christian Thomasius deckt sich übrigens auch mit dem Bild, das dieser im ‚Beschluss‘ der Ausübung der Sittenlehre, also in der Zeit der sogenannten mystischen Krise, von sich selber entworfen hatte.

Den wichtigsten Nachweis der innigen Verbindung, die der Pietismus mit der Frühaufklärung im Bewusstsein Michael Daus eingegangen ist, liefert aber der 1701 anonym in deutscher Sprache erschienene, lange verschollene Sitten=Spiegel des Dorpater Gelehrten.<sup>48</sup> Das Estnische Literaturmuseum (Eesti Kirjandusmuuseum) Tartu besitzt heute meines Wissens das einzige noch vorhandene Exemplar dieser Schrift. Warum Michael Dau seine Autorschaft verschwie, ist ungewiss. Die Tatsache ihrer Anonymität lässt entsprechende Motive und Befürchtungen vermuten. Jedenfalls steuerte die theologische Fakultät der Universität Dorpat nach dem Wegzug des Superintendenten Johann Fischer einen scharf antipietistischen Kurs.<sup>49</sup> Für Dau sind im Sitten=Spiegel beide, Christian Thomasius und Philipp Jakob Spener, Werkzeuge Gottes im Sinn der Verteidigungsepistel, denn es erweckt „der liebeiche GOTT/ welcher

46 Zitat im lateinischen Originalwortlaut: Dau: Epistola, Bl. A4<sup>r</sup> (im Anhang, S. XXX).

47 Vgl. dazu Hanspeter Marti: Die Rhetorik des Heiligen Geistes. Gelehrsamkeit, poesis sacra und sermo mysticus. In: Gottfried Arnold. Radikaler Pietist und Gelehrter. Jubiläumsgabe von und für Dietrich Blaufuß und Hanspeter Marti. Hg. von Antje Mißfeldt. Köln/Weimar/Wien 2011, S. 15–76.

48 [Michael Dau:] Sitten=Spiegel, ein einmaliges wirkungsgeschichtliches Dokument, wird im Anhang dieses Aufsatzes, S. XXX-XXX, als Transkript mit Anmerkungen ediert.

49 Wallmann: Beziehungen des frühen Pietismus (Anm. 38), S. 81.

will/ das allen Menschen geholfen werde und sie zum Erkänntniß der Wahrheit kommen hin und wieder solche Männer/ welche der Welt ihren Jammer und Elend/ aus der heiligen Schrift als der Brunquelle aller Weißheit vorstellen müssen. Damit ja nichts zu ihrer Entschuldigung/ übrig bleiben möge.“<sup>50</sup> Wie die zitierte Stelle nahelegt und der Kontext ausdrücklich bestätigt, sind für Michael Dau die pietistische Glaubenslehre und die Moralthologie, wie sie Spener in der Schrift über Natur und Gnade vertritt, der Nährboden aller Tugend. Spener zeige, „wie weit höher die Weißheit/ so in des heiligen Geistes Schule getrieben wird/ gehe/ als diejenige/ welche uns das Licht der Natur zeigt“.<sup>51</sup> Ohne göttliche Erleuchtung, so lautet die Fortsetzung, keine Selbsterkenntnis. Mit der radikalen Theologisierung der Morallehre steht Dau sowohl mit dem Vater des Pietismus als auch mit dem Thomasius des Schlusses der Ausübung der Sittenlehre in geistigem Einklang. Doch übernimmt und empfiehlt der Dorpater Professor im moralphilosophischen bzw. -theologischen Katechismus, den der Sitten=Spiegel darstellt, nicht bloß zusammenfassend Teile aus der Ausübung der Sittenlehre, sondern er bezieht sich in seiner inhaltlichen Selektion vor allem auf längere Passagen der Einleitung der Sittenlehre. Auf diese Zusammenstellung thomasischer Gedanken folgen ohne Überleitung die mehr oder weniger textnahen Paraphrasen von Ausschnitten aus Speners Natur und Gnade. In Anbetracht dieses unvermittelten Nebeneinanders verwundert es nicht, dass in Daus Sitten=Spiegel ein noch größeres rationales Begründungsdefizit besteht als in den beiden Sittenlehren von Thomasius.

Wie erwähnt, gründet Dau Sitten=Spiegel, im Hinblick auf Christian Thomasius, zum größten Teil auf der Einleitung der Sittenlehre. Ihr entnimmt er als thematischen Schwerpunkt Konzept und Charakteristik der vernünftigen Liebe sowie als wichtige Nebenaspekte die Unterscheidung der Demut von der Bescheidenheit sowie der Guttätigkeit von der Dankbarkeit. Die Ausübung der Sittenlehre bezieht er ein, indem er die Theorie der Affektmischungen übernimmt, ohne dabei explizit Elemente von Gnaden- und Mystiktheologie aus Vorwort und Beschluss der Ausübung, z. B. die Dreistufenlehre, zu verwenden. Der Sitten=Spiegel erstrebt zwar Kompatibilität mit der Theologie, unterbreitet in seinem ersten Teil den Lesern aber die thomasische Ethik in einer von theologischen Implikationen möglichst gereinigten Form. Christian Thomasius ist

<sup>50</sup> Dau: Sitten=Spiegel (Anm. 48) Vorrede, Bl. a3<sup>r</sup>.

<sup>51</sup> Ebd., Bl. a4<sup>r</sup>.



für Dau die entscheidende *philosophische* Autorität, daher lediglich zuständig für die Leistungen der natürlichen Vernunft. Andererseits stellt die vernünftige Liebe das moralphilosophische Bindeglied zur theologischen Liebesauffassung dar, wie sie der gleichzeitig vereinnahmte Spener in Natur und Gnade entfaltet hat. Die undifferenziert in Anspruch genommene Theorie resp. Theologie der Liebe bildet, mit anderen Worten, im Sitten=Spiegel die Voraussetzung, dass für Dau die Aussagen der philosophischen Autorität (Christian Thomasius) mit denen der theologischen (Philipp Jakob Spener) harmonieren. Die Ethik von Christian Thomasius übernimmt bei Michael Dau sozusagen die Rolle der ‚ancilla theologiae pietismi Speneri‘. Dadurch verliert sie gerade die Selbständigkeit, die ihr Christian Thomasius in der Einleitung der Sittenlehre, mehr noch als im Kernteil der Ausübung, zubilligen wollte und konnte. Während Thomasius im Vorwort und im Beschluss der Ausübung der Sittenlehre die Position radikaler Pietisten eingenommen und die gemäßigte Speners hinter sich gelassen hatte, stimmte Dau im Sitten=Spiegel mit der moderat pietistischen Haltung Speners überein, da er die Schrift über Natur und Gnade in Betracht zog, nicht aber die mystiktheologischen Aussagen Thomasius‘, der, die natürliche Vernunft preisgebend, den Einfluss der göttlichen Gnade verabsolutierte.

Der Sitten=Spiegel führte pietistische Gnadentheologie mit der thomasischen Ethik zusammen. Daher ist Michael Dau ein lehrreicher Einzelfall enger Filiation von Pietismus und Frühaufklärung.

Noch Johann Friedrich Bertram (1699 – 1741), ein Anhänger August Hermann Franckes, ließ die achte Zeitperiode seiner Gelehrsamkeitsgeschichte mit der Gründung der Universität Halle, mit Philipp Jakob Spener und mit Christian Thomasius beginnen.<sup>52</sup> Für diese philosophiehistorische Perspektive lieferte Michael Dau schon mehr als ein Vierteljahrhundert früher die Probe aufs Exempel. In der Geschichte des Pietismus, die sich in letzter Zeit vermehrt mit dem Baltikum befasst hat, verdient Michael Dau neben Johann Fischer seinen Platz genauso, wie er andererseits der Schulphilosophiehistorie als früher Thomasius-Anhänger in einer europäischen Randregion in Erinnerung bleiben sollte. Er war es auch, der noch als Bürgermeister von Pernau, also nach der Niederlegung seines akademischen Amtes, den Oberstleutnant Carl Adam von Stackelberg (1669 – 1749), einen „schwedischen Haudegen“, mit Lesungen aus

<sup>52</sup> Nach Albrecht: Eklektik (Anm. 18), S. 544, zu Bertrams ‚Anfangs-Lehren der Historie der Gelehrsamkeit‘ (Braunschweig 1730).

der Sittenlehre von Christian Thomasius „zu erbauen“ verstand, wie Georg von Rauch schreibt.<sup>53</sup> In diesem ethischen Privatissimum hat man die moralische Praxis, wie sie im Hauptteil des Sitten=Spiegel in theoria vorgeführt wurde, in die Lebenswirklichkeit umzusetzen versucht. Michael Dau übte also noch in seinem weltlichen Amt die Funktion als Morallehrer unentwegt weiter aus. Inwieweit er sein ethisches Sendungsbewusstsein aufklärerischem Vernunftoptimismus und inwieweit pietistischer Gnadenhoffnung auf bessere Zeiten verdankte, bleibt in Ermangelung einschlägiger Quellenzeugnisse eine zwar überaus berechnete, leider aber – wohl für immer – offene Frage. Doch geht es hier weniger um den Einzelfall als um dessen Bedeutung als philosophisch- und unterrichtsgeschichtliches Exempel.

### Koinzidenz von Pietismus und Frühaufklärung – eine Forschungsperspektive

Die Aufnahme der Ethik und der Vernunftlehre von Christian Thomasius sowie der Gnadentheologie Speners durch Michael Dau lenkt die Aufmerksamkeit des Philosophiehistorikers auf ein Epochenproblem, das Verhältnis der Frühaufklärung zum Pietismus, und, damit verbunden, auf die geistige Physiognomie des Christian Thomasius im Licht seiner zeitweisen Abhängigkeit von verschiedenen pietistischen Strömungen. Nach wie vor betont die Thomasiusforschung vor allem die Distanz des Frühaufklärers zur pietistischen Frömmigkeit und bezeichnet die Zeit seiner engen Bindung an den Pietismus als Phase der sogenannten mystischen Krise, des vorübergehenden geistigen Kräftezerfalls und der Resignation.<sup>54</sup> Gerade dieser kurze mittlere Lebensabschnitt wäre durch sorgfältige Interpretation aller relevanten, auch wirkungsgeschichtlichen Quellen

53 Von Rauch: Die Universität Dorpat (Anm. 5), S. 192. Bemerkenswert auch die Nachricht Stackelbergs über die an die Thomasiuslektüre anschließende gemeinsame Lesung der ‚Imitatio Christi‘ von Thomas von Kempis, ein weiterer Beleg für die gleichzeitige Rezeption voraufklärerisch-religiöser Literatur (Devotio moderna) und frühaufklärerischer moralischer Werke.

54 Damit trat die Thomasiusforschung Walter Bienert (Der Anbruch der christlichen deutschen Neuzeit dargestellt an Wissenschaft und Glauben des Christian Thomasius. Halle 1934) entgegen, der in Christian Thomasius einen „ethischen Pietisten“ (S. 215) erblickte. Repräsentativ für die heute vorherrschende Tendenz, die Prägung durch pietistische Einflüsse Thomasius als vorübergehenden, recht bald überwundenen Zustand

weiter zu erforschen. Christian Thomasius unterhielt damals zum gemäßigten Pietisten Spener, zu den Hallensern, insbesondere zu August Hermann Francke, aber auch zu Repräsentanten des radikalen Pietismus wie Pierre Poiret, Gottfried Arnold und Friedrich Breckling mehr oder weniger enge persönliche, wenn auch nicht ungetrübte Beziehungen.<sup>55</sup> Diese Abhängigkeiten sind ernster zu nehmen, als es bisher geschah, und das Bild des Frühaufklärers und der Epoche der Frühaufklärung ist den so gewonnenen Erkenntnissen anzupassen. Das Beispiel Michael Daus und der Personen in dessen Wirkungskreis entschärft zwar den unter den Geschichtsschreibern verbreiteten strengen Dualismus von pietistischer Frömmigkeit und frühaufklärerischem Rationalismus. Andererseits dürfen die damals etablierten Differenzen zwischen den Anforderungen der natürlichen Vernunft und den heilstheologischen Implikationen der Gnadenlehre nicht außer Acht gelassen werden. Die Geschichte der Wirkung des Thomasius auf den frommen Frühaufklärer im entfernten Baltikum weist vielleicht in eine neue, historischer Erkenntnis förderliche Richtung, zumindest auf die delikate und höchst anspruchsvolle Bestimmung des Verhältnisses von Natur und Gnade.

---

anzurechnen, nach wie vor Schneiders: *Naturrecht und Liebesethik* (Anm. 43), insbesondere S. 226 – 239.

- 55 Ältere Sekundärliteratur bei Schneiders: *Naturrecht und Liebesethik* (Anm. 43). Ergänzend zu Christian Thomasius – Gottfried Arnold: Jürgen Büchsel und Dietrich Blaufuß: *Gottfried Arnolds Briefwechsel. Erste Bestandsaufnahme – Arnold an Christian Thomasius 1694*. In: *Pietismus–Herrnhutertum–Erweckungsbewegung*. Festschrift Erich Beyreuther. Hg. von Dietrich Meyer. Düsseldorf 1982, S. 71 – 106. – Martin Pott: *Christian Thomasius und Gottfried Arnold*. In: *Gottfried Arnold (1666 – 1714)*. Mit einer Bibliographie der Arnold-Literatur ab 1714. Hg. von Dietrich Blaufuß und Friedrich Niewöhner. Wiesbaden 1995, S. 247 – 265. Zu Christian Thomasius – Friedrich Breckling vgl. den wegweisenden Beitrag Wilhelm Kühlmanns: *Frühaufklärung und chiliastischer Spiritualismus – Friedrich Brecklings Briefe an Christian Thomasius*. In: *Christian Thomasius (1655 – 1728)*. Neue Forschungen im Kontext der Frühaufklärung. Hg. von Friedrich Vollhardt. Tübingen 1997, S. 179 – 234.

Anhang:  
Texteditionen zur Geschichte der frühauflärerischen Eklektik im Baltikum

1. Michael Dau an Pfarrer Johann Andreas Dorsch

Der in drei Auflagen erschienene Brief Daus an Dorsch verteidigt Christian Thomasius mit geringfügigen kritischen Retouchen am Bild des Hallenser Professors, die sich aber nicht auf den Atheismusvorwurf beziehen, der vollumfänglich zurückgewiesen wird. ‚Atheist‘ war damals (und ist, selten gebraucht, heute noch) ein (kontrovers)theologischer, philosophischer und politischer Kampfbegriff, der aus verschiedenen Motiven gegen ganz unterschiedliche Kontrahenten eingesetzt wurde. Mit ihm wurden in der Frühen Neuzeit sowohl eigentliche Gottesleugner als auch Personen verunglimpft, die einer anderen Religion oder Konfession angehörten.<sup>56</sup> Eine sorgfältige, auf genauer Sichtung des Quellenmaterials beruhende Arbeit ist die Voraussetzung für die inhaltliche Präzisierung des im Einzelfall verwendeten biegsamen Terminus. Christian Thomasius erhob seinerseits den Atheismusvorwurf in der Auseinandersetzung mit Gegnern, z. B. mit Ehrenfried Walter Graf von Tschirnhaus (1651 – 1708) und mit Theodor Ludwig Lau (1670 – 1740), die er des Spinozismus verdächtigte,<sup>57</sup> und war andererseits früh schon mit derselben auf ihn gemünzten Schelte konfrontiert: Er beschwerte sich, dass der Leipziger Theologieprofessor August Pfeiffer

56 Hans-Walter Schütte: Atheismus. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hg. von Joachim Ritter. Bd. 1: A-C. Basel/Stuttgart 1971, Sp. 595 – 599, wo die Unbestimmtheit des Begriffs und die Bedeutung von ‚Gottlosigkeit‘ hervorgehoben werden, hier, Sp. 596. Zum weiten Begriffsumfang bereits Hans Leube: Die Bekämpfung des Atheismus in der deutschen lutherischen Kirche des 17. Jahrhunderts (erstmalig erschienen 1924). In: Orthodoxie und Pietismus. Gesammelte Studien. Mit einem Geleitwort von Martin Schmidt und einer Bibliographie hg. von Dietrich Blaufuß. Bielefeld 1975, S. 75 – 88, hier S. 75 (mit Rückbezug auf Fritz Mauthner).

57 Grundlegend: Günter Gawlick: Thomasius und die Denkfreiheit. In: Christian Thomasius 1655 – 1728. Interpretationen zu Werk und Wirkung. Mit einer Bibliographie der neueren Thomasius-Literatur. Hg. von Werner Schneiders. Hamburg 1989, S. 256 – 273. Ferner: Michael Czelinski-Uesbeck: Der tugendhafte Atheist. Studien zur Vorgeschichte der Spinoza-Renaissance in Deutschland. Würzburg 2007, S. 136 – 141. Zum Verhältnis von Christian Thomasius zu Tschirnhaus und Lau auch: Kay Zenker: Denkfreiheit. Libertas philosophandi in der deutschen Aufklärung. Hamburg 2012, S. 168 – 177.

(1640 – 1698) 1689 eine atheismuskritische Vorlesung gegen seine Auffassung des Naturrechts angekündigt hatte, der er mit einer eigenen Lehrveranstaltung *De differentiis iusti et decori* entgegnete.<sup>58</sup> Albrecht Christian Rotth (1651 – 1701), Prediger an der Leipziger Thomaskirche, setzte in polemischen Schriften mit begrenzter Wirkung die auf Christian Thomasius zielende Atheismuskritik fort.<sup>59</sup> Möglich, dass die Leipziger Serie von Attacken dazu beitrug, dass der Dorpater Philosophieprofessor zur Feder griff und Christian Thomasius von dem ihm ungerechtfertigt erscheinenden Vorwurf befreien wollte. Das Bild des dem christlichen Glauben strikt verpflichteten Frühaufklärers scheint heute niemand mehr in Frage zu stellen.

### 1.1. Faksimileedition

Der Faksimileedition liegt das Exemplar der Erstauflage (Pernau 1699) von Daus Epistel zugrunde, das in der Universitätsbibliothek Rostock (Signatur: Fg-1070.25) aufbewahrt wird.<sup>60</sup> Weder die Zweitaufgabe (Pernau 1700) noch die

58 [August Pfeiffer:] Wohlmeinendes Gutachten/ uber Hr. Thomas bißherige Art zuschreiben nach dem unlängst heraus gekommenen Vorschlag/ wie er einen jungen Menschen binnen dreyen Jahren in der Philosophie und singulis Jurisprudentiae partibus zu informiren gesonnen sey. Entworfen von einen [sic] Unbekandten. Constantinopel/ druckts Lorentz Felix. o. J. Zu Pfeiffer: Markus Matthias: Johann Benedikt Carpzov und Christian Thomasius. Umstrittene Religions- und Gewissensfreiheit. In: *Eruditio – Confessio – Pietas. Kontinuität und Wandel in der lutherischen Konfessionskultur am Ende des 17. Jahrhunderts. Das Beispiel Johann Benedikt Carpzovs (1639 – 1699)*. Hg. von Stefan Michel und Andres Straßberger. Leipzig 2009, S. 223 – 247, hier S. 228f.

59 Albrecht Christian Rotth: *Atheistica scriptorum Thomasianorum* [...] mense januario 1698. Leipzig o. J. Ders.: *Thomasius portentosus*. o. O. 1700. Zu Rotth: Herbert Jaumann: Rotth, Roth, Rotthe, Albrecht Christian. In: *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*. 2. vollständig überarbeitete Auflage. Hg. von Wilhelm Kühlmann in Verbindung mit Achim Aurnhammer, Jürgen Egyptien, Karina Kellermann, Steffen Martus, Reimund B. Szuj. Bd. 10: Ros – Se. Berlin/Boston 2011, S. 66f. Reimund B. Szuj: *Adiaphorie und Kunst. Studien zur Genealogie ästhetischen Denkens*. Tübingen 2005, S. 265 – 278. Marianne Taatz-Jacobi: *Erwünschte Harmonie. Die Gründung der Friedrichs-Universität Halle als Instrument brandenburg-preußischer Konfessionspolitik – Motive, Verfahren Mythos (1680 – 1713)*. Berlin 2014, S. 136 – 139.

60 Der Universitätsbibliothek Rostock danke ich für die Digitalisierung der Schrift und für die Genehmigung der Veröffentlichung, Katrin Sievert, Diplom-Bibliothekarin, für die Unterstützung bei der Abwicklung der Bestellung.

von Christian Thomasius veranstaltete dritte Edition (Halle/Leipzig 1724) weisen im Text bedeutungsrelevante Änderungen auf.<sup>61</sup> Die zweite Ausgabe unterscheidet sich von der ersten durch die veränderte typographische Gestaltung des Textes, durch andere Schmuckelemente (Initiale und das ihr unterlegte Bildmotiv) bzw. durch deren Fehlen (Schlussvignette nur in der Erstauflage, breites Ornamentband auf der ersten Textseite nur in der zweiten Auflage). Alle Ausgaben weisen geringfügige Unterschiede in der Orthographie und der Zeichensetzung auf. Die zweite und die dritte Edition verzichten auf die einleitende Anrede des Adressaten („Vir Plurimum Reverende & Clarissime Fautor & Amice honorande“, Bl. A1<sup>v</sup>). In der zweiten Auflage werden einzelne Fehler der ersten verbessert, so ‚parirer‘ (Bl. A1<sup>v</sup>) zu ‚pariter‘ (Bl. A2<sup>r</sup>), ‚Methaphysicis‘ (Bl. A3<sup>r</sup>) zu ‚Metaphysicis‘ (S. 5), ‚ejns‘ (Bl. A4<sup>r</sup>) zu ‚ejus‘ (S. 6), ‚inscriptis‘ (Bl. B1<sup>r</sup>) zu ‚in scriptis‘ (S. 7), ‚exscriptis‘ (Bl. B2<sup>v</sup>) zu ‚ex scriptis‘ (S. 8). In der zweiten Auflage tauchen aber auch neue Fehler auf (statt ‚Spiritus Sancti Organon‘, Bl. B1<sup>r</sup>, steht ‚Spiritis Sancti Organon‘, S. 7), einmal wird ein Fehler verbessert und im selben Wort ein anderer kreiert (statt ‚hypothesis‘ steht in der ersten Auflage ‚hypotesis‘, Bl. A4<sup>v</sup>, und in der zweiten fälschlicherweise der Plural ‚hypotheses‘, S. 6, in der dritten die richtige Version ‚hypothesis‘, S. 556). Ausnahmsweise variiert die Wortstellung geringfügig: „unde eas nec probo nec rejicio“ (1. Aufl., Bl. B2<sup>r</sup>); „nec probo unde eas nec rejicio“ (2. Aufl., S. 8).<sup>62</sup> Der Vergleich der drei Ausgaben ergibt, dass Christian Thomasius den Text vor der erneuten Publikation noch einmal durchsah, sich dabei aber mit großer Wahrscheinlichkeit auf den Wortlaut der zweiten Auflage abstützte.<sup>63</sup>

<sup>61</sup> Titelnachweise in den Anm. 41 und 42.

<sup>62</sup> Thomasius (Programmata Thomasiana, Anm. 42, S. 559) verändert: „unde nec probo eas, nec rejicio.“

<sup>63</sup> Wichtige Indizien: 1. Aufl. Bl. B1<sup>r</sup>: „eum non sobriè tantum [...]“; 2. (S. 7) und 3. Aufl. (S. 556): „eum sobriè tantum [...]“. In der ersten Auflage (Bl. A4<sup>v</sup>) ist ein Zitat aus Francis Bacon: Sermones fideles. XVI. De Atheismo. In: The Works of Francis Bacon, Baron of Verulam [...] in ten Volumes. Volume X. London 1803, S. 44 – 47, hier S. 44f., richtig wiedergegeben: „Verum est tamen, parum philosophiae naturalis homines inclinare in atheismum; at altiore scientiam eos ad religionem circumagere. Etenim intellectus humanus, dum causas secundas intuetur sparsas, interdum iis acquiescere possit, nec ulterius penetrare; verum cum [Hervorhebung von mir; M.] tandem catenam earum, connexarum inter se, confoederatarum, contemplari pergat, necesse habet confugere ad providentiam et deitatem.“ In der zweiten (S. 6f.) und in der dritten Ausgabe (S. 556) fehlt ‚cum‘.

Insbesondere nahm er eine wichtige Korrektur am Titel eines seiner Werke vor oder präzierte Daus Titelangabe.<sup>64</sup> Auf die von ihm gesetzte Fußnote wurde bereits hingewiesen.<sup>65</sup> Im Sammelband blieb für typographischen Aufwand kein Platz, der Titelwortlaut der Epistel ist aber derselbe.<sup>66</sup> Orthographie und Interpunktion wurden abermals leicht verändert und sprachliche Anpassungen, in der Absicht, den Text lexikalisch und grammatikalisch zu verbessern, vorgenommen;<sup>67</sup> vereinzelt schlichen sich neue Fehler ein.<sup>68</sup>

---

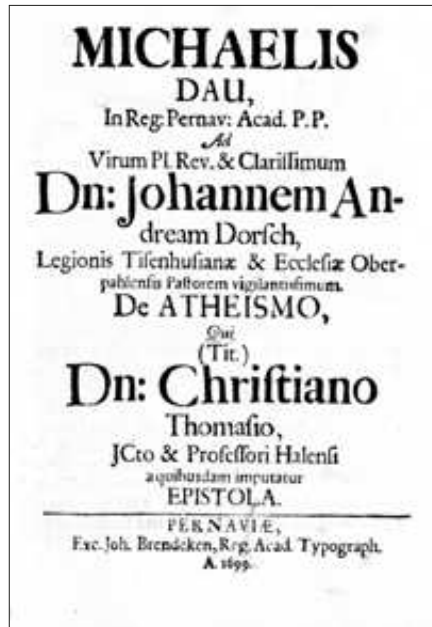
64 In den ersten beiden Auflagen wird der Titel von Thomasius' *Metaphysik* konsequent mit ‚Versuch vom Wesen des Geistes‘ wiedergegeben, in den ‚Programmata Thomasi-ana‘ (Anm. 42) korrekt mit ‚Versuch von Wesen des Geistes‘, ‚Jurispr.‘ in der ersten und zweiten Auflage (Bl. A4<sup>r</sup> und S. 6) wird in der dritten zu ‚Jurispr. Div.‘ (S. 555).

65 Siehe Anm. 42.

66 Siehe ebd.

67 Thomasius: *Programmata* (Anm. 42) (in runden Klammern Version der ersten und der zweiten Auflage): S. 550 „quod“ („quo“; beide Ausg., Bl. A2<sup>r</sup>), S. 551 „aliquando“ („aliquanto“; Bl. A2<sup>v</sup>, S. 4), S. 556 „Virum recte doctum“ („Virum verè doctum“, Bl. A4<sup>v</sup>, S. 6).

68 Ebd., S. 553 „argurari“ („augurari“; Bl. A3<sup>v</sup>, S. 5), S. 553 „illustret“ fehlt (Bl. A3<sup>v</sup>; S. 5), S. 554 „quantum injuriam“ („quantam injuriam“, Bl. A4<sup>r</sup>, S. 6).



Vir Plurimum Reverende & Clarissime  
Fautor & Amice honorande.



**C**umad Tenuperis diebus  
curricularibus excurrissim, ut ante no-  
strum ex Urbe Dorperensi discessum Ti-  
bi amicum dicerem vale: Varios, uti  
solemus, quocies uni sumus, sermo-  
nes cecidimus de rebus ad literarum & Ecclesiæ sta-  
tum pertinentibus. Facta tunc quoque est mentio Do-  
mini CHRISTIANI THOMASII, Icti & Professoris Halensis  
longe Celebratissimi, quem Tu virum non immerito lau-  
dabas impensius, quique scripta cum latina tum Germani-  
ca sic comparata esse censebas, ut Lectores docti pa-  
raret & indocti eximiam inde capere possent utilitatem.  
Dolebas autem vehementer, etiam inter Eruditos inve-  
niri, qui tanto Viro horribile Atheismi crimen imputa-  
re non vererentur. Et quamquam uni mecum agnos-  
ceres huius calumniæ atrocitatem neque pium quanti-  
quam vel sine mentis hominem tam manifeste menda-  
cio aures præbuerum esse putares, qui libris eius vel  
obiter inspicisset: Non operam tamen tibi huius vi-  
debatur, si quis criminationem illam scripto publico  
diluere vellet. At multi id minus consultum tunc vide-  
batur, non solum propterea, quod Vir ille nullo hyper-  
aspici indigeret, verum & quod fere frustrancus ef-  
fet

fer labor illis ex obturare, qui merito maledicendi pe-  
nus virorum optimeum famam arroderere solent, quip-  
pe quorum animi ad veritatem ita plerumque occallue-  
runt, ut rationibus etiam evidentissimis parum vel ni-  
hil moveantur. Sed re melius penitenti statim per Episto-  
lam brevem ea, quæ mecum hoc de negotio postea com-  
mentatus sum tecum communicare, quo non solum  
tibi, sed etiam illis gratificaret, qui à calumniarum ar-  
chitectis seducti de THOMASIO non ex scriptis eius, sed  
aliorum relatione admodum inique iudicaverunt. Hi  
quoniam si veritatem sincere amant, & originem calumniæ  
& abusus se investigent, quæ hic usus est, perspicient.  
Aniam mendacii quod concernit, facundum equidem,  
THOMASII nostrum ante decennium & quod excur-  
rit, majorem sibi indulisse licentiam in censendis ali-  
orum scriptis, quoniam vel decorum vel Christiana Religio  
permittit. Cum enim eo tempore ingenii sui po-  
tius quam Theophrasti dictum frequenter, neque sine  
rationi sacrum scribendi genus tot seculorum con-  
fessione valde comprobatur repugnare putaret, ali-  
quod humanum etiam hic passum esse non infandum; i-  
pseque hoc cum aliis tum in personæ Opusculi ger-  
manici, quod inscriptum: *Verständ dem Wissen des*  
*Geistes* ultro largitur. Quamquam tamen in excusa-  
tionem eius aliqualem adduci posse videtur, quod cum  
singulari veritas anoscere flagraret illam vero a præ-  
dictis Autoritatis humanæ, precipitanter & perma-  
nens

A2

CIE VE-



cix velut captivam detineri animadverteret, obices hos obiectos fortius aliquando percurrere conatus sit. Factum hunc est, ut neq. Peripateticis parceret, neque Cartesianis, nonnisi quia etiam in illos, qui Scholasticorum terminos & Dogmata quædam contumacius defendebant, virgulam censionem expediret. Sic classicum cecidisse videbatur adversus omnes, qui scitiam Philosophiam veræ, hoc est Eclecticæ præferebant, & auctoritatem humanam velut aliquod Idolum venerabatur. Unde consecutum est, ut a multis Cavillator sycophanta, & tanaricorum Gregalis imo Patroni, Athei deniq. manifestus proclamaretur. Commodum id accidit Principi tenebarum, qui nihil magis in votis habet, quam ut veræ sapientiæ propagationem modis omnibus impediatur. Enimvero non intermisit ex illo tempore homines quosdam *φωσφ* instigare adversus Thomasmum, qui scripta eius virulentis convitiis lacearent, multorumq. innocentium animis hanc implantarent opinionem, quod Dogmata eius, quibus coram oculis confingeret, cane pejus & angue sint fugienda. Novit mirum veterator infernalis Regnum suum non puti detrimentum, si odia cerent mortales, & illi velut heterodidactali habeantur, qui faciens aliis præferre possint ad genuinam veritatem investigationem. Quod illi solenne esse, insinuera propemodum Exempla evincunt. Utamquora taceam, quis ignorat Lutherum, postquam ad Papisticam Idolatriam & lu-

periti-

peritionem debellandam divinitus excitatus fuisse, tot calumnias oneratum esse, ut in succumbere debuisset, nisi grana Spiritus Sancti illum corroborasset. Ipsi quoque magis Diabolice insinualatur, qui post colloquium cum Cæcodemone sacrificium militarium oppugnasset. Inprimis in Itali adeo denigratus erat, ut reterente Melchiorre Adamo cum Monachus quidam omnibus qui unquam existissent Atheis peiores existimaverit. Non *αὐτοῦ* hoc esse Exemplum, sed instituto nostro maxime conveniens deinceps apparebit. Cartesianum nunc consideremus, qui cum ante aliquot annorum decadas inquirende veritatis methodum accuratorem in Physicis & Methaphysicis ostendere conaretur: Atheus & profanissimus homo ab illis habitus est, qui Scholasticam & Aristotelicam Philosophiam seu Palladium aliquod sanctè custodiendam esse perferat. Ex tunc tamen etiam orthodoxi Doctissimi Theologi nonnulli ejus Philosophandi rationem ita laudant, ut eam non ineptam proterus existimant ad Atheos refellendos. Simile prope factum expertus est Samuel Pufendorfius, cujus opus de J. N. & G. verè sapientia & Eruditione plenum cum prodisset, aliquos Adversarios nactus est, qui illum Aristismi reum prægere sed imito proterus successu conati sunt Postquam enim Viri Prudentes & docti fundamenta, quibus hoc opus insigne superstruxit, considerant, communi ferè orbis Eruditi consensu utilissimum illud declaratum est, l-

A3

dem

dem scriptis Thomasmum eventurum esse eo confidentius augurari licet, quo plures jam ex universis ejus Doctrinæ coherentia perspexerunt, ita cum philosophari, ut nemo magis pie magnè demonstrativè possit. Quid etiam aliud intendit vir hoc *αὐτοαδελφ* in sua Jurispr. dicitur: quam ut hypothetice Putendorffianus magis illustret, illaq. uberius exponat, quæ ad discernen J. N. & Juris divini posuisti universalis rectus intelligendum proterus sunt necessarii. Quod paucis ante illum cognitum fuisse negari nequit. Quid aliud agitur sua Introductione ad Philosophiam aulicam & in Doctrina præxiq. Logicæ, quam ut veritatis accurata criteria deregat, & demonstrandi interpretandiq. modum planum & perspicuum ostendant. In Ethicis autem Doctrina ejusque præxi inculcandi, quam solidè, quam eruditè veretur, pessimi quoq. inimici fatebuntur, si librum hunc cum cura legere & principia, quæ sequuntur, considerare velint. Ego certe ex quo lectio illius me beatit, illum pro luculento commentario in dictum Job. 2. vers. 16. habere corpi. Neq. fortassis errabo, si hoc fuisse Thomasmum nostrum consilium statuum, cum illum publice luci committeret. In præfatione enim prioris partis, quam Doctrinam Ethicam vocat, dolet, quod pauci sua Philosophemata ad scripturam sacram accommodent, periculossimè in eo errantes, quod Codex Sacre non ad philosophandum sed etiam ad credendum pieque vivendum datus sit. Quasi in hoc sapientiæ omniæque prom-

pua-

ptuario non plura & longè meliora contineantur, quam omnes unquam Philosophi Gentiles imo & Christiani ductum solus rationis secuti invenire aut excogitare potuerunt. Elucet jam hinc quantum injuriam faciant Philosopho nostro verè Christiano, qui Atheum cum clamant & seductorem. An enim tam flagiti potest accusari, qui non tantum nihil admittit, quod cum scriptura sacra pugnat, & Auditores Lectoresq. suos ad ejus lectionem sedulo hortatur, sed etiam pro veritate semel agniti (quam sane caro & sanguis illi non manifestavit) convina & maledicta perferit, & in decurrando studio suo strenue pergit. Quis vero non deprecet malitiam seculi quod in tanta veritatis luce multi adhuc caligare velint, & tam impia criminatione peccata sua cumulare, quorum sibi gravissimam rationem reddenda esse non ignorant. Ceterum si istæ rationes nondum sufficiunt iniquis Thomasmum Censoribus, agendum scripta loquantur pro ipso, in quibus Atheismum non ridet tantum & exagitat, sed nervose quoq. confutat. In Jurispr. Lib. 1. C. 3. §. 46. 47. 48. Duum ejus Argumentis communiter receptis demonstrat in Lib. 2. C. 1. agit de officio hominis ergo Duum In praxi Log. C. 1. §. 80. & seq. non solum Atheum deservit, sed etiam ostendit, quæ methodo utendum sit, si de Numinis divini existentia & providentia quis vellet esse indubitato certus. In libello autem, quo studiosum Juris docet, quibus opus habebat doctrinæ, quas vocat, fundamentalibus p. 1. C. II. ea occurrunt,

runter, quæ illum ab imputatione Atheismi non tantum penitus absolverunt sed etiam Christianum imo Theologum minimè vulgarem esse arguunt. Quam luculentè deniq; suam exponit sententiam in opusculo supra jam allegato. *Versuch dem Herrn des Geistes/ubi duo tanquam Spiritus primo æterni & infinito subordinat aliam, quæ mundi huius in natura creata vocat ( Spiritus hic universi a nonnullis appellari solet. Quæ hypothetis licet a multis oppugnetur, quibusdam etiam nomine fanaticis suspecta sit; Thomasius tamen eam cum scriptura sacra apprimè consentire iudicat. Quodquid de eo sit, (neq; enim ipse clarè adhuc huius Spiritus id eam concipere possunt, quamquam adversarios imprimis Cartesianos multos hac modò Gordios deprehensuros patem) illud sine piam est, Thomasius & in isto libello & in scriptis reliquis existentiam & providentiam Dei dicens verbis docere adeoq; insublimè & inestimè postulari. Ceterum si hoc etiam in confesso est apud prudentes, Virum verè doctum non posse Atheum fieri. Thomasius quoq; noster ab ista infamia erit alienissimus. Opemur nimirum Verulamius C. 16. Sermon. 16. Interdum sunt homines dum causas sententias intuentur (parvas interdum his acquirere possit, nec ulterius penetrare, verum tandem causas earum conueniunt inter se & conseruantes contemplari pergit, necesse habet conspiciere ad providentiam & Deitatem. Jam vero laudem Viri oratoris docti nemo ut opinor Thomasio ambigunt*

facit, qui scripta ejus per transennam tantum inspicit. Sed neq; cum illa vivendi ratione Atheismus consistere potest, quam sibi præscripsit Thomasius. Qui enim proprius hunc virum norunt, narrant, eum non sobriè tantum frugaliterq; vivere, quævis gultu irritamenta fugere & in domo sua nil nisi quod est honestum & pium tolerare; sed etiam Audaces suos hortari, ut pueri iustè, castèq; vivant, itaq; se comparent, ut aliquando sint utilis Ecclesiæ membra. Si quis præsumere velit ex illa forte hypothese, quod Atheismus non necessario ducat ad vitæ morumq; improbitatem, hypocritin fieri aliquam latere, is sciat non esse Viri boni, nedum Christiani tale quid suspicari. Deinde ipsa illa rerum spiritualium cognitio, quam inscripsit ubiq; prodit Thomasius vix cadere potest in illum qui pietatem simulat, aut aliorum unice libris suam debet sapientiam. Virum sit Spiritus Sancti Organon necesse est, qui ea possit intelligere, quæ in libris Thomasiæ continentur. Neque potest hypocrita odio vero & constanti mundum & opera carnis prossequi, quod tamen Thomasius facere nemo nisi qui studio portum ducit, negabit. Fortem autem Virum hunc nonnullis videbor nimis excolere, & ea quoque probare, quæ multis etiamnum displicent, qui nunquam eum oderant. Ut enim hi agnoscant, maxime in illum injurijs esse, qui illum divinæ Majestatis reus peragere conantur: Urgent tamen non continere cum Christianissimi regis, quod

B

dilectis

diæctis aculeis pungat Adversarios, & verbis amarulentis uratur, ubi leniora locum habuissent. Enimvero hac primo tenendum est, ita sepe comparum esse cum veritati Doctores, ut non possint ubiq; voces & formulas loquen li censuræ. Si enim Scaphianicaphi vocare debent, duriusbus sepe verbis utendum, neq; tunc veritatem proficisci veniunt accusandi, sed qui eadem pertinaciter resistunt. Sicut Medico non imputandum est sed ægro, eam febres adhibende aut medicamina ingratum saporis & odoris sunt propinanda. Verum demus etiam, Thomasius interdum stylo usum esse mordacum, num propterea in Atheorum classe eandem & ex catalogo Christianorum expungendus eraret. Notum sine est, quæ scribendi genus familiare fuerit Megalandro nostro Luthero. Quo nomine non à Pontificis tantum ut belluæ insolentia homo taxatus est, sed ab his quoque reprehenditur, qui eum bella Domini gessisse fidentur. Notabile autem est hæc de Re Seckendorffii iudicium, quod exstat in historia Lutheranismi, quam Mainburgio opposuit, lib. 1. p. 173. ubi dum agnoscitur inter levis errores referendum esse, quod Lutherus in modo descensionis & verborum indecentia excelsit, hæc subiungit abbas monitus: *Ab his etiam iudicium magnorum peritiamque virorum allegamus, qui inspecto illius et acerrimam styli iuste & in peiora interitus nec NB. sine divina providentia exercitum fuisse agnoverant, eo sine dubio sine, ut superbia &*

per

peritiam Adversariorum adulationibus eo magis iustificat sustentata & ingrata frangi illa duritie possit. Læcet nobis pace illorum qui in Thomasius tantopere invehuntur hæc verba ad illum applicare. Nam et si ille non directe defendat religionem aut controversias merè Theologicas tractet, eam tamen veritatem quaerit, a bonis docere allaborat, quæ & illos ad mentem saniorum revocare potest, quibus nihil adhuc commercii est cum genuina virtute, & illos iusticiæ oblectat, qui jam in Schola Spiritus Sancti ad ductum scripturæ sacre veritatem edocti sunt. Ut proinde non optandum sit, cum Autore illo, qui superiori anno novissima Sinica edidit ut Missionari Sinicam in Europam nostram veniant, qui Theologia naturalis usum praximque & extendatorem vivendi rationem nos doceant. Dedit enim nobis DEus in hoc Thomasio virum, qui multo accuratius doctrinam moralem proponit quam omnes Sinerum Mandarini. Quam gratiam DEi decenter agnoscere debebamus, non autem damnare dogmata, quæ nondum satis capere vel possumus vel volumus. Si enim occurrunt aliqua in libris ejus, quæ vel cum sacra Scriptura vel Philosophia nostra pugnare videantur, suspensum ponit per iudicium nostrum, & videamus annon ita possint explicari ut Autoritati oraculorum divi morum nihil decedat. Ipse non diffineat, aliquas ejus hypotheses mihi non videri admodum firmo talo stare; unde eas nec probò nec rejicio, sed uberius

B 2

lucens

lucem expecto; quā accedente mihi appareat nihil esse  
Scripturæ vel rationis contrarium. Ceterum si quid ex-  
scriptis judicare possum de indole Viri, quem nunquam  
videre mihi contigit, ausim spondere, cum erroris si-  
quem foret convictum libenter manus victas daturum  
& veritati cessurum esse, si modo intellexerit, hanc uni-  
ce intendi ab illis, qui Dogmata ejus nonnulla exami-  
nare voluerint. Quod ut placide modestoque faciant  
solidioris doctrinæ Viri, literatix imo totius Christianæ  
rei non parum interesse arbitror. Vale Vir pl. Reve-  
rende & Veritatem constanter tuere. Perna-  
vix D. 23. Septembr. 1699.



## 1.2. Übersetzung mit Anmerkungen<sup>69</sup>

[A1<sup>r</sup>] Des Michael Dau, ordentlichen Professors an der königlich pernauschen Universität,<sup>70</sup> an den sehr verehrten und berühmten Herrn Johann Andreas Dorsch, der Tiesenhausenschen Legion und der Kirche Oberpahlens wachsamsten Pastor,<sup>71</sup> Brief über den Atheismus, der dem Herrn Christian Thomasius, Rechtsgelehrten und Hallenser Professor, von gewissen Leuten angelastet wird. Pernaue, gedruckt bei Joh. Brendeken, Drucker der königlichen Universität, im Jahr 1699.

[A1<sup>v</sup>] Hochverehrter und berühmter Mann  
Verehrter Förderer und Freund.

Als ich neulich in den Hundstagen zu Dir hinausfuhr, um Dir vor unserer Abreise aus der Stadt Dorpat ein freundliches Lebewohl zu sagen, da plauderten wir, wie wir es zu tun pflegen, so oft wir beisammen sind, Verschiedenes, was den Stand der Wissenschaften und der Kirche anbelangt. Es wurde da auch Herr Christian Thomasius erwähnt, der Rechtsgelehrte und hochberühmte Hallenser Professor, den Du nicht unverdient ausgiebig lobtest. Du warst der Ansicht, seine lateinischen wie deutschen Schriften seien so angelegt, dass gelehrte ebenso [„parirer“ für „pariter“] wie ungelehrte Leser außerordentlichen Nutzen daraus ziehen könnten, ärgertest dich aber sehr, dass es auch unter den Gelehrten Leute gibt, die sich nicht scheuen, einem so großen Mann das grässliche Verbrechen des Atheismus anzulasten. Und obgleich Du genau wie ich diese Verleumdung für absurd hältst und nicht glaubst, dass irgend ein recht denkender Mensch, der seine Sinne beisammen hat und seine [= des Thomasius] Bücher auch nur oberflächlich kennt, einer so offenkundigen Lüge sein Ohr leihen werde, schien es Dir dennoch keine überflüssige Mühe, wenn jemand jene Anklage in einer öffentlichen Schrift widerlegen wollte. Mir jedoch schien dies damals weniger ratsam, nicht nur deswegen, weil ich fand, dass jener Mann keinen Schildhalter benötige, sondern auch, weil es ganz vergebliche [A2<sup>r</sup>] Mühe

<sup>69</sup> Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche: Karin Marti-Weissenbach.

<sup>70</sup> Infolge des Großen Nordischen Kriegs wurde die Universität Dorpat von 1699 bis 1710 nach Pernaue verlegt.

<sup>71</sup> „legionis Tisenhusianae“: Wahrscheinlich war Dorsch Feldpfarrer in dem unter der Befehlsgewalt Hans Heinrich von Tiesenhausens (1654–1724) stehenden Kavallerieregiment (freundlicher Hinweis von Meelis Friedenthal, Tartu).

wäre, jenen das Maul zu stopfen, die allein wegen der Lust zu schmähen den Ruf der besten Leute zu untergraben pflegen, ja, deren Gemüter der Wahrheit gegenüber meist so abgestumpft werden, dass sie auch durch ganz einleuchtende Begründungen kaum oder gar nicht bewegt werden. Aber nachdem ich die Sache besser erwogen hatte, beschloss ich, Dir in einem kurzen Brief das mitzuteilen, was ich mir über diese Angelegenheit nachträglich überlegt hatte, um so nicht nur Dir, sondern auch jenen einen Dienst zu erweisen, die, verführt von den Urhebern der Verleumdungen, über Thomasius nicht aufgrund seiner Schriften, sondern wegen des Berichts anderer sehr ungerecht urteilten. Wenn sie nämlich die Wahrheit ehrlich lieben, werden sie sowohl den Ursprung der Verleumdung als auch die unendlich trickreiche Arglist, mit der man hier vorgeht, erkennen. Anlass zur Lüge, das ist zuzugeben, war, dass Thomasius sich vor etwa zehn Jahren oder noch etwas früher beim Beurteilen von Schriften anderer eine größere Freiheit nahm, als es die Schicklichkeit oder christliche Rücksichtnahme erlaubte.

Weil er zur damaligen Zeit mehr der Führung seines Geistes als der Weisheit Gottes folgte und meinte, das durch den Gebrauch während so vieler Jahrhunderte anerkannte satirische Genus widerstreite der gesunden Vernunft nicht, muss man zugeben, dass er sich hier eine menschliche Schwäche durchgehen ließ; und er selbst gibt dies ganz offen zu sowohl anderswo als auch in der Vorrede des deutschen Schriftchens mit dem Titel „Versuch von Wesen des Geistes“. Immerhin scheint es doch, dass man zu seiner Entschuldigung anführen könne, er habe in ganz besonders heftiger Liebe zur Wahrheit gebrannt, diese aber von den Vorurteilen der menschlichen Autorität, der Voreiligkeit und der Hartnäckigkeit [A2<sup>v</sup>] gleichsam gefangen gesetzt gesehen und ungestüm versucht, die vorgeschobenen Riegel zu durchbrechen. Daher kam es, dass er weder die Peripatetiker noch die Cartesianer schonte und natürlich auch gegen die, welche gewisse Begriffe und Dogmen der Scholastiker hartnäckig verteidigten, die Zensurrute schwang. So schien er das Angriffssignal gegen alle zu geben, die eine Sektenphilosophie der wahren, nämlich der eklektischen, vorzogen und die menschliche Autorität wie ein Götzenbild verehrten. So kam es, dass er von vielen als denunziatorischer Spötter, als Parteigänger oder vielmehr Patron der Fanatiker, endlich als offenkundiger Atheist verschrien wurde. Das kam dem Fürst der Finsternis gelegen, der nichts mehr wünscht als die Verbreitung wahrer Weisheit mit allen Mitteln zu verhindern. Er hetzte nämlich seit jener Zeit ständig gewisse entsprechend veranlagte Menschen gegen Thomasius auf, so dass sie seine Schriften heftig beschimpften und verlästerten

und in die Seelen vieler Unschuldiger die Meinung einpflanzten, dass seine [= des Thomasius] Lehren, mit welchen er den Krähen die Augen durchbohrte, schlimmer als Pest und Cholera zu meiden seien. Der alte Schlaukopf der Unterwelt wusste ja, dass sein Reich keinen Schaden leide, wenn die Sterblichen einander hasserfüllt bekämpfen und diejenigen für häretische Lehrer gehalten werden, die anderen die Fackel zur eigentlichen Suche nach der Wahrheit vorantragen können. Das ist bei ihm [= dem Teufel] immer so, wie beinahe unzählige Beispiele beweisen. Um ältere schweigend zu übergehen, wer weiß nicht, dass Luther, nachdem er durch göttliche Eingebung aufgerufen worden war, die papistische Götzendienerei und den Aber= [A<sub>3</sub><sup>r</sup>] glauben zu bekämpfen, von so vielen Verleumdungen beschwert wurde, dass er ihnen hätte unterliegen müssen, wenn ihn nicht die Gnade des heiligen Geistes gestärkt hätte. Vielmehr wurde er [= Luther] selbst teuflischer Zauberei verdächtigt: Er habe nach einer Besprechung mit dem Bösen das Messopfer bekämpft. Vor allem in Italien wurde er so sehr angeschwärzt, dass nach dem Bericht Melchior Adams<sup>72</sup> ein Mönch ihn für schlimmer hielt als alle Atheisten, die jemals existierten. Dieses Beispiel ist nicht weit hergeholt, sondern passt genau zu dem, was wir uns vorgenommen haben, wie sich noch zeigen wird. Nun betrachten wir Descartes: Weil er vor einigen Jahrzehnten eine passendere Methode zur Erforschung der Wahrheit in der Naturlehre und in der Metaphysik zu zeigen wagte, wurde er von jenen als Atheist und gottloser Mensch angesehen, die überzeugt waren, dass die scholastische und die aristotelische Philosophie wie ein Götterbild gewissenhaft gehütet werden müsse. Und dennoch loben jetzt auch einige orthodoxe hochgelehrte Theologen seine Art des Philosophierens so, dass sie sie als gar nicht unpassend erachten, um Atheisten zu widerlegen. Ein ganz ähnliches Schicksal hatte Samuel Pufendorf, dessen Werk *de J.N. & G.*<sup>73</sup>, voll wahrer Weisheit und Gelehrsamkeit, als es erschien, einige Gegner auf den

72 Melchior Adam: *Vitae Germanorum theologorum*. Frankfurt a.M. 1620, S. 101–170, Lutherbiographie, siehe hier S. 152f. Zu Melchior Adam und dessen Lebensbeschreibungen vgl. Robert Seidel: *Melchior Adams Vitae (1615–1620)* und die Tradition frühneuzeitlicher Gelehrtenbiographik: Fortschritte und Grenzen eines wissenschaftlichen Paradigmas um 1600. In: *Oberschlesische Dichter und Gelehrte vom Humanismus bis zum Barock*. Im Auftrag der Stiftung Haus Oberschlesien herausgegeben von Gerhard Kosellek. Bielefeld 2000, S. 179–204.

73 Gemeint ist ‚*De iure naturae et gentium*‘, ein Hauptwerk Samuel Pufendorfs, das erstmals 1672 in Lund erschien und zahlreiche Auseinandersetzungen hervorrief.



Plan rief, die ihn des Atheismus, aber mit gänzlich kläglichem Erfolg, anzuklagen versuchten. Nachdem nämlich kluge, gelehrte Leute sich auch über das Fundament Gedanken gemacht hatten, auf dem er dieses herausragende Werk aufbaute, ist es von der gelehrten Welt fast einstimmig für sehr nützlich erklärt worden. [A<sub>3</sub><sup>v</sup>] Dass es genau so mit den thomasischen Schriften herauskommen wird, kann man umso zuversichtlicher voraussagen, je mehr Leute aus dem Zusammenhang seiner ganzen Lehre erkennen, dass niemand richtiger und deutlicher als er philosophiert. Was bezweckt denn dieser so viel gelehrte Mann in seiner *Jurisp. div.*<sup>74</sup> anderes, als dass er die pufendorfschen Hypothesen besser erhellte und das weiter auseinandersetze, was zur richtig verstandenen Unterscheidung von Naturrecht und positiv-göttlichem Recht<sup>75</sup> schlichtweg notwendig ist? Dass dies vor ihm wenigen bekannt war, kann nicht gelehnet werden. Was anderes tut er in seiner *Introduct[io] ad Philosophiam aulicam*<sup>76</sup> und in *Lehre und Praxis der Logik*,<sup>77</sup> als dass er die Kriterien des Wahren präzisiert aufzeigt und eine gerade und durchschaubare Art zu beweisen und zu interpretieren vorstellt? Wie gründlich, wie gelehrt er in *Theorie und Praxis der Ethiklehre*<sup>78</sup> vorgeht, werden auch die schlimmsten Feinde zugeben, wenn sie das Buch sorgfältig lesen und die Grundsätze, denen es folgt, erwägen wollten. Ich jedenfalls begann es [das Buch] – und aus diesem Grund erfreute mich

74 Erstaufgabe: Christian Thomasius: *Institutiones jurisprudentiae divinae, in positiones succinctè contractae, in quibus hypotheses illustris Pufendorffii circa doctrinam juris naturalis apodicticè demonstrantur & corroborantur, praecepta vero juris divini positivi universalis primùm à jure naturali distinctè secernuntur, & perspicuè explicantur.* Frankfurt/Leipzig 1688.

75 Das ‚*ius divinum positivum*‘ ist im Unterschied zum ‚*ius naturae*‘ unmittelbar aus der biblischen Offenbarung abgeleitet.

76 Christian Thomasius: *Introductio ad philosophiam aulicam, seu lineae primae libri de prudentia cogitandi et ratiocinandi.* Leipzig 1688. In deutscher Sprache ders.: *Einleitung zur Hof-Philosophie* (Anm. 32).

77 Ders.: *Einleitung zur Vernunftlehre* (Anm. 19); ders.: *Ausübung der Vernunftlehre.* Vorwort von Werner Schneiders. Personen- und Sachregister von Frauke Annegret Kurbacher. Hildesheim/Zürich/New York 1998 (Nachdruck der Ausgabe Halle [1691]) (= Christian Thomasius: *Ausgewählte Werke.* Hg. von Werner Schneiders. Bd. 9).

78 Ders.: *Einleitung zur Sittenlehre.* Vorwort von Werner Schneiders. Personen- und Sachregister von Albert Geck. Hildesheim/Zürich/New York 1995 (Nachdruck der Ausgabe Halle [1692]) (= Christian Thomasius: *Ausgewählte Werke.* Hg. von Werner Schneiders. Bd. 10); ders.: *Ausübung der Sittenlehre* (Anm. 35).

seine Lektüre – als reichhaltigen Kommentar zum Ausspruch von Joh 2,16 zu lesen. Und ich werde wohl kaum irren, wenn ich feststelle, dass dies die Absicht unseres Thomasius gewesen sei, als er es veröffentlichte. In der Vorrede nämlich des ersten Teils, den er Sittenlehre<sup>79</sup> nennt, bedauert er, dass wenige ihr Philosophieren auf die heilige Schrift abstimmen, weil sie in gefährlichster Weise in der irrigen Meinung befangen sind, die Bibel sei uns nicht zum Philosophieren, sondern nur für den Glauben und das fromme Leben gegeben. Als wenn in dieser Schatz- [A4<sup>r</sup>] kammer jedweder Weisheit nicht mehr und weit Besseres enthalten wäre, als was alle heidnischen und christlichen Philosophen, die nur der Vernunft folgten, jemals finden oder ausdenken konnten. Schon von daher wird klar, welches Unrecht diejenigen unserem wahrhaft christlichen Philosophen tun, die ihn als Atheisten und Verführer verschreien. Kann denn einer solchen Schandtät angeklagt werden, wer nicht nur nichts zulässt, was gegen die heilige Schrift verstößt, und seine Hörer und Leser eifrig zu ihrer Lektüre ermuntert, sondern wer auch für die einmal erkannte Wahrheit (ohne dass Fleisch und Blut sie ihm offenbart haben)<sup>80</sup> Streit und Schmähungen erduldet und auf der ihm vorgezeichneten Bahn unverdrossen fortschreitet? Wer würde nicht die Bosheit einer Zeit beweinen, in der trotz klarem Licht der Wahrheit viele noch den dunklen Nebel vorziehen und mit solch schamloser Anschuldigung ihre Sünden vermehren wollen, von denen sie doch wohl wissen, dass sie sich sehr ernsthaft Rechenschaft darüber werden geben müssen. Wenn diese Gründe den ungerechten Zensoren des Thomasius noch nicht genügen, wohl an so mögen seine Schriften für ihn sprechen, in denen er den Atheismus nicht nur verspottet und scharf tadelt, sondern auch energisch widerlegt. Im 1. Buch der Jurisprudenz, Kap. 3, § 46, 47, 48, beweist er, dass Gott existiert, mit allgemein verbreiteten Argumenten, im Buch 2, Kap. 1, behandelt er die Pflichten des Menschen gegen Gott.<sup>81</sup> In der ‚Praxis der Logik‘, Kap. 1, § 80 folgende, beschreibt er nicht nur den Atheisten, sondern zeigt auch, welche Methode zu wählen ist, wenn jemand unzweifelhafte Gewissheit über die Existenz und Vorsehung des göttlichen Geistes

79 Dau referiert in seinem Sinn die Vorrede der ‚Einleitung zur Sittenlehre‘ (Anm. 78), um Christian Thomasius vom Atheismusvorwurf freizusprechen.

80 Anspielung auf Mt 16,17 und damit Hinweis, dass Thomasius nicht von der natürlichen Vernunft, sondern von Gott geleitet ist.

81 Dau verweist auf die einschlägigen Kapitel in Christian Thomasius’ ‚Institutiones iurisprudentiae divinae‘ (Anm. 74).



haben will.<sup>82</sup> In dem Büchlein aber, in dem er den Rechtsstudenten lehrt, welche sogenannten Fundamentallehren er benötigt, kommen im Teil 1, Kap. 2, die [A4<sup>v</sup>] Stellen vor, die ihn vom Vorwurf des Atheismus nicht nur vollständig befreien, sondern auch verraten, dass er sogar ein ganz ungewöhnlicher christlicher Theologe ist.<sup>83</sup> Wie gehaltvoll legt er endlich seine Meinung im oben schon angeführten Werklein ‚Versuch vom Wesen des Geistes‘ dar, wo er Gott als dem ersten, ewigen und unendlichen Geist jenen anderen unterordnet, den er dessen Diener in der geschaffenen Natur nennt.<sup>84</sup> Dieser pflegt von einigen Weltgeist genannt zu werden. Obwohl diese Hypothese von vielen bekämpft wird, bei manchen auch anscheinend den Verdacht des Fanatismus weckt, urteilt Thomasius doch, dass sie mit der heiligen Schrift vorzüglich übereinstimmt. Was immer es damit auf sich hat (ich selbst kann mir nämlich noch keine klare Vorstellung von diesem Geist machen, obwohl ich glaube, dass die Gegner, vor allem die Cartesianer, hier viele gordische Knoten tadeln werden), jedenfalls ist klar, dass Thomasius auch in dieser Abhandlung und in den übrigen Schriften die Existenz und Vorsehung Gottes mit beredten Worten lehrt und daher sehr zu Unrecht als übler Atheist angeklagt wird. Wenn es im Übrigen bei den Klugen ja ausgemachte Sache ist, dass ein wirklich gelehrter Mann kein Atheist werden könne, wird auch unser Thomasius von diesem Unsinn ganz frei sein. Sehr gut sagt das nämlich Verulam im Kap. 16 der Serm. fid.: *Solange der menschliche Verstand die bisweilen verstreuten Zweitursachen betrachtet, kann er sich mit ihnen zufrieden geben und braucht nicht weiter vordringen,*

82 Gemeint ist Thomasius: Ausübung der Vernunftlehre (Anm. 77).

83 Christian Thomasius: Summarischer Entwurf der Grundlehren die einem Studioso Juris zu wissen und auf Universitäten zu lernen nötig. Hg. und mit einem Vorwort sowie einem Personen- und Sachregister versehen von Kay Zenker. Hildesheim/Zürich/New York 2005 (Nachdruck der Ausgabe Halle 1699) (= Christian Thomasius: Ausgewählte Werke. Hg. von Werner Schneiders. Bd. 13), Pars I, Cap. II., Von denen Mitteln die Weißheit zu erlangen, S. 15–32.

84 Christian Thomasius: Versuch vom [recte: von] Wesen des Geistes oder Grund-Lehren so wohl zur natürlichen Wissenschaft als der Sitten-Lehre. Hg. und mit einem Vorwort sowie einem Personen- und Sachregister versehen von Kay Zenker. Hildesheim/Zürich/New York 2004 (Nachdruck der Ausgabe Halle 1699) (= Christian Thomasius: Ausgewählte Werke. Hg. von Werner Schneiders. Bd. 12), z. B. S. 71f., 76f., 168. Thomasius' Geistlehre, die sich gegen den cartesianischen Dualismus von Körper und Geist richtet, geht von einer untrennbaren Einheit beider in den Naturdingen aus, zu deren geistigen Hauptkomponenten Licht und Luft gehören.

*aber wenn er schließlich fortfährt und das Band der unter sich verknüpften und verbündeten [Gründe] erwägt, muss er notwendig zur Vorsehung und zur Göttlichkeit Zuflucht nehmen.*<sup>85</sup> Dass Thomasius ein mehr als obenhin gelehrter Mann genannt zu werden verdient, wird nun aber, wie ich glaube, für keinen zweifelhaft [B1<sup>r</sup>] sein, der seine Schriften auch nur durch ein Gitter hindurch gesehen hat. Aber der Atheismus kann auch nicht mit der Lebensart übereinstimmen, welche sich Thomasius vorgenommen hat. Leute nämlich, die diesen Mann näher kennen, erzählen, dass er nicht nur nüchtern und einfach lebe, alle Reize der Kehle fliehe und in seinem Haus nur Ehrlichkeit und Anstand dulde, sondern auch seine Hörer ermuntere, fromm, gerecht, keusch zu leben und sich so auszurüsten, dass sie dereinst nützliche Glieder der Kirche seien. Wenn jemand vielleicht aus jener Hypothese folgern wollte, es liege hier, weil der Atheismus nicht notwendig zur Schlechtigkeit des Lebens und der Sitten führe, eine gewisse Heuchelei verborgen, so soll er wissen, dass es kein Zeichen eines guten, geschweige denn eines christlichen Menschen ist, so etwas zu vermuten. Zudem kann jene Kenntnis der geistlichen Dinge, wie sie Thomasius überall in seinen Schriften zeigt, kaum jemandem zufallen, der Frömmigkeit heuchelt oder seine Weisheit einzig den Büchern anderer verdankt. Notwendig muss der ein lebendiges Werkzeug des heiligen Geistes sein, der die Einsichten besitzt, die in den thomasischen Büchern enthalten sind. Und ein Heuchler kann nicht mit wahrem und stetigem Hass die Werke der Welt und des Fleisches verfolgen, wie es Thomasius ja tut und wie das niemand leugnet, wenn er nicht von Parteilichkeit geleitet ist. Vielleicht aber sind einige der Ansicht, ich würde diesen Mann zu sehr emporheben und auch das gutheißen, was vielen noch immer missfällt, die ihn nie hassten. Diese anerkennen nämlich, dass diejenigen überaus ungerecht gegen ihn sind, die versuchen, ihn der Beleidigung der göttlichen Majestät anzuklagen: Dennoch beharren sie darauf, dass er nicht mit den christlichen Regeln übereinstimme, weil [B1<sup>v</sup>] er mit scharf beißenden Aussprüchen die Gegner verletzt und bittere Worte benutzt, wo gelindere am Platz wären. Aber hier ist erst einmal festzuhalten, dass es sich mit den Lehrern der Wahrheit so verhält, dass sie nicht überall ihre Worte und Ausdrücke mildern können. Wenn sie nämlich ein Ding beim Namen, z. B. ein Boot ‚Boot‘, zu nennen haben, müssen sie oft recht raue Worte gebrauchen, und man soll dann nicht die verklagen, die die Wahrheit verkündet haben,

85 Bacon: Sermones fideles (Anm. 63), S. 44f.

sondern die ihr hartnäckig widerstreben. So ist es nicht dem Arzt zuzuschreiben, sondern dem Kranken, wenn geschnitten werden muss oder Medikamente mit unangenehmem Geschmack und Geruch zu trinken sind. Aber geben wir auch zu, dass Thomasius bisweilen einen ziemlich bissigen Stil hat, sollte er deswegen zu den Atheisten verbannt und aus den Reihen der Christen verstoßen werden? Es ist doch bestens bekannt, welche Schreibart unserem Helden Luther vertraut war. Deswegen wurde er nicht nur von den Papstanhängern als ein Mann von kriegerischer Unverschämtheit eingeschätzt, sondern wird auch von denen getadelt, die zugeben, dass er Gefechte für den Herrn ausfocht. Bemerkenswert ist aber in dieser Sache das Urteil des seligen Seckendorff, welches sich in der ‚Historia Lutheranismi‘ findet, die er [Seckendorff] gegen Maimbourg richtete, im Buch 3, Seite 133, wo er dem Zugeständnis, dass Luther, indem er im Maß der Verteidigung und in der Unflätigkeit der Wörter übertrieb, in lässlicher Weise geirrt habe, folgendes denkwürdige Wort anfügte: *Anderswo haben wir auch das Urteil großer frommer Männer angeführt, die anerkannten, dass jener Ungestüm und die Schärfe des Stils gerecht und gegen solche, die Schlimmes verdienten, NB nicht ohne göttliche Vorsehung eingesetzt wurden, zweifellos zu dem Zweck, dass der Hochmut und [B2<sup>r</sup>] die Halsstarrigkeit der Gegner, durch Schmeichelei bis dahin erstaunlich gestützt und aufgeblasen, mit jener Härte gebrochen werden kann.*<sup>86</sup> Es sei uns gestattet, ohne jenen zu nahe zu treten, die gegen Thomasius solche Attacken reiten, diese Worte

86 Veit Ludwig von Seckendorff: *Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismi sive de reformatione religionis ductu D. Martini Lutheri in magna Germaniae parte aliisque regionibus, & speciatim in Saxonia recepta & stabilita: in quo ex Ludovici Maimburgii Jesuitae historia Lutheranismi anno M DC LXXX Parisiis Gallice edita libri tres ab anno 1517. ad annum 1546. Latine versi exhibentur, corriguntur.* Frankfurt/Leipzig 1692, Liber III, sect. 36, § CXXXIII, S. 633, 1. Spalte, Zeile 20–13 von unten. (fehlerhafte Angabe [„lib. 3. p. 133“] in der Quelle; für die Verifikation des Seckendorff-Zitats danke ich Dietrich Blaufuß, Erlangen): „Alibi etiam iudicium magnorum piorumque virorum allegavimus, qui impetum illum & acrimoniam styli juste & in pejora meritos, nec sine divina providentia, exercitum fuisse agnoverunt, eo sine dubio fine, ut superbia & pertinacia adversariorum, adulationibus eo usque mirifice sustentata & inflata, frangi illa duritie posset.“ Zu Seckendorff vgl. Dietrich Blaufuß: Seckendorff, Veit Ludwig von (1626–1692). In: TRE. Theologische Realenzyklopädie. Bd. XXX. Berlin/New York 1999, S. 719–727. Ders.: Korrespondierender Pietismus. Ausgewählte Beiträge. Hg. von Wolfgang Sommer und Gerhard Philipp Wolf. Leipzig 2003 (Aufsatz zum Bild der Reformation im Pietismus, S. 77–110).

auf ihn anzuwenden. Denn auch wenn er nicht unmittelbar die Religion verteidigt oder rein theologische Kontroversen behandelt, sucht er doch nach der Wahrheit und arbeitet darauf hin, dass andere sie verkünden, die auch jenen zu einem gesunderen Geist verhelfen kann, die noch keinen Umgang mit der wahren Tugend haben, und jene wunderbar erfreut, die schon in der Schule des heiligen Geistes nach dem Leitfaden der heiligen Schrift in der Wahrheit erzogen sind. So dass wir ganz und gar nicht, wie jener Autor, wünschen, der im vergangenen Jahr das neueste Chinabuch herausgab, dass Missionare der Chinesen zu uns nach Europa kommen und *uns den Gebrauch und die Anwendung der Naturtheologie sowie eine verbesserte Lebensart lehren*.<sup>87</sup> Gott hat uns nämlich in diesem Thomasius einen Mann gegeben, der die Sittenlehre viel genauer darlegt als alle Mandarine der Chinesen. Diese Gnade Gottes sollten wir gebührend anerkennen, nicht aber Lehrmeinungen verurteilen, die wir noch nicht genügend fassen können oder wollen. Wenn nämlich in seinen [Thomasius'] Büchern etwas vorkommt, was der heiligen Schrift oder unserer Philosophie zuwider zu laufen scheint, sollten wir unser Urteil ein Weilchen aufschieben und sehen, ob es nicht so erklärt werden kann, dass es von der Autorität der göttlichen Offenbarungen nicht abweicht. Ich selbst stelle nicht in Abrede, dass mir einige seiner Hypothesen nicht auf sehr sicherem Boden zu stehen scheinen; deshalb heiße ich sie weder gut noch verwerfe ich sie, sondern warte genauere [B2'] Aufklärung ab. Wenn ich sie erhalten habe, wird es mir einleuchten, dass nichts der Schrift oder der Vernunft zuwider ist. Wenn ich im Übrigen nach seinen Schriften über das Wesen des Mannes urteilen kann, den zu sehen mir nie vergönnt war, wage ich zu versprechen, dass er, eines Irrtums, wenn er denn einen hegte, überführt, gerne die besiegten Hände darbieten und der Wahrheit nachgeben würde, wenn er nur einsieht, dass einzig sie von jenen angestrebt wird, die einige seiner Lehren überprüfen wollen. Dass dies die Männer von gründlicherer Gelehrsamkeit friedlich und bescheiden

87 Zitat aus: Gottfried Wilhelm Leibniz: *Novissima Sinica historiam nostri temporis illustratura*. [Hannover] 1697, Praefatio, Bl.)(3': „Certe talis nostrarum rerum mihi videtur esse eruditio, gliscentibus in immensum corruptelis, ut propemodum necessarium videatur Missionarios Sinensium ad nos mitti, qui Theologiae naturalis usum praxinque nos deceant [sic!], quemadmodum nos illis mittimus qui Theologiam eos doceant revelatam.“ Dazu vgl. dazu: Wenchao Li, Hans Poser (Hg.): *Das Neueste über China. G. W. Leibnizens Novissima Sinica* von 1697. Internationales Symposium, Berlin 4. bis 7. Oktober 1997. Stuttgart 2000.

tun, meine ich, sei für die Wissenschaft oder vielmehr für die ganze Christenheit von nicht geringer Bedeutung. Lebe wohl, verehrungswürdiger Mann, und schütze beständig die Wahrheit. Pernaü, den 23. September 1699.

## 2. Michael Daus anonym erschienener Sittenspiegel (1701)

### 2.1. Einleitung, Editionsgrundsätze

Der hier veröffentlichten Edition von Michael Daus *Sittenspiegel*, die schon lange angekündigt worden war, aber bislang aus verschiedenen Gründen nicht zustandekam,<sup>88</sup> liegt das auch online zugängliche Exemplar (<http://erb.nlib.ee/?kid=22762127>) des Estnischen Literaturmuseums Tartu (Signatur: I 2116) zugrunde. Es handelt sich, wie dargelegt, nicht zuletzt aus geographisch-historischen Gründen, um ein wichtiges wirkungsgeschichtliches Zeugnis sowohl der beiden Ethiken von Christian Thomasius, der *Einleitung zur Sittenlehre* (1692) und der *Ausübung der Sittenlehre* (1696), als auch von Philipp Jakob Speners Schrift *Natur und Gnade*, die alle in Faksimile-Editionen vorliegen.<sup>89</sup> Im Unterschied zum Einfluss Christian Wolffs ist derjenige von Christian Thomasius durch editorische Vorarbeiten weit weniger bekannt, weshalb der hier unterbreiteten Edition des *Sitten=Spiegel* auch eine exemplarische Funktion zukommt. Bereits in seiner erstmals im Jahre 1688 erschienenen Ausgabe der *Introductio in philosophiam aulicam* propagierte Thomasius im Rückgriff auf die didaktischen Autoritäten Plato und Sokrates die von Michael Dau übernommene Vermittlung des Lehrstoffs in Form von Frage und Antwort mit einer recht ausführlichen Begründung:

Und daß zn [sic!] dieser Weise zu lehren diejenige Methode am allergeschicktesten zugebrauchen sey/ welche durch kurtze Fragen und ein aneinander hangendes Examen vorgestellt wird; diejenige Art zu lehren aber/ welche insgemein am allergebräuchlichsten zu seyn pflaget/ und durch einen continuirlichen discours vorgebracht

88 Mirjam Infanger-Christen danke ich für die vor Jahren bereits geleisteten Vorarbeiten zu der damals geplanten Edition.

89 Thomasius: *Einleitung zur Sittenlehre* (Anm. 78). Thomasius: *Ausübung der Sittenlehre* (Anm. 35). Spener: *Natur und Gnade* 1687 (Anm. 22), S. 399 – 876.

wird/ die ungeschickteste unter allen sey/ gibt die Beschaffenheit der Sachen selbst an den Tag. Dann ein Lehrer wird solcher gestalt/ wann er gleich continuirlich von den Sachen/ die er lehren will/ discurreiret/ sich in der Erklärung einer Sachen auffhalten/ welche bereits dem Zuhörer bekandt ist; oder er wird auch wohl dasjenige/ was dem Zuhörer noch unwissend war/ auslassen/ und nicht genug auslegen. Zugeschweigen/ daß ein Zuhörer durch Fragen/ vielmehr als durch einen discurs zur Auffmercksamkeit ermuntert wird. Die Auffmercksamkeit aber eines Zuhörers wird vornemlich zu dessen Unterweisung sehr beförderlich seyn.<sup>90</sup>

Für Christian Thomasius gab sich die Bildungsmisere seiner Zeit auch im Lehrermonolog zu erkennen, den die von ihm attackierte Scholastiker mit großer Vorliebe pflegten:

Daß sie [die sokratische Methode] aber heutiges Tages nicht so in Acht genommen wird/ ist die Ursache/ weilen die Lehrer und Lehrmeister gemeinlich ungereimte Grillen vorbringen/ denen sie mehr einen Glauben geben als solche verstehen/ dadurch sie dann auff solche Weise ihre eigene Prostitution am besten verhüten können/ welche sonst gewiß darauff folgen würde/ woferne sie zuliessen/ daß die Zuhörer ihnen ihre Zweifel proponiren/ und dieselbe in zweifelhaften Sachen oder dunkelen Dingen fragen/ und ihre Erklärung darüber vernehmen dürfften.<sup>91</sup>

Der Dorpater Philosophieprofessor hielt sich einerseits eng an die Textvorlagen seiner beiden Gewährsleute Thomasius und Spener, nahm aber, um die Sachverhalte knapp und prägnant vorzustellen, eine strenge Selektion der ihm

<sup>90</sup> Thomasius: Einleitung zur Hof-Philosophie. (Anm. 32), Das Zwölfte Kapitel. Von der Klugheit seine Gedancken vorstellig zu machen, S. 248 – 265, hier § 9, S. 254. Die oben zitierte Stelle lautet in der Erstausgabe (Thomasius: *Introductio ad philosophiam aulicam*, Anm. 76, S. 210f.): „§ 9. Atque ad hanc quidem docendi rationem aptissimam esse methodum per *quaestiones perbreves*, aut *continuum examen*, ineptissimam verò eam, etsi communissimè usitatam, per *discursum continuum*, res ipsa loquitur. Nam cum Doctor non sit καρδιονόστης, saepius, si saltem de rebus, quas docere vult, continuò disserat, detinebit se in explicatione rei, quam jam cognoscit auditor, aut rem, quam ignorabat idem, tanquam cognitam, satis exponere omittet. Ut taceam, magis attentum reddi auditorem per *quaestiones* quàm per *discursum*. Attentio autem auditoris vel maximè informationem promovebit.“ (Hervorhebungen wie in den Originaltexten).

<sup>91</sup> Thomasius: Einleitung zur Hof-Philosophie. (Anm. 32), Das Zwölfte Kapitel. Von der Klugheit seine Gedancken vorstellig zu machen, § 10, S. 254f.

wichtigen Inhalte vor. Daus Montagen lassen sein Kompendium als willkürlich zusammengesetztes, durch unstatthafte Vereinfachungen und sprunghafte Übergänge gekennzeichnetes Flickwerk erscheinen. Durch die Zusammenführung von Thomasius' Sittenlehren mit Speners Moralthologie wird die Leistung der Vernunft geschmälert, wenn auch die in Daus Katechismus enthaltene Kardiognostik als Instrument der Menschenkenntnis der ratio dennoch einen bestimmenden Platz zuweist. Wer Originalität oder auch nur eine in sich geschlossene Ordnung der Gedanken sucht, wird enttäuscht. Wer dagegen der Rezeptionsgeschichte, sprich der Geschichte der Unterrichtsinhalte, die ihr gebührende Beachtung schenkt, wird kommentierte Editionen von Lehrkompendien wie die hier vorliegende des in Bibliotheken äußerst seltenen *Sitten=Spiegel* begrüßen. Dieser verdient nicht zuletzt als frühes in deutscher Sprache verfasstes Lehrbuch Beachtung.

Die zweispaltige Edition hält sich grundsätzlich an den Wortlaut der Originalausgabe, den sie zeilengetreu wiedergibt. Der Kommentar besteht vor allem aus im Einzelnen nicht nachgewiesenen Kurzerklärungen zu manchen von Dau verdeutschten französischen Lehnwörtern.<sup>92</sup> Im Original gesperrt / fett gedruckte Passagen werden in der Edition gesperrt / fett wiedergegeben, offensichtliche Druckfehler (z. B. auf S. 48 der Quelle) in den Fußnoten korrigiert, Ergänzungen des Herausgebers in eckige Klammern gesetzt, Schrägstriche im Text konsequent ohne Abstand an das direkt davor stehende Wort angefügt, einfache und doppelte Trennungsstriche aus der Vorlage übernommen sowie Zeichen, die Konsonanten ersetzen, ohne editorische Kennzeichnung durch den entsprechenden Buchstaben wiedergegeben. ‚J j‘ vor Konsonant wird in der Edition zu ‚I i‘. Das von Dau verwendete Frage-Antwort-Schema erleichterte die Erstellung des nachfolgenden Inhaltsverzeichnisses der edierten Schrift. Die angefügte Zusammenstellung der Konkordanzen zwischen den Vorlagen Daus und dem *Sitten=Spiegel* sowie das Verzeichnis der im *Sitten=Spiegel* herangezogenen Bibelstellen<sup>93</sup> regen zu vertiefteren rezeptionsgeschichtlichen Studien an, in die ein weiteres Hauptwerk Michael Daus einzubeziehen wäre, nämlich:

92 Herangezogen wurden das Grimmsche Wörterbuch sowie Richard James Brunt: *The influence of the French language on the German vocabulary 1649 – 1735*. Berlin 1983; ferner Johann Christian August Heyse: *Allgemeines verdeutschendes und erklärendes Fremdwörterbuch*. Hannover/Leipzig 1896.

93 Zur Ermittlung und Verifikation von Bibelstellen diente die Bremer Biblische Hand-Konkordanz oder Alphabetisches Wortregister der Heiligen Schrift. Zürich 1978.

*Der nährische und elende // ATHEIST // Oder // Der also genannten grossen Religion // Jämmerliche Beschaffenheit/ // Aus dem Licht der Natur kürztlich // vorgestellt // von // Michael Dau/ // P. P. // Zu Ende sind beygefüget (1) der Be= // weiß aus D. Georgii Calixti Schrifften / wo= // durch auch ein Heyde durch die gesunde Ver= // nunfft kan überzeuget werden / daß die H. Schrift // GOTTes Wort sey/ (2) aus Hug: Grotii Bü= //chern von der Wahrheit der Christlichen // Religion, da die Einwürffe wieder et= // liche Bücher der Heil. Schrift gründ= // lich beantwortet werden/ // [Trennlinie] // DORPAT/ // Gedruckt/ bey Johan Brendeken.<sup>94</sup>*

## 2.2. Überblick zum Inhalt des Sitten=Spiegel

Bl. a1: Titel

Bl. a2<sup>r</sup> – a4<sup>r</sup>: Vorrede: Bedeutung der psychologischen Kardiagnostik. Selbsterkenntnis als Erkenntnis der eigenen Sündhaftigkeit und Gottesferne. Notwendigkeit der Bibellektüre. Christian Thomasius und Philipp Jakob Spener als „werckzeuge GOTTes“, aus deren Werk Exzerpte angekündigt werden.

Bl. a4<sup>v</sup>: leer.

S. 1 – 3: Gottes- und Menschenkenntnis; Grundsätze, die mit der Bibel und der natürlichen Vernunft übereinstimmen.

S. 4f.: Nutzen der Menschenkenntnis z. B. für den Fürsten oder für denjenigen, der einen Freund sucht.

S. 6f.: Selbsterkenntnis, der beste Weg zur Menschenkenntnis.

S. 8f.: Zwei Typen von Ungläubigen: Menschen, die wie Tiere leben, andere, die wie die Heiden dem Schein nach tugendhaft sind.

S. 9 – 12: Der bestialische Mensch und sein Merkmal, die unvernünftige Liebe (Hochmut, Geiz, Wollust).

S. 12 – 17: Den wahren Christen erkennt man an dem durch Liebe tätigen Glauben; Vergleich mit dem bestialischen Menschen.

S. 18 – 23: Der Hochmütige bzw. Ehrgeizige.

S. 23f.: Lehre von der Affektmischung.

S. 24 – 32: Der Wollüstige, der wie der Ehrgeizige das Glück respektive die Ruhe in der Veränderung sucht.

S. 32 – 42: Der Geldgeizige. Lastergrade: Geldgeiz als größtes, Wollust das geringste Laster.

S. 42 – 50: Affektmischungen; vernünftige Liebe als Mixtur von Ehrgeiz und Wollust.

<sup>94</sup> Standort: Universitätsbibliothek Tartu, Signatur: R Est.A-5068. Digitalisat abrufbar unter: <http://dspace.utlib.ee/dspace/handle/10062/18563>.



- S. 51 – 56: Die vernünftige Liebe, das heißt das natürliche Licht, die gesunde Vernunft, der Trieb des Gewissens, das Gesetz der Natur. Über den Zustand innerer Ausgeglichenheit, die Gemütsruhe.
- S. 56f.: Mit der vernünftigen Liebe verbundene Tugenden (Leutseligkeit, Wahrhaftigkeit, Bescheidenheit, Verträglichkeit, Geduld).
- S. 57f.: Leutseligkeit.
- S. 59 – 61: Wahrhaftigkeit.
- S. 61 – 63: Bescheidenheit, von der Unbeständigkeit des Glücks nahegelegt.
- S. 63 – 65: Verträglichkeit.
- S. 65f.: Geduld (nicht zu verwechseln mit der Passio-Haltung Christi).
- S. 66 – 68: Die besondere vernünftige Liebe (maßgebend für die Zweierbeziehung) und die mit ihr verbundenen Tugenden (aufmerksame Gefälligkeit, Guttätigkeit, Gemeinschaft sittlichen Handelns).
- S. 69 – 71: Gefälligkeit, das Kennzeichen beginnender Liebe.
- S. 71 – 73: Guttätigkeit, mit Vertrauen verbunden.
- S. 73 – 77: Gemeinschaft sittlichen Handelns.
- S. 77 – 80: Der vernünftige Heide.
- S. 80 – 97: Merkmale der wahren Liebe zu Gott im Anschluss an Speners *Natur und Gnade*. Unterschied zwischen der aus göttlicher Gnade hervorgehenden Liebe und der natürlichen Liebe.
- S. 98 – 104: Merkmale der wahren Liebe zu den Mitmenschen.

## 2.3. Text mit Worterklärungen

- [a1r] Sitten=Spiegel  
 Bey dessen fleissiger Be=  
 schauung ein jeder deme es ein  
 rechter Ernst ist/ erkennen kann  
 5 ob er und andere Menschen ein Thirisches  
 oder Vernünfft=  
 ges/ oder Christliches  
 Leben führen  
 In Fragen und Antworten  
 10 gestellt.  
 [handschriftlich:] Von Michael Dau  
 [Vignette  
 Zierband]  
 PERNAU/ [handschriftlich:] 1701  
 15 Gedruckt bey Johan Brendeken/  
 Königl. Acad. Buchdr.
- [a1v: leer]
- 20 [a2r] Vorrede.  
 GLeich wie nichts nöthiger  
 ist/ als die Erkäntniß selbst/  
 und anderer Menschen als welche  
 mit dem wahren Erkäntniß Gottes  
 25 allezeit verbunden seyn muß. Also  
 ist auch nichts schwerer und ver=  
 borgener/ als die Kunst sein Ge=  
 müth und Neigungen des Hertzens  
 so zu erforschen das kein Betrug da=  
 30 bey vorgehen solte. Daher kommet es/  
 daß so wenige die Tücke ihres ver=  
 kehrten Hertzens erkennen/ indem die  
 Menschen von Natur so geartet  
 sind/ daß sie sich nicht für so Bö=  
 35 se halten wollen als sie der Geist  
 GOTTes in der heiligen Schrift  
 abmahlet/ sondern vielmehr ihre  
 Boosheit zu entschuldigen und
- 40 [a2v] mit dem Mantel der menschl=  
 chen Schwachheit zubedecken su=  
 chen. Wer aber mit rechtem Ernst/  
 mit hertzlichen Gebeth/ und mit  
 der H.[eiligen] Absicht sich gründlich zu=  
 45 erbauen/ das Wort GOTTes lie=  
 set/ wird bald erkennen/ wie tieff  
 sein Abfall von GOTT sey/ und  
 was für Greuel in seinem Hertzen  
 stecken. Nun solte auch wohl  
 50 ein jeder der sich einen Christen  
 nennet/ das H.[eilige] Bibelbuch auff  
 solche Art lesen: allein/ wenn mann  
 diejenigen welche den grössesten  
 Hauffen unter denen Nahm Chri=  
 55 sten machen/ ansiehet/ so befin=  
 det mann/ daß sie dasselbe entwe=  
 der gar nicht/ oder nicht zu dem  
 Ende lesen/ daß sie im wahren
- 60 [a3r] Glauben und in der Liebe sich  
 rechtschaffen erbauen mögen.  
 Darumb erwecket der liebereiche  
 GOTT/ welcher will/ das allen al=  
 len Menschen geholffen werde  
 65 und sie zum Erkäntniß der Wahr=  
 heit kommen hin und wieder sol=  
 che Männer/ welche der Welt  
 ihren Jammer und Elend/ aus  
 der heiligen Schrift als der  
 70 Brunquelle aller Weißheit vor=  
 stellen müssen. Damit ja nichts  
 zu ihrer Entschuldigung/ übrig  
 bleiben möge. Unter solche werck=  
 zeuge GOTTes/ sind auch zu zeh=  
 75 len/ der vor vielen Jahren her von  
 allen GOTTseeligen Hertzen hoch=  
 gepriesener Herr D. Spener und  
 der eyffrige forschener der Wahr=  
 80 [a3v] heit Hr. D. Thomasius. Denn  
 obgleich dieser seiner äusserlichen  
 Profession nach nur ein Juriste ist/  
 und nicht eben mit der Theologia  
 so eigentlich zu thun hat: So

- hat er sich doch bereits von vie=  
 len Jahren als einen rechtschaf=  
 fenen Philosophum Christianum  
 sowohl in seinen Schrifften als
- 5 in seinem Ampte aufgeföhret und  
 sonderlich in seiner Sitten=Lehre  
 und übung der Thirischen Welt  
 ein Licht angezündet welches  
 Buch für einen schönen Com=
- 10 mentarium über 1. Joh. 2. 4/ 16.  
 zuhalten ist. Aus demselben nun  
 hat mann einige Sachen welche  
 von der Unvernünftigen und  
 vernünftigen Liebe handeln ex=
- 15 [a4r] cerpiret<sup>95</sup>. Weil aber alles was  
 die Vernunft/ als Vernunft  
 lehret zur wahren und GOTT ge=  
 fälligen Tugendt nicht führen
- 20 kann/ so sind noch etliche Fragen  
 aus des Hr. D. Speners Büch=  
 lein genandt Natur und Gnade  
 beygefügt worden/ damit mann  
 sehe wie weit höher die Weißheit/
- 25 so in des heiligen Geistes Schul=  
 le getrieben wird/ gehe/ als dieje=  
 nige/ welche uns das Licht der  
 Natur zeigt. GOTT gebe uns  
 allen erleuchtete Sinnen zur
- 30 seeligen selbst Erkenntniß  
 AMEN.
- [a4v: leer]
- 35 \*)<sub>1</sub>(\*)  
 I.[n] N.[omine] J.[esu]  
 Erste Frage.  
 Welches ist nebst der wahren  
 erkänntis GOTTes das nö=
- 40 thigste umb welches man sich in
- 45 diesem Leben bemühen soll?  
 Antwort Die Erkänntis sein  
 selbst und anderer Menschen.  
 2. Fr. Wenn man aber für sei=  
 ne Seligkeit rechtschaffen sorget
- 50 und im Glauben stehet so wird  
 mann schon sich selbst/ und auff  
 gewisse masse auch andere Leute  
 erkennen?  
 Antwort/ Freylich kann ein
- 55 gläubiger Christ so wohl sich/  
 als andere erkennen und also wis=  
 sen/ ob und wie weit ihm und an=  
 dern von GOTT Barmhertzigkeit  
 wiederfahren sey. Weil aber der
- 60 \*)<sub>2</sub>(\*)  
 Betrug unsers Hertzens nicht  
 nur überauß groß ist/ sondern  
 auch wenige unter denen wahren
- 65 Christen sind/ welche die Greuel  
 so darinnen verborgen liegen zu=  
 entdecken/ und andere die entwe=  
 der offenbare Gottlose oder Heuch=  
 ler sind/ zu überzeugen wissen:
- 70 so ists wohl der Mühe werth eini=  
 ge Grundregeln so mit der heili=  
 gen Schrifft übereinstimmen/ ja  
 auß derselben vermittelst der ge=  
 sunden Vernunft hergeleitet wer=
- 75 den/ zuzeigen/ wornach mann sich  
 in Prüfung seiner und anderer  
 Leute richten könne.  
 3. Fr. Es scheint aber solche  
 Arbeit vergeblich zu seyn/ weil die
- 80 heilige Schrifft als die Qvell aller  
 Weißheit/ uns zur gnüge darvon  
 nachricht geben kan?

95 Exzerpte anfertigen = Auszüge machen;  
 Textstellen notieren.

\*)3(\*

- Antw. Deme ist zwar so. Weil  
aber leyder leyder! sehr wenige die=  
ses H. Bibel=Buch mit Andacht/  
5 und Auffmercksamkeit/ lesen/ und  
über das einige Stücke/ so daselbst  
zwar deutlich aber doch kurtz ge=  
fasset sind/ durch eine gewisse Lehr=  
art nicht nur weitläufftiger erklä=  
10 ret/ sondern auch von denen so in  
der Schrifft geübte Sinnen ha=  
ben/ und die Natur des Menschen  
genau betrachten/ aus der ge=  
sunden Vernunft können darge=  
15 than werden: so ist solche Arbeit  
nöthig und erbaulich nicht allein  
wahren Christen selbst/ als welche  
lust haben im Erkänntniß ihrer  
selbst zu wachsen/ sondern auch  
20 und zwar führnemlich denen/ wel=  
che sich von ihnen selbst gantz an=

\*)4(\*

- dere Gedancken machen als sie bil=  
25 lich solten.  
4. Fr. Ich sehe gerne daß mir  
etwas deutlicher möchte gezeigt  
werden wie die Erkänntniß anderer  
Leute so nützlich sey?  
30 Antw. Man könnte dieses mit  
vielen Exempeln thun: Doch  
wil ich itzo nur zweyer erwehnen.  
Denn wenn ein Fürst oder Regent  
die Kunst nicht weiß/ wie er recht=  
35 schaffene und getreue Rätthe oder  
Bedienten von Eigennützigten oder  
Boßhafftigen unterscheiden soll/  
so ist ihm und seinem Lande sehr  
übel gerathen. Gewiß nichts rui=  
40 niret Landt und Leute mehr als  
das mancher Potentat und Re=

- 45 gent sich hierinnen nicht zu finden  
weiß. Und würde er diese Kunst

\*)5(\*

- recht lernen/ so könnte ihm und  
50 seinen Unterthanen in vielen Stü=  
cken fürtrefflich aufgeholffen  
werden. Da würde denn man=  
cher ein elender Kerl und nichts=  
würdiger Geselle seyn und blei=  
55 ben müssen/ den man zu weilen  
als einen halben GOTT ehren  
muß/ hergegen würde mancher  
hervorgesucht und zu EhrenÄmp=  
tern befördert werden/ der itzo  
60 vor sich stille weg lebet/ und seine  
Zeit ohne mercklichen Nutzen des  
gemeinen Wesens zubringt. Die  
Nothwendigkeit von der Erkant=  
niß anderer Leute ist auch sonder=  
65 lich denn zu merken/ wenn mann  
sich einen rechtschaffenen und be=  
ständigen Freund erwählen will/  
denn wo mann hie nicht denen

70 \*)6(\*

- Menschen die Larve abzuziehen/  
und rechtschaffeneit von ver=  
stellung zu entscheiden weiß/ so  
nimmet man oft einen Spötter  
75 oder Beutelschneider<sup>96</sup> zum Freun=  
de an/ da mann gemeinet einen Jonathan<sup>97</sup>  
an ihm zu haben.  
5. Fr. Welches sollte wohl der  
beste Weg seyn zur Erkänntnis sein  
80 selbst und anderer Leute zu gelan=  
gen.  
Antw. Man kann andere Leute  
nicht kennen/ wofern man nicht sich  
selbst zuvor erkandt hat. Denn

<sup>96</sup> Betrüger.

<sup>97</sup> treuer Freund nach 1. Sam 18,1 – 21,1.

- wie sollte ich von andern urtheilen  
da ich noch nicht weiß in was für  
einem Stande ich selbst lebe. Zwar  
ist im Menschlichen Leben nichts
- 5 gemeiners/ als das man von dem  
Nechsten bald so bald anders ju=
- \*)7(\*  
diciret. Allein es wird meisten=  
10 theils darinnen sehr verstossen/  
weil die wenigsten von sich sagen  
können was Paulus denen Gläu=  
bigen zugeeignet/ 1. Cor.2, v.15.  
Der Geistliche richtet alles/ und  
15 wird von niemand gerichtet.  
6. Fr. Wie muß ichs denn an=  
fangen daß ich meinen Zustand  
erkenne.  
Antw. Das lehret uns Pau=  
20 lus 2. Cor. 13, v. 5. Versucht euch  
selbst ob ihr im Glauben seydt/  
prüfet euch selbst. Woraus dann  
zu sehen/ daß ich untersuchen müsse  
ob ich unter die Zahl der Gläubigen  
25 höre oder nicht/ allein hie gehet e=  
ben der meiste Betrug vor/ mas=  
sen ja alle die sich zu unser Lutheri=  
schen Kirche bekennen die feste Ein=
- 30 \*)8(\*  
bildung haben (wofern sie nicht  
Atheisten sind deren es mehr als  
zu viel gibt) daß ihnen der wahre  
Glaube nicht fehle/ da sie es doch  
35 in der Tugend=Übung nicht ein=  
mahl so weit gebracht als ein ehr=  
bahrer Heyde.  
7. Fr. So merck ich wohl das  
alle Menschen nicht nur in 2. Hauf=  
40 fen der Gläubigen nehmlich und
- 45 Ungläubigen mögen getheilt wer=  
den, sondern das auch unter denen  
Ungläubigen 2. Classes zu finden  
sind.  
Antw. So ist es. Denn die Un=  
50 gläubigen leben entweder nach ih=  
ren Lüsten welche der Apostel Ju=  
das in seiner Epistel unvernünfft=  
ge Thiere nennet<sup>98</sup> / oder sie befleissi=  
gen sich der äusserlichen ehrbahr=  
55 \*)9(\*  
keit und Gerechtigkeit wie viel  
Heyden gethan.  
8. Fr. Da nun zwo Classes un=  
60 ter denen Ungläubigen sind/ so  
wird man wohl insgesamt alle  
Menschen also abtheilen können/  
das etliche Bestien etliche äusser=  
liche ehrbahre etliche wahre Chri=  
65 sten sind.  
Antw. Diese eintheilung ist  
wohl die beqvemste zum Erkant=  
niß sein selbst und anderer zu ge=  
langen.  
70 9. Fr. Woran soll man den ei=  
nen Bestialischen Menschen er=  
kennen.  
Antw. Wenn mann sich nach  
dem Urthel der so genandten ga=  
75 lanten Welt richten wolte/ so mü=  
ste man einen Bestialischen oder
- \*)10(\*  
Brutalen Menschen/ denjenigen<sup>99</sup>  
80 nennen/ der in seinen Actionibus<sup>99</sup>  
sehr unbesonnen verfähret/ und  
sich durch etliche Laster dergestalt  
prostituiret<sup>100</sup>, das auch viele Un=

<sup>98</sup> Richtig 2. Petr 2,12.

<sup>99</sup> Handlungen, Taten.

<sup>100</sup> sich lächerlich machen.

gläubige an ihm einen Abscheu  
haben. Zum Exempel: Wenn er  
sein Sauften/ Fressen/ Doppeln<sup>101</sup>  
und Huren offenbahr treibet/ ja  
5 wohl gar sich desselben rühmet/  
oder auch im Reden sehr ab-  
surd<sup>102</sup> ist/ denn einen solchen nen=  
net auch die vermeinte galante<sup>103</sup>  
Welt einen brutalen Kerl.  
10 allein ein Weiser Mann ist mit  
dieser Beschreibung der Bestiali=  
tät nicht zufrieden/ sondern gehet  
etwas genauer/ und betrachtet  
die Brutalität nicht nur nach  
15 denen äusserlichen wirkungen/

\*)<sup>11</sup>(\*  
sondern auch nach ihrer innerli=  
lichen Beschaffenheit.  
20 10. Fr. Wie wird den die Be=  
stialität nach ihrer innerlichen be=  
schaffenheit beschrieben.  
Antw. Die Bestialität ist der  
jämmerliche Zustand eines Men=  
25 schen/ da er die Creaturen unver=  
nünftiger Weise liebet/ und sich  
mit denenselben dergestalt zuver=  
einigen trachtet/ daß er sie entwe=  
der zum Hochmuth/ oder zum  
30 Geitz oder zur Wollust und Kütz=  
lung seines Fleisches mißbrau=  
chen möge.  
11. Fr. Wenn dieses die Abbil=  
dung der wahren Bestialität seyn  
35 soll/ so werden ja die meisten Men=  
schen Bestien seyn/ und also auch

45 \*)<sup>12</sup>(\*  
unter denen so sich Christen nen=  
nen sehr wenig gefunden werden/  
die solchen Nahmen verdienen.  
Antw. Wenn diese Beschrei=  
50 bung richtig ist/ so muß es frey=  
lich folgen/ sie kan aber nicht  
verworfen werden/ weil fürbekant  
angenommen wird/ daß die Liebe  
des Menschen ihn dazu mache  
55 was er liebet. Denn liebet jemand  
GOtt in der Krafft des wahren  
Glaubens und nach der Richt=  
schnur der heiligen Schrift/ so  
ist er ein wahrer Christ: Liebet  
60 er andere Menschen vernünftiger  
weise/ oder bemühet sich vielmehr  
dieselben zu lieben/ weil er es von  
Natur nicht rechtschaffen thun  
kann (worvon hernechst weitläuff=  
65 tiger soll gehandelt werden) so ist

\*)<sup>13</sup>(\*  
er ein äusserlich tugendhafter  
Mensch/ liebet er aber unver=  
70 nünftiger Weise die Creaturen so  
ist er eine Bestie.  
12. Fr. So ist dann die Liebe  
dasjenige/ was einen Menschen  
so wohl glücklich als unglücklich  
75 machen kann?  
Antw. So ist es. Denn in der  
Liebe besteht die vornehmste  
Krafft der Seelen/ nachdem die  
Liebe ist/ nachdem ist auch der  
80 Mensch. Wenn er den Glauben  
hat der durch die Liebe thätig ist/  
Gal: 5. v. 6. so ist er ein wahrer  
Christ/ wenn er die Ehrbarkeit  
und äusserliche Gerechtigkeit (den  
85 die Theologische Gerechtigkeit ist  
etwas höheres und vielgrössers)  
liebet/ ist er ein tugendhafter

101 mit Würfeln spielen.

102 abgeschmackt.

103 vornehme.

- \*)<sup>14</sup>(\*  
Mensch; Wenn er aber die Crea-  
turen unvernünftig liebet/ ist er  
eine Bestie.
- 5 13. Fr. Solte den unrecht seyn  
die Creaturen zu lieben/ welche  
GOTTes Geschöpf sind/ und die  
GOTT selbst liebet/ und nicht has-  
set was er gemacht hat/ wie das
- 10 Buch der Weißheit am 11. Cap.  
v. 35 davon redet.  
Antw. So weit die Creaturen  
von GOTTes Güte und Allmacht  
zeugen: kan man sie wohl lieben.
- 15 Allein die Liebe muß nicht in ih-  
nen ruhen/ sondern wir müssen  
durch die Creatur gleichsam als  
durch Stufen zu GOTT hinauff  
steigen. Dann die Creaturen
- 20 sind uns nur zum Gebrauch ge-  
geben/ nicht aber das wir unser
- \*)<sup>15</sup>(\*  
Hertz daran hängen sollen/ oder
- 25 eine Ruhe darinnen suchen/ wel-  
che wir in ihnen nicht finden kön-  
nen/ sondern allein in GOTT und  
in der vernünftigen Liebe ande-  
rer Leute. So bald wir uns nun
- 30 mit denen Creaturen durch die  
Liebe zu vereinigen trachten/ ent-  
steht nichts anders als Unruhe:  
Dannhero auch Esaias 48. Cap.  
v. 2. Saget/ das die GOTTlosen kei-
- 35 nen Frieden haben.<sup>104</sup>  
14. Fr. Wie komts aber/ das  
zuweilen ein Bestialischer Mensch  
mehr Vergnügen empfindet/ als  
ein Vernünftiger/ oder wahrer
- 40 Christ?  
Antw. Er empfindet in der

- 45 That kein vergnügen und Ruhe  
in seinem Gemüthe/ sondern er=
- \*)<sup>16</sup>(\*  
fället von einer Scheinlust auf die  
andere. Denn indem er sich an  
denen Creaturen bald so/ bald an=  
ders ergötzen will/ ist er immer un=  
ruhig/ welches daraus zu sehen/  
das er allezeit Veränderung su=  
55 chet/ welches der wahren Ruhe  
gantz zu wieder ist. Denn diese  
vergnüget das Menschliche Hertz  
dergestalt/ das es sich über äusser=  
liche Dinge/ weder sehr freuet
- 60 noch betrübet. Und dieses ist  
die wahre Glückseligkeit und das  
höchste Guth/ welches wir in die=  
sem Leben erlangen können.  
15. Fr. So bestehet denn eines
- 65 Bestialischen Menschen Wesen  
darinnen daß er die Creaturen un=  
vernünftig liebet/ und allezeit  
unruhig ist?
- 70 \*)<sup>17</sup>(\*  
Antw. Ja denn eines fliesset aus  
dem andern. Wer GOTT hertzlich  
liebet/ ist ruhig/ und vergnügt/  
wer die Geschöpfe unvernünfti=  
75 ger Weise liebet/ ist unruhig und  
unvergnügt.  
16. Fr. Wie kann ich eigentlich  
wissen ob ein Mensch die Creatu=  
ren unvernünftig liebe?
- 80 Antw. Wenn ich die Haupt=  
Classen der unvernünftigen Liebe  
durchgehe/ deren 3. sind/ die erste  
solcher Leute/ welche die Creatu=  
ren zu ihrem Hochmuth/ die ande=
- 85 re die sie zur Wollust/ die dritte  
welche sie zum Geitz mißbrau=  
chen/ dannhero dreyerley Ar=  
ten von Bestialischen L e u t e n

---

<sup>104</sup> Richtig Jes 48,22.

sind/ Ehrgeitzige/ Wohlüstige und Geldgeitzige.

\*)18(\*

- 5 17. Fr. Woran kan ich einen hochmühtigen Menschen erkennen?  
 Antw. Wenn ich achtgebe/  
 wie er seine Ruhe in stehtswehren=  
 der veränderlicher Hochachtung  
 10 und Gehorsam anderer/ sonder=  
 lich aber gleichgesinter Menschen/  
 durch hochachtung sein selbst  
 und unterfangung theils ver=  
 schmitzter/ theils gewalthsamer  
 15 Thaten vergeblich suche/ und die=  
 ser wegen mit gleichgesinneten  
 Menschen sich zu v e r e i n i g e n  
 trachtet. Dieses ist die kurtze Be=  
 schreibung eines Ehrgeitzigen.  
 20 18. Fr. Kann dieselbe nicht et=  
 was deutlicher erkläret werden?  
 Antw. Gar wohl. Den 1.  
 hat ein Hochmühtiger mit an=  
 dern Bestialischen Menschen/  
 25

\*)19(\*

- welche entweder Geld oder Wol=  
 lust zum meisten lieben/ dieses ge=  
 mein daß er Ruhe in stetswehren=  
 30 der Veränderung sucht/ und da=  
 her sich mit seines gleichen zu ver=  
 einigen trachtet. 2. Achtet er sei=  
 ne Persohn und actiones hoch/  
 und will das andere eben so viel  
 35 Wercks davon machen sollen. 3.  
 Ist er unruhig in seiner Arbeit/  
 und mit seinem Stande oder  
 Ampt nicht zufrieden. Wenn er  
 ein Geschäft zum Ende gebracht/  
 fänget er gleich was anders an/  
 damit er denen Leuten zeige/ wie  
 er nicht müßig seyn könne. Denn  
 ob zwar fleissig Arbeiten sehr gut  
 und nöthig ist/ muß man doch

- 45 nicht hierin seine Ehre zum Zweck  
 haben. Mit seinem Stande und

\*)20(\*

- Ampt ist er auch nicht vergnügt/  
 50 sondern sucht allezeit zu avanci=  
 ren<sup>105</sup> / und spaaret dabey keine Mü=  
 he und Arbeit/ ja kein Geld und  
 Unkosten/ wenn er nur eine höhe=  
 re Charge<sup>106</sup> erlangen kan. 4. Er  
 55 ist an solchem Ohrt und bey solchen  
 Leuten zum Liebsten/ da er zu be=  
 fehlen hat/ und da man sich über=  
 seine Klugheit verwundern muß/  
 wie er dann auch ein penetrantes  
 60 judicium<sup>107</sup> hat. 5. Ist er sehr em=  
 pfindlich und Chagrin<sup>108</sup>, wenn ihm  
 entweder nicht gnugsahme äusser=  
 liche Ehre angethan wird/ oder er  
 die jenigen nicht gewinnen kan/  
 65 welche er auff seine Seite zu brin=  
 gen trachtet. Dannenhero grämt  
 er sich innerlich/ und sucht Gele=  
 genheit sich an denen zu rächen/

70 \*)21(\*

- welche ihm nach seiner Meynung  
 einen affront<sup>109</sup> oder nicht gebühren=  
 de Ehre erwiesen haben. 6. Er  
 achtet viel auff die Eitelkeit  
 75 welche die Lateiner Decorum und  
 die Frantzosen Bienseance nennen  
 und ist so punctuel<sup>110</sup> daß er lieber  
 Geld und Guth verlihren als in  
 solchen Ceremonien<sup>111</sup> etwas ver=

105 befördert werden.

106 Amt.

107 aufdringliches Urteil.

108 gekränkt.

109 Beleidigung.

110 genau.

111 Förmlichkeiten.



- sehen wolte. 7. Hält er Gasterey=  
 en/ so muß alles nett und propre<sup>112</sup>  
 zugehen/ daß die Leute von seinen  
 galanten leben viel rühmen mö=  
 5 gen/ und ob er wohl von Sauffen  
 nicht viel hält/ so trinckt er doch  
 bißweilen ein Ehren=Räuschen/  
 denen zu gefallen/ welche er sich  
 verbinden will. 8. Ist er in sei=  
 10 nen Dingen sehr verschwiegen/  
 und macht davon lauter Geheim=  
 \*)22(\*  
 nüsse/ ob er sie gleich ohne eines  
 15 andern Schaden oder verkleine=  
 rung seiner renomee<sup>113</sup> entdecken  
 könnte. 9. Gegen Frauen=Zim=  
 mer ist er sehr Kaltsinnig/ so lange  
 er mercket/ daß er von denselben  
 20 nicht hochgehalten werde. Wenn  
 sichs ihm aber submittiret<sup>114</sup> und  
 viel wercks von ihm machet/ sticht  
 er gerne ein Courtoisichen ab<sup>115</sup>/ son=  
 derlich wenn er einen guten esprit<sup>116</sup>  
 25 bey ihm findet/ und es etlicher  
 massen zu seinen intrigves<sup>117</sup> gebrau=  
 chen kann. 10. Er läst sich auch  
 gerne zu schwerer und mühsah=  
 mer Arbeit gebrauchen. Dahe=  
 30 ro ist er geschickt zu Fasten zu Wa=  
 chen/ und allerhand travaux<sup>118</sup> ent=  
 weder im Kriege oder bey Civil  
 Diensten<sup>119</sup> oder bey seinem Studi=

---

112 reinlich.

113 Ansehen.

114 unterwirft.

115 lässt er sich herbei, ihr den Hof zu machen.

116 Wohlwollen.

117 Ränkespiel.

118 Mühen.

119 im politischen Leben.

- 45 \*)23(\*  
 ren auszustehen. Dieses wäre die  
 kurtze Abbildung eines Ehrgei=  
 tzigen Menschen/ welchen die heu=  
 tige so genandte galante Welt  
 50 sonderlich zu aestimiren<sup>120</sup>/ und ihm  
 mit vielen Panegyrics<sup>121</sup> und Car=  
 minibus<sup>122</sup> zu hofieren weiß.  
 19. Fr. Solten wohl bey einem  
 jedweden Ehrgeitzigen sich diese  
 55 Dinge finden.  
 Antw. Weil kein Mensch ge=  
 funden wird/ welcher nur bloß ei=  
 nem von denen dreyen Hauptla=  
 stern ergeben ist/ sondern bey al=  
 60 len eine Mischung des Ehr= und  
 Geld=Geitzes/ oder der Wollust  
 und Hochmuths/ u.s.f. angetrof=  
 fen wird/ jedoch so/ das entweder  
 Hochmuth oder Wollust/ oder  
 65 Geitz/ die Oberhand hat: So

- \*)24(\*  
 kan man wohl nicht eben sagen/  
 daß ein jedweder Ehrgeitziger die  
 70 obenangeführte Laster in glei=  
 chem grade beliebe/ sondern nach  
 dem die Mischung bey ihm ist/  
 nach dem ist er auch weniger oder  
 mehr zu solchen dingen geneigt.  
 75 Unterdessen fließen doch alle solche  
 Untugenden aus der Ehrsucht  
 wenn man sie an ihr selbst be=  
 trachtet.  
 20. Fr. Wie muß ich denn einen  
 80 wollüstigen Menschen kennen ler=  
 nen.

Antw. Wenn die Wollust nicht  
 in einem guten sondern bösen Ver=

---

120 schätzen.

121 Lobreden.

122 Gedichte.

stande genommen wird (massen man die Ruhe des Gemüths son= derlich nach Lateinscher Art auch eine Wollust nennet) so suchet ein

5 \*)25(\*  
wollüstiger Mensch wie wohl ver= geblich seine Ruhe in stets weh= render veränderlicher Belusti=

10 gung entweder des Verstandes o= der der eusserlichen Sinnen haupt= sächlich aber des Geschmacks und geilen Gefühls und trachtet sich mit andern gleichgesinnten Men=

15 schen zu vereinigen.  
21. Fr. Ich sehe gerne daß dieses weitläufftiger möchte ausgefüh= ret werden.  
Ant. Erstlich so suchet ein Wol=

20 lüstiger eben wie ein Ehrgeitz= ger seine Ruhe in der Verände= rung. Wenn er nun seinen Ver= stand belustiget/ will er bald die= ses bald jenes Buch lesen/ bald

25 diese bald jene Speculation<sup>123</sup> haben/ bald diesen bald jenen discurs<sup>124</sup> hö=

\*)26(\*  
ren. Trachtet er aber nach be=

30 lustigung der Sinnen/ so will er diese Stunde eine liebliche Music hören die andere eine hübsche Co= moedie sehen/ denn will er diese denn eine andere Speise essen. Wenn

35 er sich eine zeitlang bey einer Da= me insinuiet<sup>125</sup>, und sie ihm ange= fangen eine affection<sup>126</sup> zuerweisen/ wird er ihrer bald überdrüssig/

123 tiefsinniger Gedanke.

124 Rede, Vorlesung.

125 einschmeicheln.

126 Zuneigung.

45 und suchet also eine andere zu ca= ressiere<sup>127</sup>. 2. Trachtet er sich auch mit gleichgesinnten Leuten zu= vereinigen. Wer nun seinen Ver= stand zu delectiren<sup>128</sup> bemühet ist/

50 gehet zum Liebsten mit solchen umb/ die ihm allerhand nova lite= raria<sup>129</sup> oder inventiones<sup>130</sup> oder Zeitun= gen<sup>131</sup> und dergleichen zu erzehlen wissen. Wenn er aber seine äusser=

55 \*)27(\*  
liche Sinnen zu belustigen trach= tet ist er gerne bey Frauen=Zim= mer/ oder auff Gastereyen und

60 Schmausen/ oder in Coffe und Tobacks Compagnien<sup>132</sup>/ oder bey denen Taschen=Spielern und sol= chen Örtern da mann was selt= sahmes und lustiges sehen kann.

65 3. Aber bey solcher Veränderung ob mann gleich insgemein saget: Variatio delectat<sup>133</sup>, ist er immer un= ruhig weil er seine Ruhe in denen Creaturen suchet/ in welchen

70 nichts als Unruhe zufinden. 4. Ein Wollüstiger ist auch dem Müssiggang ergeben/ und so faul/ daß er entweder, mit schlaffen/ un= nützen Spazieren/ Spielen und

75 dergleichen seine Zeit zubringet/ o= der zwar arbeitet aber nicht zu

127 umschmeicheln.

128 ergötzen.

129 gelehrte Neuigkeiten.

130 Erfindungen.

131 Neuigkeiten.

132 in Raucherzirkeln.

133 Abwechslung erfreut.

\*)28(\*  
 dem Ende/ das entweder er oder  
 sein Nechster dessen rechtschaffen  
 gebessert werde. 5. Er ist ein Wä=  
 5 scher und Plauderer/ redet alles  
 ohne bedenkung der Zeit/ Gelegen=  
 heit und des Ohrts nicht betrach=  
 tende/ ob es ihm oder einem an=  
 dern schaden könne! Ja wenn  
 10 er siehet/ das er bey seines glei=  
 chen ist/ rühmet er sich wohl gar  
 der Schanden und Sünden die  
 er getrieben hat. 6. Ein Wohl=  
 lüstiger verschwendet sein Geld  
 15 und Guth liederlicher Weise/ ent=  
 weder seine Viehische=Begierde zu  
 sättigen/ oder andern seines glei=  
 chen einen gefallen zu thun. 7.  
 Er ist zur Knechtischen Submission<sup>134</sup>  
 20 geneigt und unterwirfft sich ande=  
 rer Leute willen/ damit sie seine

\*)29(\*  
 Wollust befördern und nicht ver=  
 25 hindern mögen. 8. Ist ungedul=  
 dig und verzagt wenn er einige Be=  
 schwerlichkeiten und Gefahr aus=  
 stehen soll/ und trachtet mit gan=  
 tzem Ernst darnach das er nicht  
 30 von dem möge geplaget werden/  
 was seinen Sinnen unsanfft thut/  
 oder seiner Phantasie beschwerlich  
 ist. 9. Er ist jachtzornig und  
 weichhertzig/ denn weil er keine  
 35 Gedult hat läufft ihm leicht et=  
 was über die Leber/ und zwinget  
 ihn seine Gebehrden zuverstellen/  
 oder in harte und Sündliche Worte  
 auszubringen. Weil er aber  
 40 weichhertzig ist/ wähet der Zorn  
 und Rachgier nicht lange/ sondern

45 vergehet entweder aus Furcht ei=  
 nes grössern üBELS/ oder aus mit=

\*)30(\*  
 leiden gegen den so ihn beleidiget/  
 50 wenn er seine Reue einiger massen  
 zuverstehen gibt./ 10. Er ist zu  
 allerhand Kuplerey/ und lieder=  
 licher Dienstfertigkeit geneigt/  
 damit er anderer Wollust fördern  
 55 und vermehren/ und also viel  
 Compagnons<sup>135</sup> bekommen möge?  
 22. Fr. Diese abbildung eines  
 Wollüstigen ist heßlich genug/  
 und ist nicht ohne das alle ange=  
 60 führte Laster aus der Wollust  
 fließen. Allein dieses kann ich nicht  
 begreifen/ wie auch die Belusti=  
 gung des Verstandes zur schänd=  
 lichen Wollust könne gerechnet  
 65 werden.

Antw. Freylich wird es man=  
 chem seltsam vorkommen/ daß  
 mann auch dieses ein Laster nen=

70 \*)31(\*  
 net/ was von vielen nicht nur ge=  
 liebet sondern auch recommendi=  
 ret<sup>136</sup> wird. Gleichwohl ist die Be=  
 lustigung des Verstandes/ wenn  
 75 sie nur das vergnügen zum Zweck  
 hat (denn sonst verursacht die  
 Erkenntniß einer jeden nützlichen  
 Wahrheit/ ein beständiges Ver=  
 gnügen) nichts anders als eine  
 80 schändliche Wollust/ indem sie  
 nur bloß die Phantasie des Men=  
 schen kützelt/ und seinen Willen  
 nicht bessert/ noch auf anderer  
 Leute Nutzen weiter siehet/ als daß

134 Unterwerfung.

135 Gefährten.

136 empfohlen.

sie selbige thörichter Weise belusti=  
ge. Dahero komts/ das ein  
solcher Wollüstiger keine Gedult  
hat denen Grundsätzen der Wahr=  
5 heit nachzudencken und dahin zu=  
trachten wie er mit dem was er ge=

\*)<sup>32</sup>(\*  
lernet seinem Nechsten rechtschaf=  
10 fen dienen möge/ sondern er legt  
sich nur auff allerhand Curiositae-  
ten<sup>137</sup>/ und hats gerne das er von de=  
nen Leuten ein Polyhistor<sup>138</sup> genen=  
net werde.

15 23. Fr. Woran ist ein Geldgei=  
tziger zuerkennen?  
Antw. Hier ist zu merken/ daß  
Geldgeitz nicht allein die Begier=  
de nach Gelde/ sondern nach allen  
20 andern Sachen oder Creaturen  
welche mann durch Geld/ oder  
auff eine andere Art zu wege brin=  
gen kann/ bedeute. So suchet  
demnach ein Geitziger seine Ruhe  
25 in stetswehrender/ veränderlicher  
und eigenthümlicher Besetzung  
allerhand Creaturen/ die mit  
Geld oder Geldeswerth können

30 \*)<sup>33</sup>(\*  
angeschaffet werden/ und mit die=  
sen will er sich wiewohl vergeblich/  
vereinigen/ oder wenn seine Begier=  
de sehr hoch gestiegen/ liebet er das  
35 Geld allein/ und hält es für sei=  
nen grösten Schatz und bestes  
Vergnügen.

24. Fr. Diese Beschreibung ist so  
deutlich/ das sie von einem jeden

45 leicht kann begriffen werden/ weil  
aber der Geitz nicht allein das  
greulichste Laster an einem Men=  
schen ist/ sondern sich auch durch  
unendliche verstellungen für uns  
50 verbergen kann/ so wird es wohl  
der Mühe wehrt seyn/ die Eigen=  
geschafften [sic] desselben nach der  
Ordnung zuerzehlen.  
Antw. Dieselbigen können aus  
55 folgenden erkandt werden. 1. Su=

\*)<sup>34</sup>(\*  
chet ein Geitziger sich mit dem Gel=  
de oder was Geldes wehrt ist zu=  
60 vereinigen/ und weil die Dinge  
fast unzehlich sind die er gerne Ei=  
genthümlich haben will/ muß  
auch seine Begierde unendlich/ und  
also eine unauffhörliche Unruhe  
65 bey ihm seyn/ sonderlich da er  
manchen Verdruß und Wieder=  
willen ausstehen muß wenn er  
Profit machen/ und bald dieses  
bald jenes sich anschaffen will.  
70 Zum 2. Grämet er sich auch  
hefftig/ ja will fast verzweif=  
feln/ wenn ihm etwas gestohlen  
wird/ oder sein Viehe stirbt/ oder  
sein Hauß und Hoff abbrennet/  
75 oder es mit der Nahrung nicht so  
fort will als er wünschet. 3. Ist  
er zum liebsten bey seinem Geld=

\*)<sup>35</sup>(\*  
80 sack/ oder Hunden/ Pferden/ und  
andern Vieh/ oder Meubeln und  
Haußgerath/ und wenn er in  
Compagnien<sup>139</sup> seyn muß/ ist er an=  
dern und andere ihm eine Last/ ab=  
85 sonderlich mag er nicht bey einem

<sup>137</sup> Seltsamkeiten.

<sup>138</sup> Vielgelehrter, in vielen  
Wissenschaften Bewanderter.

<sup>139</sup> in Gesellschaft.

andern Geitzigen seyn weil er ver=  
sichert ist daß er ihn seines Scha=  
tzes berauben wolle. 4. Dem=  
nach ist ein Geitziger auch entblös=  
5 set von aller menschlichen Liebe/  
weil er mit seinen Hertzen an andern  
geringeren Creaturen hanget. Thut  
also nicht allein denen die mit ihm  
nicht befreundet oder bekandt sind  
10 nichts gutes/ sondern hasset sie  
auch/ wenn er ihnen etwas mit=  
theilen muß/ ja er lasset seine Kin=  
der und Blutsfreunde Nothleiden  
und schmachten und wird bißwei=  
15 \*)36(\*  
len von dem Geitz=Teuffel so heff=  
tig angetrieben/ das er umb eines  
Profits willen/ Vater/ Mutter/  
20 Weib und Kind verräth/ weil ihm  
Geld und Guth viel lieber/ als die=  
se sind. 5. Und gleich wie er kei=  
nem Menschen gutes thut/ wo er  
nicht doppelten Nutzen zu hoffen  
25 hat/ so ist er auch sein eigen Feind/  
und daher beknappt<sup>140</sup> er alles im  
Essen und Trincken/ in Kleidern u.  
s.f. ja er ärgert sich wen andere et=  
was freyer leben. 6. Ein Geitzi=  
30 ger hat auch ein gut Gedächtniß  
und weiß genau wie viel kleine und  
grobe Müntz/ wie viel Getreyde/  
wie viel Schaffe/ Pferde/ Ochsen/  
Schweine/ und wieviel Schulden  
35 er außstehen habe/ denn hieran  
gedenckt er zum meisten/ und über=

\*)37(\*  
siehet oft seinen Vorrath/ herge=  
40 gen hat er kein sonderlich judicium<sup>141</sup>

140 knapp bemessen.

141 Urteilsvermögen.

45 und ingenium<sup>142</sup>, daß er entweder et=  
was geschicktes erfinden oder Sa=  
chen vernünfftig zu unterscheiden  
wüste/ sondern wenn er studiret/  
lieset er viel machet Locos Com=  
50 munes<sup>143</sup>, lernt wohl außwendig und  
kans in Chronologia und Genea=  
logia sehr weit bringen. Wenn er  
etwas schreibt/ brauchet er viele  
digressiones<sup>144</sup> und allegata<sup>145</sup>, und ist  
55 doch bey allem Schmierement  
obscur<sup>146</sup> und hält keine rechte Ord=  
nung. 7. Ein Geitziger ist auch  
Tükkisch/ und weiß sehr zu simu=  
liren<sup>147</sup> und dissimuliren<sup>148</sup>. Denn weil  
60 er keinen Menschen liebet/ so trau=  
et er auch keinem/ sondern hält  
seine eigene Dinge sehr geheim:

\*)38(\*  
65 Frembde aber nicht länger als  
biß mann ihm Geldt giebet/ das  
er die Heimlichkeiten entdecke/ und  
wenn mann ihm dessen ein Guth  
theil gibt/ verräth er alles was er  
70 weiß/ weil ihm sein Gott nehm=  
lich das Geld nichts zur Sünde  
rechnet. 8. Dannenhero ist auch  
Lügen und Betriegen bey ihm  
nicht seltsahm/ zum öfftern bestä=  
75 tigt er wohl die schändlichsten  
und offenbahreste Unwahrheit  
mit einem Eyde/ wenn er nur ei=  
nen Vortheil dabey erjagen kann.  
9. Ist er auch unbarmhertzig/ und

142 Talent, Witz.

143 Exzerpte anfertigen.

144 Abschweifungen.

145 Anmerkungen, Fußnoten.

146 unverständlich.

147 sich verstellen.

148 etwas verheimlichen.

lässet sich durch den grösten Scha=  
den/ oder Unglück seines armen  
Nechsten zu keinen mitleiden be=  
wegen. 10. Wenn es ihm nach  
5 Wunsch gehet ist er sehr trotzig/

\*)39(\*  
und giebet keinem Menschen ein  
guht Wort in dem er sich einbildet/  
10 das ihm sein Mammon in allen  
dingen helfen könne. Hergegen  
wenn er Schaden leidet/ und in  
Armuth geräth/ ist er nicht allein  
gantz verzagt/ und findet in sich  
15 selbst und bey andern keinen  
Trost/ sondern demüthigt sich  
auch auff Slavische weise gegen  
andere/ damit sie ihm wieder auff=  
helfen/ und aus seinem grösesten  
20 Elend/ worfür er die Armuth hält/  
erretten mögen. 11. Wenn einem Geitzigen  
was zu wieder geschie=  
het/ so Zürnet er nicht wie ein Ehr=  
geitziger und Wollüstiger deren je=  
25 ner offenbahre Rache suchet die=  
ser aber nur in der ersten Hitze auff  
revenge<sup>149</sup> dencket/ sondern kann ei=

\*)40(\*  
30 ne Pique<sup>150</sup> lange nachtragen und  
sich äusserlich freundlich stellen/  
wenn er aber Gelegenheit bekom=  
met seinen Zorn auszulassen/ wü=  
tet er ohne auffhören und mitlei=  
35 den. 12. Ist ein Geitziger nei=  
disch/ und gönnet einem andern  
seine äusserliche Glückseligkeit  
nicht/ er ist auch Eifersüchtig und  
sehr Jaloux<sup>151</sup> und lebet also in seinen

45 Ehestande unvergnügt. 13. End=  
lich ist er auch ein Schadenfroh/  
und siehet nicht ungern daß es ei=  
nem andern sonderlich seinem  
Feinde elend gehe.

50 25. Fr. Aus dieser Beschrei=  
bung ist gnugsam zu schliessen/  
daß der Geitz viel abscheulicher als  
Hochmuth und Wollust sey?  
Antw. Ja freylich und eben des=

55 \*)41(\*  
wegen wird er auch vom Heiligen  
Geist so schändlich abgemahlet  
als welcher den Geitz eine Wur=  
60 tzel alles übels nennet<sup>152</sup>/ indem der  
Menschlichen Gesellschaft kein  
Ding so schädlich ist als der Geitz  
welcher die Gerechtigkeit gantz ü=  
bereinen hauffen wirfft/ durch wel=  
65 che doch die Republiken<sup>153</sup> besteh=  
hen und erhalten werden müssen.  
Denn ob gleich auch der Hoch=  
muth die Gerechtigkeit aus  
den Augen setzt/ so geschieht es  
70 doch mit einiger Behutsamkeit/  
und will noch gern den äusserli=  
chen Schein der Gerechtigkeit  
bey behalten/ dahergegen der Geitz  
weder Schande noch Ehre achtet/  
75 wenn er nur seinen Mammon be=  
halten und häuffen kann.

\*)42(\*  
26. Fr. So wird wohl unter  
80 diesen dreyen Haupt=Lastern die  
Wollust für das geringste können  
gehalten werden?  
Antw. Solches ist schon eini=  
ger massen aus dem was obenge=

149 Rache.

150 Groll, heimlicher Hass.

151 eifersüchtig.

152 1. Tim 6,10.

153 hier: Staatswesen allgemein.

meldet abzunehmen: Massen ein  
Wollüstiger die Creaturen zwar  
mißbraucht/ aber sie doch andern  
zur Lust und Vergnügen anzu=  
5 wenden meineth. Und dahero eini=  
ge Schein=Tugenden an sich hat.  
Ein Hochmühtiger mißbraucht  
die Creaturen sich zum besten/ da=  
mit er Ehre und Ansehen bekom=  
10 men möge/ da sich denn die Liebe  
andern gutes zu thun nicht weiter  
erstreckt/ als das sie sich seinem  
Hochmuth beqvemen sollen. Der  
Geitzige aber liebet weder sich

15 \*)43(\*  
noch andere Menschen/ und über=  
giebet sich der allerschändlichsten  
Sklaverey/ dadurch er so viel an  
20 ihm ist sich elender machet/ als  
ein Schwein ist/ mit welchem er  
sonst nicht uneben verglichen wird.  
27. Fr. Es ist oben bereits ge=  
dacht/ daß kein Mensch nur bloß  
25 einem von diesen dreyen affecten  
ergeben sey/ sondern das dieselbi=  
gen in einem jeglichen vermischt  
werden. Wie soll ich diese Mi=  
schung verstehen?  
30 Antw. Der Herr Thomasius  
erläutert diese Sache mit einem  
Gleichniß von denen Farben/  
welches mann in 12. Cap. seiner  
Sitten=Übung bey ihm nachlesen  
35 kann.<sup>154</sup> Wir mercken folgendes da=  
von. 1. Das ein jeder Mensch et=

\*)44(\*  
was vom Geitz/ Hochmuth/ und  
40 Wollust/ aber auch etwas von

45 vernünftiger Liebe bey sich habe/  
welche bey einem natürlichen o=  
der unwiedergebohrnen Men=  
schen allezeit unten anstehet. 2.  
Daß einer von diesen dreyen  
50 Haupt=Affecten nothwendig bey  
einem jeden die Oberhand habe/  
so das entweder der Hochmuth o=  
der Geitz seine passion dominant<sup>155</sup>  
sey. 3. Daß die Mischung nach  
55 unterschiedlichen gradibus<sup>156</sup> gesche=  
he/ wie Herr Thomasius sich hier=  
innen des Exempels von denen  
12. Untzen in der Erbschaft wie  
auch der Proportion<sup>157</sup> zwischen 5.  
60 und 60. am angezogenen Ort be=  
dient<sup>158</sup>/ welches wohl in acht ge=  
nommen werden muß/ wenn mann

\*)45(\*  
65 wissen will/ ob die Mischung  
starck oder schwach sey. 4. Das a=  
ber doch endlich nur sechserley Ar=  
ten der Vermischungen heraus  
kommen/ wie aus nachgesetzter  
70 Ordnung zu sehen.  
Ehrgeitz/ Geldgeitz/ Wollust.  
Geldgeitz/ Ehrgeitz/ Wollust.  
Wollust/ Geldgeitz/ Ehrgeitz.  
Geldgeitz/ Wollust/ Ehrgeitz.  
75 Wollust/ Ehrgeitz/ Geldgeitz.  
Ehrgeitz/ Wollust/ Geldgeitz/  
28. Fr. Kann mann diese Mi=  
schung nicht noch etwas deutli=  
cher machen?  
80 Antw. Sie ist deutlich genug  
aus der obengesetzten Eintheilung

155 vorherrschende Leidenschaft.

156 Grade, Abstufungen.

157 Verhältnis.

158 Thomasius: AS (Anm. 35),  
12. Hauptstück, §§ 45-47, S. 364-367.

154 Thomasius: AS (Anm. 35),  
12. Hauptstück, § 1f., S. 308f.

- zu erkennen/ wenn mann nur zum  
Grunde setzet/ daß der erste böse  
affect bey einer jeden Zahl passio
- 5 \*)46(\*  
dominans oder der herrschende af-  
fect sey. Die andern aber etwas  
schwächer sind. Zum exemp[el]: wo  
Ehrgeitz zuerst stehet/ so ist dersel=  
10 be das stärckste Laster/ Geldgeitz  
ist nicht so starck/ Wollust aber  
noch schwächer. u.s.f.  
29. Fr. Welche Mischung solte  
wohl das beste temperament ver=  
15 ursachen?  
Antw. Die Mischung der Wol=  
lust und des Ehrgeitzes/ da der  
Geldgeitz sich nur in einer schwa=  
chen dosi<sup>159</sup> befindet/ denn/ wenn  
20 Wollust und Ehrgeitz fast in glei=  
cher proportion gemischt sind/  
kann man sich gar leicht betriegen/  
diese Mixtur<sup>160</sup> für die vernünftige  
Liebe selbst zu halten/ indem sie  
25 ein Bild der Tugend von aussen
- \*)47(\*  
vorstellt. Denn die unbedacht=  
sahme Plauderey eines Wollüsti=  
30 gen ist gar zu offenhertzig/ und die  
hartnäckigte Stöckischheit<sup>161</sup> eines  
Ehrgeitzigen gar zu verschwiegen.  
Wenn aber Wollust und Ehrgeitz  
mit einander vermischt werden/  
35 wird die wollüstige Plauderey  
von der ehrgeitzigen Stöckischheit  
und diese von jener hinwiederumb  
gedämpft/ daß sie der verschwie=  
genen Offenhertzigkeit in der ver=

- 45 nünftigen Liebe ähnlich wird.  
Die liederliche und eitele Ver-  
schwendung der Wollust und des  
Ehrgeitzes sind zwar beyde von  
der Freygebigkeit vernünftiger  
50 Liebe in allzu vielem geben entfer=  
net. Jedoch ist die Freygebig=  
keit auch der Verschwendung nä=  
\*)48(\*  
55 her als der Filtzigkeit<sup>162</sup>/ und ist nur  
darinnen noch ein unterscheidt/ daß  
die Freygebigkeit und Gutthätig=  
keit/ auff alle Menschen gehet/ da=  
hingegen die wollüstige Ver=  
60 schwendung mehrentheils auff  
Liederliche/ die Ehegeitzige [sic] aber  
auff ehrgeitzige Leute gewendet  
wird. Wenn aber Wollust und  
Ehrgeitz gemischt sind so kom=  
65 men sie der gutthätigen Freyge=  
bigkeit ziehmlich nahe/ weil so  
dann die Verschwendung etwas  
klüger/ und nicht so in Tag hinein  
auch nach der Welt stylo<sup>163</sup> auff ho=  
70 netter<sup>164</sup> Frauen=Zimmer/ auff vor=  
nehmere Gesellschaft/ ingleichen  
mehr auffdürfftige und Nothlei=  
dende gewendet wird. Es könten  
noch andere Scheintugenden/ die  
75 \*)49(\*  
aus der Mischung der Wollust und  
Ehrgeitzes entstehen angeführt  
werden/ wenn es unser vorhaben  
zu liesse. Wer dieselben und was  
80 noch ferner/ von denen andern Ar=  
ten der Mischungen kann gesaget  
werden/ erkennen will/ kann das

---

159 Dosis.

160 Mischung.

161 Verstocktheit.

---

162 Knauserigkeit.

163 Gepflogenheit.

164 rechtschaffen.



- angezogene 12. Cap. des Herrn  
Thomasii gantz durch lesen.<sup>165</sup>  
30. Fr. Woher kommts aber/  
daß nicht bey allen Menschen ei=  
5 nerley affecten sind? Da sie doch  
alle einen Ursprung und einerley  
ursentliche [= vesentliche] Theile haben?  
Antw. Diese Frage wird nie=  
mandt genau und gründlich be=  
10 antworten können/ als welcher  
eine grosse Einsicht in die Heilige=  
Schrift und gantze Natur hat.  
Denn die ihr selbst gelassene Ver=  
15 \*)50(\*  
nunfft des Menschen kann hie nichts  
beybringen/ was zur Sache dienen  
könnte/ und also wird auch kein Pe=  
ripateticus<sup>166</sup>, oder Cartesianer, o=  
20 der Stoicus oder Epicureus hier=  
auff zu antworten wissen/ das ein  
wahrheit liebendes Gemüht da=  
mit könnte zufrieden seyn. In  
dem Platone möchten noch wohl  
25 einige vestigia<sup>167</sup> derjenigen Weiß=  
heit/ welche zur auflösung dieser  
wichtigen Frage gehört zufinden  
seyn/ weil derselbe ein vieles aus  
der alten und wahren Philosophia  
30 und Cabala<sup>168</sup> der Hebraeer welche  
mit der heiligen Bibel genau ü=  
bereinstimmt/ seinen Schriften  
einverleibet hat: Wiewohl es  
scheinet das er selbst nicht alles  
35 recht verstanden habe was er ge=  
schrieben.
- 45 \*)51(\*  
31. Fr. Es ist oben gesaget/ das  
etwas von der vernünftigen Lie=  
be sich bey einem jedweden Men=  
schen finde/ aber unter denen drey=  
50 en Hauptlastern allezeit unten an=  
stehe. Solte dieses wohl wahr  
seyn?  
Antw. Freylich/ massen solches  
nicht allein ein ieder bey sich selbst  
55 fühlen kann/ wenn er will/ son=  
dern auch mit unzehlichen Zeug=  
nissen der Heil. Schrift selbst kan  
bestätiget werden/ mann mag nun  
diesen Funcken der vernünftigen  
60 Liebe das natürliche Licht oder  
den Trieb des Gewissens/ oder die  
gesunde Vernunft oder das Ge=  
setz der Natur nennen.  
32. Fr. Wie wird denn diese  
65 vernünftige Liebe beschrieben?  
\*)52(\*  
Antw. Sie ist ein Verlangen  
des Menschlichen Willens/ sich  
70 mit demjenigen/ was der Mensch=  
liche Verstand für wahrhaftig  
gut erkandt hat zu vereinigen oder  
in dieser Vereinigung zu bleiben.  
Hauptsächlich besteht diese Ver=  
75 einigung welche die Liebe nach der  
natürlichen Erkantniß intendi=  
ren<sup>169</sup> soll darinnen/ daß weil andere  
Menschen gleiches Wesens mit ihm  
sind/ er auch sein Wesen/ fürnehm=  
80 lich aber seinen willen/ mit dem Ih=  
rigen dergestalt vereinige/ daß  
gleichsahm ein Wille daraus wer=  
de/ und keiner über den andern  
sich einiger Botmässigkeit anmas=  
85 se/ sondern beyde wechsels Weise
- 165 Thomasius: AS (Anm. 35),  
12. Hauptstück, S. 303-391.  
166 Aristotelesanhänger.  
167 Spuren.  
168 mystische Tradition des Judentums.
- 519 bezwecken.

aus freyen Willen dasjenige wollen/ was der andere theil will.

\*)53(\*

- 5 Wer nun solche Liebe/ besitzt/ bey dem ist ein ruhiges Vergnügen/ ohne empfindliche Freude und ohne Schmerzen.  
33. Fr. Ich kan dieses was von der vernünftigen Liebe gelehret worden noch nicht recht begreifen?  
Antw. Was noch etwas Unverständlich seyn möchte/ kann durch folgendes erläutert werden/ 1. erkennt der Menschliche Verstand/ wahrhaftig gut und nöthig zu seyn/ mit andern Menschen in vertraulicher Freundschaft zu leben/ das ist/ seinen Willen mit einem andern zu vereinigen denn wofern dieses nicht geschiehet/ entsteht der Jammer und das Elend welches man itzo
- 25

\*)54(\*

- fast in der gantzen Welt siehet/ und beseuffen muß. 2. Es hat aber diese vernünftige Liebe und Freundschaft/ zum Grunde die Gleichheit des Menschlichen Wesens. Denn weil ein Mensch eben solche Seel und Leib hat als der andere kann der eine für dem andern sich keines Vorzuges rühmen/ sondern muß ihm eben das Recht und die Freyheit zu stehen welche er selbst zu haben vermeynet/ ungeachtet einer grösseren Gaben und Geschicklichkeit hat als der andere. Denn aus solchen entsteht kein Vorzug/ oder Herrschaft über andere Menschen/ es sey dann/ das man sich seiner

- 45 Freyheit begeben/ und mit gewissen Bedingungen sich einem an-

\*)55(\*

- dern unterwerfen wolle/ welches in denen Republicken und Societäten geschiehet. So lange also die Menschen im natürlichen Stande oder ausserhalb denen Societäten betrachtet werden/ haben sie gleiche Freyheit/ und können sich zu nichts anders verbinden/ als das sie durch vernünftige Gründe den Willen zu dem lenken/ was zur Erhaltung des Menschlichen Wesens dienet. Weil nun die vernünftige Liebe solchen Zweck zu erhalten das einzige Mittel ist/ so muß auch ein jeder der seine Vernunft recht gebraucht sich hierzu willig finden lassen/ und wofern ers nicht thut giebet er zu verstehen/ das er sein Menschliches Wesen verleugnet habe.

70 \*)56(\*

34. Fr. Kann nichts mehr von der vernünftigen Liebe gesagt werden?  
Antw. Noch unterschiedliches.  
75 Denn es ist dieselbe entweder eine allgemeine oder absonderliche. Die allgemeine Liebe gehet auf alle Menschen/ ohne Unterscheid des Standes/ des Alters/ des Geschlechts und der Nation. Die absonderliche gehet auf gewisse Persohnen doch wird bey beyderley Arten eine Gleichheit der Gemüther praesupponiret<sup>170</sup> die allgemeine Liebe erfordert gewisse Tugenden

<sup>170</sup> voraussetzen.

- den/ ohne welche sie nicht bestehen kann.  
 35. Fr. Wie viel sind solcher Tu=  
 genden/ die zu solcher allgemeinen  
 5 Liebe gehören.
- \*)57(\*  
 Antw. Insonderheit fünffe/  
 die Leutseeligkeit/ die Wahrhaff=  
 10 tigkeit/ Bescheidenheit/ Verträg=  
 ligkeit und Gedult. Alle fünffe  
 kommen darinnen miteinander  
 überein/ das sie sich in der allge=  
 meinen Menschlichen Natur  
 15 gründen/ und mann dieselben ge=  
 gen jederman erweisen muß/  
 gleich wie mann dieselbigen von  
 jederman wieder gewärtig ist. So  
 20 bestehen auch diese Tugenden  
 mehr darinnen das mann andern  
 nichts zu leide thue oder etwas  
 hartes erweise/ als in bezeugung  
 einer gutthätigen Liebe.  
 36. Fr. Was ist die Leutseelig=  
 25 keit?  
 Antw. Sie ist eine Tugend/  
 die den Menschen antreibt/ allen
- \*)58(\*  
 30 Menschen die dessen von nöhten  
 haben/ mit allen denen Dingen  
 die er nicht hoch aestimiret<sup>171</sup>, oder de=  
 rer Mittheilung ihm nicht sauer  
 ankömpt bezustehen und einen  
 35 gefallen zuerweisen z. e. [= zum Exempel]  
 wenn ich  
 vergönne/ das mann bey meinem  
 Licht ein ander Licht anzünde/  
 auß meinem Brunnen Wasser=  
 40 schöpffe/ in meinem Garten spa=  
 zieren gehe/ das ich mein Buch ei=
- 45 nem andern leihe/ einem irrenden  
 den rechten Weg zeige/ das ich von  
 meinem Überfluß kleine Almosen  
 gebe u. so w. Wie die Gutthätig=  
 keit von der Leutseeligkeit unter=  
 50 schieden sey/ kann mann bey dem  
 Herrn Thomasio im 5. Haupt=  
 stück seiner Sitten=Lehre parag.  
 23. 24. 25. nachlesen<sup>172</sup>
- 55 \*)59(\*  
 37. Fr. Was ist die Wahrhaff=  
 tigkeit?  
 Antw. Sie ist diejenige Tu=  
 gend/ nach welcher wir schuldig  
 60 sind das Versprechen/ daß wir al=  
 len Menschen/ sie mögen seyn wer  
 sie wollen gethan haben/ treu und  
 unverbrüchlich zu halten. Diese  
 Tugend ist so viel nöthiger/ weil  
 65 das menschliche Geschlecht ohne  
 diese Tugend/ die allgemeine Ge=  
 müths Ruhe nicht erhalten kann/  
 weil die Leutseeligkeit/ und die  
 daher entstehende Dienstbezu=  
 70 gungen/ nicht allein zulänglich  
 sind/ daß die Menschen all die jeni=  
 gen Dinge/ derer sie von einander  
 benöthiget sind/ vermittelt der=  
 selben erweisen können/ weil nicht  
 75 allein der Zustand desjenigen von
- \*)60(\*  
 dem mann etwas begehret/ zum  
 öfftern dergestalt beschaffen ist/ daß  
 80 er entweder die Sache oder den  
 Dienst den mann von ihm ver=  
 langet/ oder zum wenigsten den

---

171 schätzen.

---

172 Thomasius: ES (Anm. 78),  
 5. Hauptstück, Von der allgemeinen  
 Liebe aller Menschen, §§ 23–25, S.  
 209–211.

Werth derselben selbst von nöhten  
 hat/ oder das er die Sache nicht  
 alsbald leisten kann/ oder weil der  
 Zustand dessen der etwas von dem  
 5 andern haben will/ also bewandt  
 ist/ daß es sich nicht füglich schickt/  
 daßjenige was er von einem an=  
 dern begehrt/ ohne Entgelt anzu=  
 nehmen/ oder weil die Sache die  
 10 mann begehret/ gar zu kostbahr  
 ist/ als das mann sie als einen  
 schlechten Liebes=Dienst verlan=  
 gen könne. Zugeschweigen/ daß  
 wenn einmahl ein Zwiespalt und  
 15 Krieg unter den Menschen ent=

\*)61(\*  
 standen/ derselbige durch nichts  
 anders/ als durch Wechsel weiß/  
 20 gethanes Versprechen gehoben  
 und also wiederumb Friede ge=  
 macht werden kann.  
 38. Fr. Was ist die Bescheiden=  
 heit?  
 25 Antw. Sie ist diejenige Tu=  
 gend/ die den Menschen antreibt/  
 das er allen Menschen/ sie mögen  
 seyn/ von was Stande sie wollen/  
 freundlich und als Menschen/ die  
 30 in diesen Stück seines gleichen sind  
 begegnet/ sie gleiches Recht mit  
 sich geniessen läst/ und sich nicht  
 mehr hinaus nimt/ als ihme von  
 rechtswegen gebühret. Denn  
 35 ob schon der unter denen Men=  
 schen eingeführte unterscheid der  
 Stände und des vermögens/ nebst

\*)62(\*  
 40 dem unterscheid des Verstandes  
 und willens Ursache einer grossen  
 Ungleichheit ist/ so hebet sie doch  
 die Bescheidenheit nicht auff/ in=  
 dem ein weiser Mann die Unbe=

45 ständigkeit des Menschlichen  
 Glücks betrachtet/ das ein geehr=  
 ter/ reicher/ gesunder und gelehr=  
 ter Mann bald geringe/ arm/ un=  
 gesund/ seines Verstandes berau=  
 50 bet/ und im gegentheile ein Mensch/  
 der in diesem letzten Zustand lebet/  
 in jenen wieder versetzt werden  
 könne/ auch der Irthümer und  
 lasterhaften Thorheiten sich er=  
 55 innert/ die er zuvor begangen/ und  
 in die er wieder gerahten kann/ hin=  
 gegen aber von dem andern hofft  
 er werde sich ja so leichte bessern  
 als er selbst. Diese Betrachtung

60  
 \*)63(\*  
 erwecket bey ihm diese Würkung/  
 das er sich keinem Menschen vor=  
 ziehet/ sondern der Meynung ist/  
 65 das alle Menschen sich so wohl ih=  
 res Freyenwillens bedienen kön=  
 nen als er selbst. Denn der Gebrauch  
 des Freyen willens ist das einige/  
 das der Mensch für das Seinige  
 70 halten/ und nachdem der Ge=  
 brauch vernünftig oder unver=  
 nünftig ist sich hochachten oder  
 verachten kann. Von dem Unter=  
 scheid unter der Demuth und Be=  
 75 scheidenheit/ kann der Herr Tho=  
 masius im angezogenen 5ten  
 Hauptstück paragr. 55 und 56.  
 nachgelesen werden.<sup>173</sup>  
 39. Was ist die Verträglichkeit?  
 80 Antw. Sie ist eine Tugend die  
 den Menschen antreibt/ das er

173 Thomasius: ES (Anm. 78),  
 5. Hauptstück, Von der allgemeinen  
 Liebe aller Menschen, § 55f., S. 229f.

- \*)64(\*  
einen andern das seinige in Fried  
und Ruhe geniessen lasse/ und ihm  
an seinen Gütern so wohl des Lei=  
5 bes als des Glücks keinen scha=  
den thue oder ihn derselben auff ei=  
nige weise beraube: Oder so ja al=  
lenfals etwas hierwieder ausVor=  
satz oder aus Versehen geschehen/  
10 die Sache nebst allen verursach=  
ten Schaden erstatte oder sonsten  
annehmlich satisfaction<sup>174</sup> leiste.  
Diese Tugend ist höchst nöthwen=  
dig/ weil die Verletzung derselben  
15 den allgemeinen Fried und Ruhe  
am meisten verstöret/ indem die  
wenigsten Menschen vertragen  
können/ das mann ihnen das ih=  
rige entziehe/ ob sie sonsten schon  
20 nicht Ungeduldig würden/ wenn  
mann ihnen die allgemeinen

- \*)65(\*  
Dienste der Leutseeligkeit versag=  
25 te/ oder sein Versprechen nicht  
hielte/ oder sich viel einbildete?  
40. Fr. Was ist die Gedult?  
Antw. Eine solche Tugend wel=  
che die Menschen antreibt/ das  
30 sie denen andern Menschen/ wel=  
che die allgemeine Liebe nicht  
wohl in acht genommen/ sondern  
viel mehr wieder die bißher erzehl=  
ten vier Tugenden entweder aus  
35 Vorsatz oder aus Versehen  
an g e s t o s s e n ihre Beleid=  
igung aus allgemeiner Liebe ver=  
zeihen und sich solcher Gestalt/  
auch der nach denen natürlichen  
40 Rechten zugelassenen Mittel frey=  
willig/ wegen des allgemeinen

45 Friedens begeben. Die Gedult  
ist von denen vier ersten Tugen=

- \*)66(\*  
den darinnen unterschieden/ das  
50 jene den Menschen unterrichten/  
wie er sich gegen die/ so ihm die  
allgemeine Liebe erweisen/ oder  
doch zum wenigsten ihm dieselbe  
noch nicht entzogen/ verhalten sol=  
55 le. Die Gedult aber erinnert ihn  
was er gegen diejenigen/ die jene  
4. Tugenden nicht in acht genom=  
men haben/ thun solle. Jedoch  
ist hierbey zu merken das mann  
60 diese Gedult/ mit derjenigen/ in  
welcher wir Christo nachfolgen  
sollen als welche ein weit meh=  
rers in sich begreift/ nicht con=  
fundiren<sup>175</sup> müssen.

65 41. Fr. Was ist die vernünff=  
tige absonderliche Liebe?  
Antw. Sie ist die Vereinigung  
zweyer Tugend=liebenden See=

- 70 \*)67(\*  
len/ die durch Wechsels=weise Ge=  
fälligkeit/ und auffmercksame  
Sorgfalt gesucht/ durch Wech=  
sels=weise Gutthaten erlanget/ und  
75 durch Gemeinmachung aller Gü=  
ter besessen und erhalten wird.  
Durch 2. Seelen werden verstan=  
den 2. gantze Menschen/ weil die  
Liebe insonderheit auff die Ver=  
80 einigung der Gemühter abzielet.  
Gleich wie aber die allgemeine  
Liebe etliche Tugenden ausübet/  
also auch diese absonderliche ver=  
nünfftige Liebe.  
85 42. Fr. Welche sind die Tu=

174 Genugtuung.

175 verwechseln.

genden welche sich bey der abson=  
derlichen vernünftigen Liebe  
finden?

Antw. Drey 1. Die auffmerck=

5 same Gefälligkeit/ oder Sorgfäl=

\*)68(\*

tigkeit/ durch welche diese Liebe  
auf beyden Theilen gesucht wird.

10 2. Die Gutthätigkeit durch welche  
mann dieselbige erhält. 3. Die  
Gemeinmachung alles vermö=  
gens und thuns/ als welche be=  
zeuget das nunmehr die Verei=  
15 nigung völlig geschehe und die Lie=  
be im höchsten Grad erhalten sey.

43. Fr. Was ist die Gefällig=  
keit? oder Sorgfältigkeit?

Antw. Anfangs ist zu merken/

20 daß die sorgfältige Gefälligkeit/  
den estim<sup>176</sup> und Hochachtung zum  
Grunde hat/ Krafft welcher ein  
Tugendliebender Mensch/ einen  
andern nach seinen äusserlichen  
25 thun und lassen/ so lange für Tu=  
gendliebend hält/ biß er das Ge=  
gentheil gewahr wird. Diesem

\*)69(\*

30 nach ist die sorgfältige Gefällig=  
keit/ eine Tugend/ durch welche  
ein Tugendliebendes Gemüth  
auff des andern sein geringstes  
thun und lassen achtung gibt  
35 um dadurch nicht so wohl den an=  
dern immer mehr und mehr kennen  
zu lernen als demselben hiermit  
seine Hochachtung und den Un=  
terscheid/ den es dadurch zwischen  
40 demselbigen und andern Leuten  
mache/ zu erkennen zugeben/ mas=

45 sen es den auch eben deswegen  
dem andern alle sein Verlangen  
gleichsahm an den Augen ansie=  
het/ und ohne dessen Begehren ih=  
me tausend kleine Dienste leistet/  
50 die zwar keine Mühe oder Unko=  
sten erfordern aber doch so geringe  
sind/ das sie der andere jenem

\*)70(\*

55 nicht einmahl würde anmuthen  
dürffen/ auch dieselbigen mit ei=  
ner schamhaften Sitsamkeit an=  
nimt. Diese sorgfältige Gefäl=  
ligkeit ist das erste unfehlbare  
60 und nohtwendigste Kennzeichen  
einer angehenden Liebe. Wo  
mann dieselbige antrifft darff  
mann nur gewiß schliessen/ daß  
mann eine Persohn liebe. Es be=  
65 steht aber diese Gefälligkeit/ in ge=  
ringen Dienstleistungen und Be=  
zeugungen/ die geringe genennet  
werden/ theils weil sie dem der sie  
leistet/ weniger Mühe oder Unko=  
70 verursachen z. e. etwas auff=  
heben/ oder holen/ einen Stuel  
zurechte setzen/ etwas von gerin=  
gen Werth das dem andern gefällt/  
ihm zum Geschencke anbieten/

75

\*)71(\*

einen freundlichen Blick geben/ u.  
s.w. theils weil der/ der sie erwei=  
set/ sich in den Augen des andern  
dadurch gleichsahm geringe  
80 macht/ als wenn mann sich frey=  
willig zu solchen kleinen dingen  
anbietet/ oder dieselben unbegeh=  
ret leistet/ die sonst ordentlich  
85 von Deinern pflegen verrichtet zu=  
werden.

44. Fr. Was ist die vertrauli=  
che Guthätigkeit?

176 Achtung, Wertschätzung.

- Antw. Gleich wie die Hoch=  
achtung vor der sorgfältigen Gefäl=  
ligkeit/ also gehet das vertrauen  
vor der Guthätigkeit vorher/ und  
5 besteht solches Vertrauen darin=  
nen/ das uns die geliebte Per=  
son nicht hintergehen könne noch  
wolle. So ist demnach die ver=  
  
10 \*)72(\*  
trauliche Guthätigkeit eine Tu=  
gend/ die den Menschen antreibt/  
derjenigen Person/ die er durch die  
sorgfältige Gefälligkeit genug=  
15 sah hat kennen lernen/ und den  
Anfang von deren Gegenliebe er=  
halten zu haben/ versichert ist/ sei=  
ne Liebe und Vertrauen das er in  
sie setzt zubezeugen/ bey allen sich  
20 ereignenden Gelegenheiten auch  
mit Verlust seines Vermögens/  
und mit saurer Müh und Arbeit  
ohne begerung einiges entgelts/  
in ihrer Bedürfnis beyzusprin=  
25 gen/ und ihr ein wahres Vergnü=  
gen zugeben. Wie diese Guthä=  
tigkeit beschaffen seyn müsse und  
wie sie von beyden die sich lieben/  
wechselweise müsse aufgeführt  
30 werden/ wie die wahren von  
  
\*)73(\*  
den Schein=Gutthaten zu un=  
terscheiden und wie die wahre  
35 Danckbarkeit welche auf die Gu=  
thätigkeit folgen soll/ beschaffen  
seyn müsse/ davon kann des Hrn.  
Thomasii 6. Hauptstück seiner  
Sitten=Lehre parag. 56.57.u. w.  
40 nach gesehen werden.<sup>177</sup>

177 Thomasius: ES (Anm. 78),  
6. Hauptstück, Von der absonderlichen

- 45 45. Fr. Was ist die völlige Ge=  
meinschaft alles vermögens/ und  
alles vernünftigen Thun/ und  
Lassens?

- Antw. Es ist eine völlige Be=  
50 zeugung/ das nunmehr die ver=  
nünftige Liebe ihre Vollkommen=  
heit erlanget. Wie dieselbe be=  
want sey/ und ob sie könne und  
solle eingeführet werden/ führet  
55 der Herr Thomasius weitläufftig  
aus/ im angezogenen 6. Haupt=

- \*)74(\*  
stück/ vom 85. parag. biß ans en=  
60 de desselben Hauptstücks.<sup>178</sup>

46. Fr. Solte noch etwas  
mehr nöthig seyn diese absonder=  
liche vernünftige Liebe zu erklä=  
ren?

- 65 Antw. Ja es kann dieselbe noch  
weitläufftig nach ihren unterchied=  
den Arten und wie sie gegen uns  
selbst seyn müsse/ imgleichen wie sie  
in denen vier allgemeinen Gesell=  
70 schafften menschlichen Geschlechts  
nehmlich zwischen Mann und  
Weib/ zwischen Eltern und Kin=  
dern/ zwischen Herr und Knecht/  
zwischen Obrigkeit und Unter=  
75 thanen bewandt seyn solle/ be=  
trachtet werden. Weil aber die=  
ses alles auf diesen wenigen Blät=  
tern nicht kann aufgeführt wer=

- 80 \*)75(\*  
den/ verweist man den Leser zu  
dem 7/8/ und 9/ Capitel der Sit=

85 vernünftigen Liebe überhaupt,  
ab § 56, S. 286.

178 Ebd., §§ 35 [recte: 85]–102,  
S. 302–313.

tenlehre des Herrn Thomasii.<sup>179</sup>  
 47. Fr. Solte aber diese vernünftige Liebe/ wie sie bißhero beschrie-  
 5 oder unwiederbebohrner Mensch wohl aus zu üben tüchtig seyn?  
 Antw. Wer der gesunden Vernunft folget/ und ohne vorurtheil die Beschaffenheit der Dinge be-  
 10 trachtet/ wird wohl sehen, das die vernünftige Liebe allen Tugenden die ihr oben zugeschrieben sind/ in sich begreiffe: Allein daß ein blosser natürlicher Mensch  
 15 auch aus eigenen Kräften die unvernünftige Liebe unterdrücken und die bösen affecten zähmen könne/ wird niemand sagen

20 \*)76(\*  
 der da bedenket/ was die heilige Schrift vom Unvermögen des Menschlichen willens lehret. Ein natürlicher Mensch weiß und  
 25 empfindet nicht einmahl/ was das wahrhaftige Gute sey/ vielweniger kann er sich darinnen üben. Dannenhero wir auch obengesaget/ das er sich nur bemü-  
 30 hen wolle vernünftig zu lieben (wiewohl auch dieser Wille unkräftig ist) aber es nicht thun könne/ und gehet ihm/ wie dorten der Medae: Video meliora proboque  
 35 deteriora sequor<sup>180</sup>. Unterdessen kann es mancher natürlicher Mensch in denen Schein=Tugenden den zimlich weit bringen/ so das

45 wenn wir die exempel vernünftiger Heyden ansehen/ wir bekennen

\*)77(\*  
 müssen/ das sehr viele der heutigen so genannten Christen noch lange nicht so weit gekommen sind/ als jene.  
 48. Fr. Solche Exempeln möchte ich gerne vernehmen.

55 Antw. Dieselben sind überflüssig<sup>181</sup> in denen Schrifften der Heyden anzutreffen. Mann bedenke nur wie Pythagoras seine Zuhörer angeführt habe und wie sie sich  
 60 unter einander geliebet/ wovon auch das bekante exempel der beyden Pythagoreer Damonis und Pythiae<sup>182</sup> dar von zeugen kann. Socrates war gleichsahm ein Muster eines tugendhaften Mannes/ wie er denn der äusserlichen Gerechtigkeit/ der Mässigkeit/ der Gedult/ der Arbeitsamkeit/ der

70 \*)78(\*  
 Liebe gegen seine Mitbürger und andere Menschen so viele proben an den Tag geleet/ das ihn auch das Oraculum<sup>183</sup> selbst den  
 75 weisesten unter allen Menschen genennet. Plato schreibet auch fürtrefflich von der Tugend und seine Nachfolger haben sich derselben der Gestalt beflissen/ das sie  
 80 zu ihrer Zeit als Lichter geschienen. Unter denen Römern werden in=

179 Ebd., 7.-9. Hauptstück, S. 313-369.

180 Ovid, met. 7,20f. [Ich sehe und bilige das Bessere, das Schlechtere aber tue ich].

181 reichlich.

182 Damon und Pythias: Anhänger des Pythagoras, deren Freundschaft sich auch angesichts des Todes bewährte.

183 Orakel von Delphi.



- sonderheit Cicero, Pomponius Atticus<sup>184</sup>, Agricola<sup>185</sup>, Antonius Philosphus<sup>186</sup>, und viele andere mehr mit guten Grunde gerühmet das sie
- 5 der Tugend nach getrachtet haben/ wie man denn davon ein grosses Buch schreiben köndte/ wenn mann theils die zeuchnisse aus ihren Schrifften/ oder denen die von
- 10 \*)79(\*  
ihnen geschrieben/ theils die Proben vieler Scheintugenden anführen wolte.
- 15 49. Fr. So bleiben es doch nun Scheintugenden die von diesen Leuten gerühmet werden?  
Antw. Freylich! Denn wenn alles Sünde ist was nicht aus dem
- 20 Glauben gehet<sup>187</sup>/ so können auch solche äuserliche gute Wercke der Heyden/ keine wahre Tugenden gewesen seyn. Wiewohl GOtt der Herr dieselben (weil er auch
- 25 den Schein des guten nicht unbezahlt löst) nach seiner Barmherzigkeit ansehen wird/ ob er sie gleich als recht gute Wercke nicht erkennet.
- 30 50. Fr. Nun wird es Zeit seyn zuzeigen wie die wahren Tugenden
- \*)80(\*  
den der Christen von denen Scheintugenden/ der Natürlich vernünftigen Menschen sollen un-
- 35

184 Pomponius Atticus: römischer Ritter, Freund Ciceros.

185 Gnaeus Iulius Agricola: römischer Senator und Heerführer.

186 = Mark Aurel, römischer Kaiser.

187 Röm 14,23.

- 45 verschieden werden.  
Antw. Hirinnen hat uns schon der umb die gantze Evangelische Kirche hochverdienter Herr D. Spener in seinem sehr schönen
- 50 Büchlein genandt Natur und Gnade/ ein Licht angezündet/ aus welchen wir/ soviel zu unserm vorhaben dienet/ etwas wenigens anführen wollen/ insonderheit
- 55 was die Kennzeichen der wahren Liebe gegen GOtt/ und gegen dem Nächsten angehet.  
51. Fr. Welche sind die unfehlbaren Kennzeichen der rechtschaffen Liebe gegen GOtt?
- 60 Antw. 1. Wo mann in vornehm\*)81(\*  
mung und Verrichtung einer
- 65 Sache/ wahrhaftig/ in fleissiger Achtgebung auff seine Seele die allezeit Nohtwendig ist/ gewahrt wird/ das wir solches eigentlich umb der Ursach willen thun/ weil
- 70 wir wissen das es Gott gefällig und von ihm geboten sey/ dem wir aber gerne gehorsahmen wolten/ das also solches Werck lauterlich aus einem innerlichen Gehorsam kommt/ der ein Zeuchnis der Liebe ist/ nach 1. Joh. 5.3. daß ist die Liebe zu GOtt/ das wir sein Gebot
- 75 halten/ und seine Gebote sind nicht schwer. Woraus
- 80 wir noch ferner ein Zeuchniß der Liebe sehen/ wenn wir bey uns befinden/ daß in solchen Dingen an

- \*)82(\*  
85 die sonst Fleisch und Bluth nicht gerne kommet/ die Verrichtung derselben leichter pflegt/ als sie sonst anderen zu werden pfleget/ und wir

auch sonsten aus der natürlichen  
Wiedrigkeit/ gegen das Guthe  
hätten hoffen mögen. Denn sol=  
ches zeigt nicht nur die Liebe an/  
5 sondern einen zimlichen Grad  
derselbigen/ der die natürliche  
Zuneigung bey uns überwinde/  
der Grund dieses Kennzeichens ist  
dieser: Es ist der Liebe Art/ das sie  
10 gerne dem Geliebten gefallen möch=  
te und sich also darnach bestrebet.  
Wo wir nun umb der Ursach wil=  
len/ weil GOtt uns dieses oder je=  
nes gebohten habe demselben  
15 nachtrachten/ so suchen wir ihm  
gefällig zu werden/ welches der Lie=

\*)83(\*)

be zukommet Hebr. 12/28. Wir  
20 **haben Gnade/ durch welche**  
**wir sollen GOtt dienen ihm**  
**zugefallen.** Dieses Kennzeichen  
wird so viel kräftiger wenn wir  
trachten GOtt zu gefallen/ auch  
25 mit außschliessung der Menschen  
wohlgefallens/ nemlich das wir  
eben so willig thun worinnen wir  
GOTT gefallen/ wenn es auch  
schon die Menschen nicht wissen  
30 oder erfahren werden/ sondern  
GOtt allein siehet was wir thun  
als wir es thäten, wenn sie es wü=  
sten/ und wir also damit ihre Gunst  
erlangen; Ja gar/ ob wir auch  
35 schon sehen das wir damit ihre  
Gunst verlieren werden nach der  
Regul Pauli I.10. **Wenn ich**

\*)84(\*)

40 **den Menschen noch gefällig**  
**wäre so wäre ich Christi**  
**Knecht nicht.** 2. Ist auch ein  
Zeuchniß der Liebe und Gnade/  
wo wir wahrhaftig bey uns fin=

45 den/ das wir/ was wir thun wol=  
len/ um GOTTes Ehre thun wol=  
len/ und zwar ohne einmischung  
einer unserer eigener Ehre oder  
Ruhms/ oder auch/ wo wir vor  
50 Augen sehen/ das wir von der  
Welt nur Schmach und Verach=  
tung/ anstat der Ehre/ davon haben  
werden/ wie Paulus bezeiget Phil.I.18.  
**waß ist ihm aber dann? daß**  
55 **nur Christus verkündiget**  
**werde allerley Weise/ so**  
**freue ich mich doch darin=**

\*)85(\*)

60 **nen/ und will mich auch**  
**freuen.** Das ist die Art eines  
rechten liebhabers GOTTes und  
Christi der sich der Ehre GOTTes  
freuet/ auch mit seiner Schande<sup>188</sup>.  
65 3. ist dieses ein Kennzeichen der  
Liebe gegen GOtt wo mann et=  
was gutthes thut ohne ansehung  
seines Nutzens/ ja da mann Wahr=  
haftig siehet/ daß man keinen Nu=  
70 tzen/ wohl aber Schaden davon  
haben werde. Denn ob mann wohl  
bey einer Sache die in Göttlicher  
Liebe gethan wird/ auch so gar im  
Leiblichen einen Nutzen haben  
75 kann/ so müssen wir doch wohl ü=  
ber unser Hertz wachen/ und acht  
geben/ ob wir/ wenn solcher Nutz  
nicht zuerwarten wäre/ es eben so

80 \*)86(\*)

wohl/ eben so willig/ eben so fleissig  
thun würde [sic]/ als wirs bey sol=  
chen Nutzen thun. Daher ists im  
Gegentheil eine so viel leichtere  
85 Probe einer Sache/ die wahr=

188 2. Kor 6,8.

- hafftig aus Liebe zu GOtt gesche=  
 hen sey/ wo in der That kein Nu=  
 tzen erfolget/ oder auch vorher hat  
 können gehoffet werden/ ja wohl  
 5 gar/ das wir unsern Verlust vorher  
 gesehen/ und gleichwohl das Gu=  
 te/ was GOtt fordert/ würdig ge=  
 achtet haben es ohne entgelt zu  
 thun/ und also scheinbahrlich zu  
 10 suchen nicht was unser/ sondern  
 was Christi ist 4. Ein hoher Gra=  
 de und Zeuchniß dieser Liebe ist/ wo  
 mann eine Sache thut/ so lauter=  
 lich aus Liebe zu GOtt/ das mann  
 15 auch die Vergeltung von ihm

- \*)87(\*  
 nicht eigentlich in solchen thun  
 sich vorstellt. Es ist zwar an dem/  
 20 das GOtt uns hierinnen nachsie=  
 het/ und auch seinen Kindern die=  
 ses zu giebet/ das sie neben dem  
 das sie ihm ihren Kindlichen Ge=  
 horsam aus Lieb und Danckbar=  
 25 keit leisten/ auch in dem guhten  
 was sie thun auff die Vergeltung  
 sehen/ welche der Herr denen jeni=  
 gen verheissen hat/ welche ihm  
 treulich dienen wollen/ auff wel=  
 30 chen Grunde alle Verheissungen  
 und Drohungen GOttes in Wort  
 beruhen/ dadurch uns GOtt von  
 begehung des bösen abziehen/ und  
 zu verrichtung des guhten antrei=  
 35 ben will. Dahero auch die Hei=  
 ligen selbst solche Mittel oft be=  
 dürfft haben mehr angefrischt zu=

- \*)88(\*  
 40 werden/ und fand GOtt nothwen=  
 dig ihren Glauben und Gehorsam  
 oft mit Verheissungen zustärken/  
 so heissets von Mose denn treffi=  
 chen Glaubens Heldt Hebr. 11.26.

- 45 **Er achtete die schmach Chri=**  
**sti für grösserm Reich=**  
**thumb denn die Schätze**  
**Aegypti, denn er sahe an**  
**die Belohnung.** Indessen  
 50 bleibet dieses einmahl ein höher  
 Grad der liebe Gottes und ha=  
 ben wir uns auch nachdemselben  
 zubestreben/ ja es werden recht=  
 schaffene Christen zuweilen solche  
 55 bewegungen bey sich finden/ das sie  
 so lauterlich um Gottes willen et=  
 was thun/ das sie dabey an keine/  
 auch nicht die ewige Vergeltung

- 60 \*)89(\*  
 dencken sondern es thun wolten  
 ihrem lieben GOtt zugefallen wo  
 sie auch nimmermehr etwas da=  
 von zuerwarten hätten/ ja ob kein  
 65 Himmel und Hölle/ Straffe und Be=  
 lohnung wäre. Denn hat die Lie=  
 be der Brüder/ den hocherleuch=  
 ten Apostel Paulum so weit brin=  
 gen können das er Rom. 9.3.  
 70 wünschete verbannet zu seyn von  
 Christo vor seine Brüder: wie sol=  
 te nicht die noch höhere Liebe zu  
 GOtt eben solches würcken? wie  
 sie auch wohl diejenige gewesen/ so  
 75 die Brüder Liebe bey ihm dermas=  
 sen gestarcket das er erkand/ wie  
 gleichwohl durch die Seeligkeit  
 so vieler tausend Menschen mehr  
 als durch seine eigene Seeligkeit  
 80 die Ehre seines liebsten GOTtes

- \*)90(\*  
 befördert werden könnte. Jedoch  
 läst sich von solchen Grad der liebe  
 85 Gottes nicht solches sagen/ als  
 eine Seele davon empfindet. 5.  
 Ist ein Kenzeichen der Göttlichen  
 Liebe/ wenn uns etwas gewisses

zu thun vorkommt/ dazu wir auch  
 von andern gereizet werden/ oder  
 einigen Nutzen dabey sehen/ wir  
 finden aber zweiffel dabey/ ob es  
 5 auch allerdings GOTT gefällig o=  
 der ihm etwa zuwieder sey/ und  
 wir als denn sothane Sachen lie=  
 ber unterlassen/ auch den daher  
 besorgenden Nachtheil/ und Unge=  
 10 legenheit willig übernehmen/ ehe  
 wir uns in die Gefahr setzen wollen  
 etwas GOTT zuwieder zuthun. 6.  
 Erkennet mann die wahre liebe  
 Gottes wo der Mensch wahr=  
 15 \*)91(\*  
 hafftig an seinem GOTT Freude  
 hat/ und etwas dergleichen mei=  
 stens in seine Seele fühlet/ wenn  
 20 ihm ein Gedancke von GOTT ein  
 kompt/ daher er auch so viel lieber  
 stets an ihm gedencket/ und mehr  
 darinnen als in einigen andern  
 Sachen seine Freude sucht/ hievon  
 25 zeugen die Sprüche/ Ps. 43. 5. Ps.  
 52,11. Ps. 63,6. Ps. 73,18.<sup>189</sup> Ps. 91,12.  
 Ps. 40,17. Ps. 68,4. Ps. 69,34. Ps.  
 84,3. Ps. 105,2,3. Ps. 118,24. Ps.  
 119,162. Ps 132,9. Ps. 149,5. Es  
 30 ist auch zum 7. ein Beweisthumb  
 solcher Liebe/ und komt mit dem  
 vorigen nahe überein wenn der  
 Mensch eine hertzliche Freude bey  
 sich fühlet/ über solche Dinge/ die  
 35 zu Gottes Ehren dienen/ und  
 zwar eben umb der Ursach willen/  
 \*)92(\*  
 das der Vater im Himmel dar=  
 40 durch gepriesen werde/ sonderlich  
 wenn es solche Dinge sind/ davon

45 wir weder leiblich= noch geistlichen  
 Nutzen vor uns selbst haben 8:  
 Erkennet mann auch die liebe GOTT=  
 tes an der Traurigkeit und Zorn.  
 Denn gleich wie alle Liebe dieses  
 50 in sich hat/ das sie sich betrübet  
 über das/ was dem Geliebten zu  
 wieder ist/ und hat einen hertlichen  
 Eiffer wieder dasselbige/ welches auch  
 nach Bewandniß der Din=  
 55 ge in einen Zorn oder Eiffer aus=  
 bricht/ davon folgende Schrift=  
 Örter können nachgesehen wer=  
 den Ps. 119,13.113.136.139.185<sup>190</sup>. Ps.  
 139.21.22. Es ist aber eine sorg=  
 60 faltige Prüfung nöthig/ den  
 fleischlichen Eiffer mit dem Gött=  
 \*)93(\*  
 lichen nicht zuvermischen. Denn  
 65 der Göttliche=Eiffer gehet I. ohne  
 Unterscheid der Person gegen al=  
 les böse/ sowohl bey denen die wir  
 sonst lieben/ und die uns ange=  
 hören/ als welche uns Frembde  
 70 sind/ oder wohl gar/ wir unsere  
 Feinde achten/ weil der affect nicht  
 eigentlich gegen die Person son=  
 dern gegen die Sünde gehet. 2.  
 Der Göttliche Eiffer machet kein  
 75 Unterscheid unter den Sünden/  
 und gehet gleich und hasset alle  
 Sünden/ wo wir hergegen Eif=  
 fern gegen gewisse Sünden/ kei=  
 nen Eiffer aber gegen andern zei=  
 80 gen so ists ein Zeichen/ das der Eif=  
 fer nicht recht Göttlich sey. 3. Fol=  
 get auch der Göttliche Eiffer dem  
 Göttlichen Exempel. GOTT Eif=

189 Richtig wohl Ps 73,28.

190 Richtig Ps 119,158.

\*)94(\*  
 fert gegen das Böse/ und solches  
 thut ihm Weh/ daher er hast und  
 strafft/ aber er bleibt dennoch  
 5 die Liebe selbst/ und liebreich ge=  
 gen die Sünder/ welche er auch  
 sucht zurecht zubringen. Gleich=  
 cher Art ist der wahre Göttliche  
 Eiffer/ das derjenige/ bey dem sol=  
 10 cher anzutreffen/ von grund der See=  
 len dem bösen feind ist und dessen  
 nicht schonet/ sondern sich ihm oh=  
 ne Unterscheid der Person wieder=  
 setzt/ indessen aber die Person  
 15 wahrhaftig liebet/ eine innigliche  
 Erbarmung gegen sie bey sich  
 fühlet/ vor sie hertzlich behtet/ und  
 an dero Besserung arbeitet. 9.  
 Findet sich auch bey einem wah=  
 20 ren Liebhaber Gottes eine hertzi=  
 che Betrübniß über seine eigene

\*)95(\*  
 Sünde. Dieses ist die Göttliche  
 25 Traurigkeit/ die da würcket zur  
 Seeligkeit eine Reue die niemand  
 gereuet. 2.Cor. 7,10. Ferner und  
 zum 10. erweist auch die rechte  
 Liebe gegen Gott/ wenn wir alle  
 30 Züchtigung/ die uns Gott zusen=  
 det/ mit hertzlicher Zufriedenheit  
 annehmen/ und uns nicht darü=  
 ber beschweren/ sondern gedultig  
 sind/ nicht sowohl des wegen/ weil  
 35 wir dem Leiden nicht entgehen  
 können/ als das wir die Ursach  
 desselben nemlich unsere Sünde  
 erkennen/ und auff die liebreiche  
 Hand Gottes sehen/ der es uns  
 40 zuschickt. Die Schriftstellen hie=  
 von sind Micha. 7,9. 3. Mos. 29,41<sup>191</sup>.

45 Zum 11. beweiset die Liebe gegen  
 Gott/ wo man sich der leiden

\*)96(\*  
 umb des Nahmens des Herren  
 50 willen in Verfolgung und sonst  
 nicht beschweret sondern vielmehr  
 freuet. Die Sprüche davon sind  
 Rom. 5,3. Jac. 1,2. Mat. 5,10.11.  
 12. Luc. 6,23. Apostelgesch: 5,41.  
 55 Hebr. 10,34. Das 12. Kennzeichen  
 der Göttlichen Liebe ist/ wo man  
 eine innigliche Begierde findet  
 mit Gott mehr und mehr vereini=  
 get zuwerden/ daher man einen  
 60 trieb bey sich fühlet/ GOTTES  
 Wort gerne zuhören/ zu lesen/ zu  
 betrachten davon zu reden und sei=  
 ne Süßigkeit zu schmecken/ der=  
 gleichen lesen wir Ps. 9<sup>192</sup>, 8,9.11. Ps.  
 65 119,47.50.72.103. Hebr. 6,4.5.  
 Ps. 42,3.5. der 13. Beweisthumb  
 der Göttlichen Liebe ist/ wenn man  
 einen Verlangen und Begierd hat/

70 \*)97(\*  
 mit Gott auff das genaueste und  
 innerste vereinigt zu werden. Denn  
 weil unser Vereinigung mit Gott  
 geschiehet durch den Glauben  
 75 und in dessen Früchten immer gleich=  
 sam enger wird/ so ist auch dieses  
 ein Zeichnuß der wahren Liebe  
 Gottes wann wir bey uns befin=  
 den/ wie uns nichts ernstlicher an=  
 80 gelegen sey/ als in dem Glauben  
 mehr und mehr gestärcket zu wer=  
 den/ viele Früchte des Gehorsams  
 zu bringen/ und die Vereinigung  
 zu befestigen/ 1. Joh.5. v. 3, Joh. 1.

191 Richtig wohl 1. Mos 41,9.

192 Richtig: Ps 19, vgl. Spener: Natur und  
 Gnade (Anm. 22), S. 109 (577), § 38.

6.7 [wohl 1. Joh 1,6.7]/ Endlich zum 14. ist  
auch bey  
der Liebe GOTTes eine heilige Be=  
gierde unserer seligen auflösung  
5 und dadurch erfolgender volkom=  
menen Vereinigung mit GOTT  
Joh. 17. v. 11.24/ Und 23.

\*)98(\*  
10 Fr. Welche sind die Kenzeichen  
der wahren Liebe gegen den Nechsten?  
Antw. Wie gewiß die Liebe des  
Nechsten eine Gnaden=Wirckung  
ist/ und Beweißthumb des wah=  
15 ren Glaubens. 1. Joh. 4.7.12 [= 4.7.12].  
Joh. 13.35. So ist doch zumer=  
cken/ daß mann wohl acht geben  
müsse/ was solche Liebe sey/ indem  
nicht alle Liebe des Nechsten eine  
20 Göttliche Wirckung und Liebe ist.  
Es giebet eine nicht nur in sich  
sündliche/ und dieses edlen Nah=  
mens unwürdige/ sondern auch  
natürliche Liebe/ nicht nur/ wel=  
25 che bloß aus dem Geblüht kommet/  
sondern auch sonsten natürliche  
Ursachen und Gründe hat. Wie  
wir dann auch bey den Heyden  
und bekandlich unwiedergebohr=  
30

\*)99(\*  
nen viele exempel finden der Liebe  
gegen andere und dergleichen Wer=  
cke/ welche aus liebe geschehen  
35 sind/ die mann vor wirckung des  
Heiligen Geistes halten möchte.  
Dahero mann sich wohl vorzuse=  
hen hat das man keinen Mißgriff  
thue und vor Gnaden=Wercke halte/  
40 was wahrhaftig allein von der  
Natur kommt. Indessen bleibts  
doch dabey/ das die Liebe des  
Nechsten ein Ziehen der Wiederge=  
buhrt und Gnaden=Wirckung sey.

45 1. Joh. 3/ 18. Wir können aber die  
rechte Göttliche Liebe des Nech=  
sten an folgenden Kennzeichen  
wahr nehmen. 1. Wenn wir war=  
haftig bey uns ein solches Hertz  
50 haben/ worinnen die Liebe gepflan=  
tzt ist/ und es sich so zu reden ohne

\*)100(\*  
Mühsahmes bereiten und antrei=  
55 ben zu der Liebe von selbst gegen  
alle Menschen ihnen guhtes zu=  
gönnen/ zu wollen und zu thun/  
neige/ das also nachmahlen alle  
euserliche Wohlthaten gegen dem  
60 Nechsten wahrhaftig von innen  
heraus gehen. Woraus denn zum  
2. fliesset/ daß die Liebe des Nech=  
sten unpartheyisch und allgemein  
sein müsse/ das ist; auff alle Men=  
65 schen ohne Unterscheid gehen/ daß  
niemand unter denselben sey/ wel=  
chen wir nicht mit so redlichen  
und wahrhaftigen Herzen liebe=  
ten/ als wir andere lieben. Die=  
70 ses deutet in dem Göttlichen Ge=  
both der Nahme des Nechsten an/  
unter welchen alle Menschen ins=  
gesamt verstanden werden. Es er=

75 \*)101(\*  
fordert solches auch die Betrach=  
tung/ das die wahre Liebe darauf  
gerichtet sey/ das ein jeder Mensch  
GOTTes Geschöpf und von ihm  
80 geliebet worden sey. In welcher  
Liebe wir GOTT nachahmen müs=  
sen. Wo wir also befinden  
das wir zwar viele unter un=  
sern Nechsten lieben/ aber ge=  
85 gen andere keine Liebe vorhan=  
den ist/ so können wir unsere Liebe  
verdächtig halten daß sie nur eine  
Natürliche und Fleischliche nicht

- aber eine Würckung des alle gleich  
liebenden Geistes GOTTes sey.  
Das 3. Kenzeichen einer hertzlichen  
Liebe gegen dem Nechsten/ ist
- 5 wenn wir auch die Bösen und un=  
sere Feinde lieben/ wobey folgende  
Dinge zumercken/ das wir a nicht
- \*)102(\*
- 10 nur diesen oder jenen Feind lieben/  
wobey einige fleischliche Ursachen  
seyn können/ sondern insgesamt  
alle ß. Auch diejenigen/ welche es  
am gröbsten gemacht/ und uns
- 15 oder die Unsrigen umb Leib Ehre/  
Hab und Guth zubringen getrach=  
tet/ γ. Das wir nicht nur die Ra=  
che unterlassen/ wenn wir sie gegen  
die Feinde nicht aus üben können/  
20 sondern auch wenn wir sie in Hän=  
den haben/ besiehe 1. Sam. 24.5.  
6. Wie auch cap. 26.8.9. [= 1. Sam 26,8,9]  
zum δ  
das auch eine Zuneigung unsers
- 25 Hertzens gegen den Feind sey/ ob=  
wohl sich etwan eine Wiedrigkeit  
bey uns gegen ihm spüren lasset/  
solche dennoch unterdrücke und  
ihm alles Zeitliche und Ewige
- 30 wohlseyen gönne ε. Das solche Liebe
- \*)103(\*
- sich auch in der That hervorthue/  
und wir ihm alles guthes erwei=  
35 sen/ wovon nachzulesen Mat. 5.44.  
Rom. 12.20.21. sonderlich ξ muß  
die Liebe gegen denn Feinde sich er=  
weisen/ das wir nicht nur für seine  
Zeitliche sondern auch Geistliche
- 40 Glückseeligkeit sorgen/ und hertz=  
lich vor ihn behten/ nachdem E=  
xempel des Heylandes Luc. 23.  
34/ und Stephani Ap. Gesch.7.  
60. Zum 4. erkennet mann die wahre

- 45 Liebe des Nechsten wenn wir ihm  
im Geistlichen und Leiblichen  
guhts thun/ und nicht alleine kei=  
nen Nutzen davon haben/ sondern  
auch Verdruß und Undanck/ und
- 50 dennoch uns dadurch nicht ab=  
schrecken lassen in der Liebe ferner  
zu verharren/ ferner und zum 5.
- \*)104(\*
- 55 zeigt sich auch die wahre Liebe/ wenn wir  
denen guhtes thun/ die es nicht wissen/  
und  
uns keine Vergeltung thun werden oder  
können/ ja in gewissen stücken die Wohl=  
60 tath als eine Beleidigung ansehen/ zum  
exempel wenn mann einen der in sündli=  
chen Stande steht erinnert/ vermahnet be=  
straftet/ worauff meistens ein Haß fol=  
get zum 6. äussert sich diese hertzi=  
65 che Liebe/  
wenn wir uns über unsers Nechsten Geist=  
liche  
und Leibliche Wohlthaten hertzlich  
erfreuen/ und
- 70 ihm dieselben gerne gönnen/ ob wir gleich  
einige Nachtheil davon haben solten. Alles  
was bißhero angeführet/ bestercken und  
er=  
klären die Sprüche 1. Cor. 13. 4.5.6.7.8.
- 75 1. Thimot. 1.5, Dergleichen ein fleissiger  
Leser der heiligen Schrifft noch vieles  
finden  
wird/ wenn er sich seine Seeligkeit will  
lassen
- 80 angelegen seyn/ zu welcher mann ihm  
auch in diesen wenigen Blättern eini=  
ge anleitung geben wollen.

Die Gnade JEsu sey mit uns al=  
85 len Amen!

## 2.4. Register der Bibelstellen

Die angegebenen Seitenzahlen sind diejenigen des *Sitten=Spiegel*

- |                        |                                    |
|------------------------|------------------------------------|
| 1. Mose 41,9: S. 95.   | Lk 23,34: S. 103.                  |
| Ps 19,8 – 9,11: S. 96. | Apg 5,41: S. 96.                   |
| Ps 40,17: S. 91.       | Apg 7,60: S. 103.                  |
| Ps 42,3: S. 96.        | Röm 5,3: S. 96.                    |
| Ps 42,5: S. 96.        | Röm 9,3: S. 89.                    |
| Ps 43,5: S. 91.        | Röm 14,23: S. 79.                  |
| Ps 52,11: S. 91.       | 1. Kor 2,15: S. 7.                 |
| Ps 63,6: S. 91.        | 1. Kor 13,4 – 8: S. 104.           |
| Ps 68,4: S. 91.        | 2. Kor 6,8: S. 85.                 |
| Ps 69,34: S. 91.       | 2. Kor 7,10: S. 95.                |
| Ps 73,28: S. 91.       | 2. Kor 13,5: S. 7.                 |
| Ps 84,3: S. 91.        | Gal 1,10: S. 83.                   |
| Ps 91,12: S. 91.       | Gal 5,6: S. 13.                    |
| Ps 105,2,3: S. 91.     | Phil 1,18: S. 84.                  |
| Ps 118,24: S. 91.      | 1. Tim 1,5: S. 104.                |
| Ps 119,13: S. 92.      | 1. Tim 6,10: S. 41.                |
| Ps 119,47: S. 96.      | 2. Petr 2,12: S. 8.                |
| Ps 119,50: S. 96.      | Joh 1,6 – 7: S. 97.                |
| Ps 119,72: S. 96.      | Joh 13,35: S. 98.                  |
| Ps 119,103: S. 96.     | Joh 17,11: S. 97.                  |
| Ps 119,113: S. 92.     | Joh 17,24: S. 97.                  |
| Ps 119,136: S. 92.     | 1. Joh 2,4: Bl. A3 <sup>v</sup> .  |
| Ps 119,139: S. 92.     | 1. Joh 2,16: Bl. A3 <sup>v</sup> . |
| Ps 119,158: S. 92.     | 1. Joh 3,18: S. 99.                |
| Ps 119,162: S. 91.     | 1. Joh 4,7: S. 98.                 |
| Ps 132,9: S. 91.       | 1. Joh 4,12: S. 98.                |
| Ps 139, 21,22: S. 92.  | 1. Joh 5,3: S. 81; 97.             |
| Ps 149,5: S. 91.       | Jak 1,2: S. 97.                    |
| Spr 11,20: S. 2.       | Hebr 6,4 – 5: S. 96.               |
| Jes 48,22: S. 15.      | Hebr 10,34: S. 96.                 |
| Mi 7,9: S. 95.         | Hebr 11,26: S. 88.                 |
| Mt 5,10 – 12: S. 96.   | Hebr 12,28: S. 83.                 |
| Lk 6,23: S. 96.        |                                    |



2.5. Daus eklektische Praxis:  
Konkordanzen, Paraphrasen und Literaturhinweise

Daus *Sitten=Spiegel* gewährt Einblick in die Werkstatt eines philosophischen Eklektikers, der umfangreiche Lehrbuchinhalte der Gewährsleute Christian Thomasius und Philipp Jakob Spener in einem Konzentrat zusammenfasst und für den Unterricht, auch zum Selbststudium und zu Repetitionszwecken, aufbereitet. Ein genauer Vergleich der Inhalte wird hier nicht geboten,<sup>193</sup> wohl aber eine Synopse, in welcher die wesentlichen Übernahmen Daus nachgewiesen sind. Mit der Verwendung der Frage-Antwortschematik entsprach Dau dem Bedürfnis nach leichter Memorierbarkeit des Lehrstoffs. Die Merkmale der präsentierten Lastertypen wurden von ihm entflochten, während Thomasius sie oft simultan im selben Abschnitt und miteinander verknüpft präsentiert. Das anonyme Erscheinen des *Sitten=Spiegel* dürfte nicht zuletzt der sehr engen Abhängigkeit Daus von seinen Vorbildern geschuldet sein, die ihn davon abhielt, sein Kompilat als eigenes Werk zu deklarieren. Der *Sitten-Spiegel* steht in der Tradition der frühneuzeitlichen Lernhilfen. Die oft sehr ausführlichen Lehrbücher wurden dagegen vor allem von den Unterrichtenden zur Vorbereitung der Lektionen herangezogen. Im ersten Teil des *Sitten=Spiegel* lehnt sich Dau an die *Ausübung der Sittenlehre*, im zweiten an die *Einleitung zur Sittenlehre* an.

---

193 Eine minutiöse Gegenüberstellung der einschlägigen Textpassagen wäre, gemessen an den zu erwartenden Resultaten, selbst im Zusammenhang mit der hier betonten Rezeptionsgeschichte, mit unverhältnismäßigem Aufwand verbunden.

*Michael Daus Sitten=Spiegel –  
Christian Thomasius' Ausübung der Sittenlehre (1696)*

Dau: <i>Sitten=Spiegel</i>	Thomasius: <i>Ausübung der Sittenlehre</i>
S. 18 – 22 <sup>194</sup>	10. Hauptstück <sup>195</sup>
S. 25 – 31	9. Hauptstück <sup>196</sup>
S. 32 – 40	11. Hauptstück <sup>197</sup>
S. 43	12. Hauptstück, §§ 1 – 2
S. 44	12. Hauptstück §§ 45 – 47
S. 46f.	12. Hauptstück § 3
S. 49: allgemeiner Verweis	12. Hauptstück

Dau nimmt in seinen Merksätzen ausdrücklich (S. 49) Bezug auf das lange 12. Hauptstück: ‚Von denen Beschaffenheiten der Affecten/ die aus der Vermischung der drey Haupt=Laster entstehen‘ (S. 303 – 391). Dort behandelt Christian Thomasius das Kernthema seiner Ethik und Kardiagnostik, nämlich die Affekttheorie der Hauptlaster (Wollust, Ehrgeiz, Geiz), die Affektmischungen sowie die Kunst der Selbsterkenntnis und der Menschenkenntnis im Allgemeinen. Bezeichnenderweise wird der ‚Beschluss‘ der *Ausübung der Sittenlehre* von Dau weder paraphrasiert noch zitiert: Dagegen löst im zweiten, kürzeren Teil des *Sitten=Spiegel* die geistlich-theologische Autorität Speners die natürliche des Philosophen Christian Thomasius ab. Zahlreich sind die in Text-Bruchstücken wiedergegebenen und/oder paraphrasierten Stellen der *Ausübung der Sittenlehre*, die Dau in den *Sitten=Spiegel* aufnimmt.

<sup>194</sup> In dieser Synopse und in den folgenden Gegenüberstellungen entsprechen die Seitenzahlen denjenigen in Daus ‚Sitten=Spiegel‘.

<sup>195</sup> Thomasius: *Ausübung der Sittenlehre* (= AS, Anm. 35), Das 10. Hauptstück. Von dem Ehr=Geitz und denen daher rührenden Untugenden, S. 219–256, insbesondere §§ 1 – 8, 13, 47f.

<sup>196</sup> Ebd., Das 9. Hauptstück. Von der Wollust und denen daraus fließenden Untugenden, S. 183 – 219, insbesondere §§ 2, 5f., 43 – 51.

<sup>197</sup> Ebd., Das 11. Hauptstück. Von dem Geld=Geitz/ und denen daher rührenden Untugenden, S. 257–302, insbesondere §§ 1, 4f., 11, 14f., 18f., 26 – 30, 32, 34, 38.

*Michael Daus Sitten=Spiegel –  
Christian Thomasius' Einleitung zur Sittenlehre (1692)*

Dau: <i>Sitten=Spiegel</i>	Thomasius: <i>Einleitung zur Sittenlehre</i>
S. 12f.	Vorrede, insbesondere Bl. b2 <sup>v</sup>
S. 52	4. Hauptstück, §§ 7, 12
S. 56	5. Hauptstück, § 2
S. 57	5. Hauptstück, § 20
S. 57f.	5. Hauptstück, § 21
S. 58	5. Hauptstück, §§ 23 – 25
S. 59	5. Hauptstück, § 35f.
S. 60f.	5. Hauptstück, § 36
S. 62	5. Hauptstück, §§ 53, 54
S. 63	5. Hauptstück, §§ 54 – 57
S. 64	5. Hauptstück, § 57, 58
S. 65f.	5. Hauptstück, §§ 58 – 60
S. 66f.	6. Hauptstück, § 2, 4, 23
S. 67f.	6. Hauptstück, § 27
S. 68	6. Hauptstück, §§ 27 – 28
S. 69	6. Hauptstück, § 31
S. 70f.	6. Hauptstück, § 31, 39
S. 71	6. Hauptstück, § 54
S. 72	6. Hauptstück, § 53
S. 73	6. Hauptstück, ab § 56, u. a. § 82
S. 74	6. Hauptstück, §§ 85 – 102
S. 75	7.-9. Hauptstück <sup>198</sup>
S. 78	Bl. B3 <sup>v</sup> (Vorrede)

Daus obige Referenzen stammen allesamt aus dem mittleren und aus dem letzten Teil der thomasischen *Einleitung zur Sittenlehre*. Sie klammern also vor allem die grundlegenden, mehr theoretischen Teile über die Glückseligkeit

<sup>198</sup> Thomasius: *Einleitung zur Sittenlehre* (= ES, Anm. 78), Das 7. Hauptstück. Gegeneinanderhaltung der unterschiedenen Arten vernünftiger absonderlichen Liebe, S. 313 – 336. Das 8. Hauptstück: Von der vernünftigen Liebe gegen uns selbst, S. 336 – 354. Das 9. Hauptstück: Von der Nothwendigkeit vernünftiger Liebe/ in denen vier allgemeinen Gesellschaften menschlichen Geschlechts, S. 354 – 369.

aus<sup>199</sup> und gehen hauptsächlich auf das Konzept der vernünftigen Liebe und die Mittel, das Glück zu erlangen, ein. Daus Bestreben, die praxisnäheren, auf unmittelbare Anwendung der Menschenkenntnis angelegten Passagen auszuwählen und zu empfehlen, kommt hier wie in den Referenzen zur *Ausübung der Sittenlehre* zum Ausdruck. Von zentraler Bedeutung für den *Sitten=Spiegel* ist das 4. Hauptstück der *Einleitung zur Sittenlehre* sowie deren Vorrede, die das theoretische Gerüst für Daus Kompilat abgeben. Christian Thomasius unterscheidet drei Menschentypen: 1. Menschen im Zustand der Bestialität, unvernünftige Kreaturen also, die in Wollüstige, Ehrgeizige und Geldgeizige unterteilt werden, 2. Menschen, die der natürlichen Vernunft zu folgen vermögen, tugendhafte Heiden und äußerliche bzw. Schein-Christen, und 3. die wahren Christen, die dem Ruf der Offenbarung und des gnadenhaft wirkenden Heiligen Geistes folgen.<sup>200</sup> Daus versuchte die wenig ermutigenden Vorgaben im ‚Beschluss‘ von Thomasius’ *Ausübung der Sittenlehre* didaktisch nutzbar zu machen. Noch im letzten, dem 15. Hauptstück dieses Lehrbuchs hatte Thomasius den von Daus dann eingeschlagenen Weg vorgezeichnet: „Alle wahre Philosophie soll nichts anders seyn/ als daß sie den Menschen gleichsam mit der Hand zur wahren Theologie leite [...]. Wo demnach die Sitten=Lehre aufhöret/ da suppliret die Göttliche Weisheit dero Defect und Mangel. Die Sitten=Lehre gehet nicht weiter/ als daß sie den Stand der Bestialität dem Menschen zu erkennen giebt/ und ihn von dar zu dem Stand der Menschheit leitet. Wie er aber von der Menschheit und blossen Vernunft ab= und zum wahren Christenthum geleitet

199 Zum aufklärerischen Eudämonismus vgl. Frank Grunert: Die Objektivität des Glücks. Aspekte der Eudämoniediskussion in der deutschen Aufklärung. In: Aufklärung als praktische Philosophie. Werner Schneiders zum 65. Geburtstag. Hg. von Frank Grunert und Friedrich Vollhardt. Tübingen 1998, S. 351–368, hier S. 363, wo auf Thomasius’ ‚Einleitung zur Sittenlehre‘ und die dort vorgenommene positive Bestimmung der Glückseligkeit hingewiesen wird, die in der ‚Ausübung der Sittenlehre‘ zurückgenommen wurde. Zu Daus moraltheologischer Überhöhung der weltlichen Ethik passt die Apologie des (irdischen) Glücks ohnehin nicht.

200 Thomasius: ES (Anm. 78), Vorrede, Bl. b2<sup>v</sup>f.: „Es sind dreyerley Art Leute in der Welt: Unvernünftige Menschen oder Bestien, Menschen oder weise Tugendhafte Leute/ und endlich gottseelige Christen. Was die erste betrifft/ so stecken die meisten Menschen noch leider in der Bestialität/ wiewohl einer mehr als der andere/ und ist eben diese meine Sitten Lehre für dieselbigen geschrieben/ sie aus diesem elenden Stande heraus zu reißen/ und ihnen die Glückseligkeit der vernünftigen Liebe/ die sie erst zu rechten Menschen machen würde/ abzumahlen.“

werden solle/ das zeigt die Heilige Schrift/ und darzu hilfft ihm die Göttliche Gnade.<sup>201</sup> Wo der Dienst der natürlichen Vernunft auch für Dau versagte und Thomasius im ‚Beschluss‘ an der natürlichen Anthropologie verzweifelte, übergab Dau, wie erwähnt, in der Moralpädagogik Philipp Jakob Spener das Wort und damit die moraltheologische Führung.

*Michael Daus Sitten=Spiegel –  
Philipp Jakob Speners Natur und Gnade (1687)*

Nachdem Dau den Übergang (S. 79f.) von den thomasischen Reminiszenzen zu Speners *Natur und Gnade* hergestellt hat, übernimmt er, allerdings sehr lückenhaft, einen längeren Auszug aus dieser Abhandlung, der die Merkmale der Liebe zu Gott und zum Nächsten auflistet, erklärt und dem Leser helfen soll, die göttliche Gnadenwirkung zu erkennen.

Für Dau stellt die Autorität Philipp Jakob Speners den Anschluss von der natürlichen (philosophischen) Sittenlehre zur Moral- respektive Offenbarungstheologie des Heiligen Geistes her. Vor allem auf den letzten Seiten (S. 103f.) von Daus Kompilat treten die Mängel des eklektischen Vorgehens, die Verstümmelung der Ausgangstexte und der arbiträre Montagecharakter des Fabrikats, zutage, ganz zu schweigen vom langen Schlussteil von Speners Schrift, der vom Kompilator überhaupt nicht berücksichtigt wird. Die apologetische Selbstdarstellung der Eklektiker, die durch besonnene Wahl und Zusammenführung des Besten zum Fortschritt beitragen wollen, steht im Kontrast zu den dürftigen Inhalten, die hier aus der eklektischen Praxis hervorgehen.

Dau: <i>Sitten=Spiegel</i>	Spener: <i>Natur und Gnade</i>
S. 81 – 83	S. 63 – 66 (531 – 534) <sup>202</sup> , § 23
S. 83f.	S. 66 – 68 (534 – 536; Auslassungen), §§ 23, 24
S. 85	S. 68 (536), §§ 24, 25
S. 86	S. 69 (537), § 25, S. 70 (538), § 26
S. 87	S. 70 (538), § 26

201 Thomasius: AS (Anm. 35), Das 15. Hauptstück. Von der Unzulänglichkeit der vernünftigen Kunst/ die Affecten zu dämpfen/ und wie weit selbige zu gebrauchen sey, S. 488 – 524, hier S. 520f.

202 In runden Klammern werden die fortlaufend durchpaginierten Seiten der Spener-Faksimile-Edition (Anm. 22) angegeben.

Dau: <i>Sitten=Spiegel</i>	Spener: <i>Natur und Gnade</i>
S. 87 – 89	S. 72 – 76 (540 – 544), § 26
S. 89f.	S. 76 (544), § 26
S. 90	S. 77 (545), § 27
S. 90	S. 79 (547), § 28
S. 91	S. 79 – 81 (547 – 549), § 28
S. 91	S. 82 (550), § 29
S. 92	S. 82 (550), § 29
S. 92	S. 85f. (553f.), § 30
S. 93	S. 90 (558), S. 91 (559), § 31
S. 93	S. 92 (560), § 32 (viele Auslassungen)
S. 93f.	S. 94 – 96 (562 – 564), § 33 (mit Auslassungen; Kontraktion), S. 99 (567), § 35
S. 95	S. 99 (567), § 35, S. 103 (571), S. 104 (572) § 36
S. 95f.	S. 106 (574), S. 107 (575), § 37
S. 96	S. 109 (577), S. 110 (578), § 38
S. 96f.	S. 113 (581), S. 114 (582), § 39
S. 97	S. 115f. (583f.), § 40
S. 98f.	S. 122 (590), § 41, S. 124 (592), § 42
S. 99	S. 125 (593), § 42
S. 99	S. 126 (594), § 42 [recte § 43]
S. 100	S. 126 (594), § 42 [recte § 43]
S. 100	S. 128 (596), § 44 (Auslassungen)
S. 101	S. 129 (597), § 44 (Auslassungen), S. 131 (599), § 45
S. 102	S. 132 (600), S. 133f. (601f.), § 45
S. 103	S. 134 – 138 (602 – 606), §§ 45, 46, S. 140 (608), § 46, S. 142 (610), § 47
S. 104	S. 147 (615), § 49, S. 151 (619), § 51, S. 151 (619), § 52, S. 157 (625), § 53

Dau konzentrierte sich in seiner katechetisch angelegten Zusammenfassung auf die im spenerschen Schlüsselwerk enthaltenen Hinweise zur geistlichen Kardiagnostik, mit anderen Worten darauf, den Leser für den Einfluss göttlicher Gnade zu sensibilisieren und ihn zur Erkenntnis des individuellen Zustands geistlicher Vollkommenheit anzuleiten. Ihm ging es um die Förderung der Fähigkeit, die Bedürfnisse des eigenen Willens zugunsten einer Konformität mit dem göttlichen zurückzunehmen und den geistlichen Wachstumsprozess voranzubringen, der stufenweise abläuft und im irdischen Leben nie die höchste Vollkommenheit erreicht. Da der Mensch sich vom alten Adam nie ganz befreien kann, erfährt er bei seinen Bemühungen um geistliche Tugend

immer wieder Rückschläge.<sup>203</sup> Die Menschen, die alle im Stand defizienter Natürlichkeit verharren, sind idealiter zu einer Tugendgemeinschaft der Liebe und solidarischen Handelns verpflichtet. Während sich Spener in *Natur und Gnade* an die gesellschaftlichen Eliten, an Fürsten, geistliche Personen und Lehrer, wandte und ihnen praktische Ratschläge zur Gewissenserforschung vermittelte, ließ Dau die Implikationen der Ständeklausel und den expliziten Appell an die gesellschaftliche Oberschicht fallen. Trotzdem wird man bei ihm wohl nur im Hinblick auf die didaktische Präsentation, nicht aber in Bezug auf die Adressaten von einer Popularisierung der moraltheologischen Tugendlehre sprechen dürfen.

---

203 Zur Gradualität geistlicher Tugenden, das Beispiel der drei Staffeln der Geduld, Spener: *Natur und Gnade* (Anm. 22), S. 697f.

## Pädagogik und Kommunikation – Zürich und das Baltikum

### Einführung

Der Schweizer Johann Georg Sulzer (1720–1779) ist wohl einer der für das 18. Jahrhundert prägendsten Theoretiker und praktischen Reformer. Dies nicht nur in den Bereichen Mathematik, Philosophie und Ästhetik, sondern auch für die Pädagogik. Der zweiten, stark vermehrten Auflage seiner Schrift *Versuch von der Erziehung und Unterweisung der Kinder* stellte Sulzer ein Zitat voran, das er Lukian von Samosata zuschrieb: „Die Natur hat uns nicht so gemacht, wie wir seyn müssen; sonder [sic] wir haben Unterweisung und Uebung vonnöthen, die Fehler zu verbessern, und die guten Eigenschaften zu vermehren.“<sup>1</sup> Sulzer selbst sah in seinen pädagogischen Schriften die Aufgabe der Erziehung darin, den Menschen zu vervollkommen und die in ihm schlummernden guten Eigenschaften zu wecken. Er vermittelte mit seiner 1745 erstmals erschienenen und 1748 verbessert vorgelegten Erziehungsschrift sowie mit der 1773 für die Academia Petrina in Mitau entworfenen Schulordnung<sup>2</sup> Anregungen, wie dieses pädagogische Ziel zu erreichen sei. So ist für ihn das „Wesentliche

---

1 [Johann Georg Sulzer:] Versuch einiger vernünftigen Gedancken Von der Auferziehung u. Unterweisung der Kinder. Zürich 1745. Zweite Auflage unter dem Titel: Versuch von der Erziehung und Unterweisung der Kinder. Zürich 1748. Das Zitat konnte trotz intensiver Suche im Werk Lukians nicht nachgewiesen werden.

2 [Johann Georg Sulzer:] Entwurf der Einrichtung des, von Sr. Hochfürstl. Durchlaucht, dem Herzoge von Curland, in Mitau neugestifteten Gymnasii Academici. [o. O.] 1773 (erneut erschienen: Mitau 1774). Die beiden gedruckten, 1773 und 1774 in Mitau erschienenen Editionen weisen keine textlichen Unterschiede auf, die hier in Betracht fallen. – Im Folgenden wird aus dem ‚Entwurf der Einrichtung‘ (1773) zitiert. – Zudem gedruckt in: [Christian Friedrich von Blanckenburg, Hg.:] Johann Georg Sulzer: Vermischte Philosophische Schriften. Aus den Jahrbüchern der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gesammelt. 2 Bde. Leipzig 1773/1781. Bd. 2: Vermischte Schriften. Eine Fortsetzung der vermischten philosophischen Schriften desselben. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben, und seinen sämtlichen Werken, S. 145–214. Ferner in: Karl Dannenberg: Zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums zu Mitau. Festschrift zur Säcularfeier



bey aller Erziehung, die Bildung des Kindes zu einem vernünftigen, tugendhaften, gesitteten *Menschen*“.<sup>3</sup> Beeinflusst von den philosophischen Schriften Christian Wolffs (1679 – 1754) und Gottfried Wilhelm Leibniz' (1646 – 1716), strebte Sulzer wie diese die Vervollkommnung des Menschen zum Zwecke der Glückseligkeit an und legte dieses Streben seinen Erziehungskonzepten zugrunde.<sup>4</sup> Er wich mit seiner Pädagogik stark von der gängigen Praxis ab und bewirkte, dass die damaligen Methoden diskutiert wurden und danach in neue Konzepte einfließen, z. B. in jene von Sulzers Nachfolger als Rektor am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin, Johann Heinrich Ludwig Meierotto (1742 – 1800), sowie in jene von Isaak Iselin (1728 – 1782) und Johann Bernhard Basedow (1723 – 1790).<sup>5</sup>

Die Akademien von Berlin und St. Petersburg waren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Zentren auch für die Tätigkeit von Schweizer Gelehrten.<sup>6</sup> Mitau, die Hauptstadt von Kurland (heute ein Teil Lettlands),<sup>7</sup> lag zwischen den beiden von der Aufklärung geprägten Städten und gehörte zu deren geographischem und geistigem Einzugsbereich.<sup>8</sup> Herzog Peter von Biron (1726 – 1800) gründete trotz hartnäckigen Widerstands des kurländischen Adels, jedoch mit Unterstützung seines Ministers Friedrich Wilhelm von Raison (1726 – 1791), 1775 in Mitau das akademische Gymnasium, die Academia Petrina. An der Verwirklichung dieses Vorhabens war der Schweizer Johann Georg Sulzer, Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin, mit seinem pädagogisch fortschrittlichen *Entwurf* maßgeblich beteiligt. Von ihm stammte der

---

des Gymnasiums am 17. Juni 1875. Mitau 1875, hier in: Dritte Abtheilung. Urkundliches zur Geschichte des Gymnasiums, S. 229 – 256.

3 [Christian Friedrich von Blanckenburg:] Einige Gedanken von dem Leben und den Schriften des Herrn Johann Georg Sulzer. In: Johann Georg Sulzer: Vermischte Schriften. Bd. 2 (Anm. 2), S. [1 – 148]; hier S. 35.

4 Udo Roth: »Kinder zu ziehen ist ein Werk eines Philosophen« – Johann Georg Sulzers Konzeption von Erziehung im Kontext der Aufklärungspädagogik. In: Frank Grunert, Gideon Stiening (Hg.): Johann Georg Sulzer (1720 – 1779). Aufklärung zwischen Christian Wolff und David Hume. Berlin 2011, S. 247 – 283, hier S. 257.

5 Roth: Kinder (Anm. 4), S. 276.

6 Vgl. dazu: Martin Fontius, Helmut Holzhey (Hg.): Schweizer im Berlin des 18. Jahrhunderts. Berlin 1996.

7 Mitau war bis 1795 Hauptstadt des Herzogtums Kurland.

8 Vgl. Heinz Ischreyt: Mitau und die Berliner Aufklärung. In: Jahrbuch des baltischen Deutschtums 1975. Lüneburg 1974, S. 65 – 75.

Unterrichtsplan der neuen Bildungsstätte, welcher klar aufklärerischen Zielsetzungen verpflichtet war.<sup>9</sup> Um Professoren für die neu gegründete Academia Petrina zu gewinnen, griff Sulzer auf bewährte Beziehungsnetze zurück, die ihn eng mit Zürich verbanden.

Mit der Gründung der Academia Petrina wurde das kurländische Mitau gezielt als ein geistiges Zentrum der Aufklärung aufgebaut, indem u. a. die philosophisch-pädagogischen Vorgaben Sulzers umgesetzt wurden. In Mitau erschien ab 1774 zudem ein von bedeutenden Aufklärungstheologen initiiertes und der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* nahestehendes Rezensionssjournal unter dem Titel *Allgemeine theologische Bibliothek*.<sup>10</sup>

Im Kurland gab es wie in anderen kleinen, dezentral gelegenen Territorien<sup>11</sup> keine breite Gelehrtenelite, so dass die Verbindungen nach außen stark forciert werden mussten. Dies geschah u. a. über die Beziehungen nach Deutschland und in die reformierten Schweizer Städte, vor allem Basel und Zürich. Dies zeigt der Briefwechsel von Johann Georg Sulzer mit Johann Jakob Bodmer (1698 – 1783),<sup>12</sup>

9 Hanspeter Marti: Aufklärung in Kurland im Spiegel der Freundschaft des Astronomen Johann III Bernoulli mit Johann Jakob Ferber, Professor an der Academia Petrina in Mitau. In: Regionaler Kulturraum und intellektuelle Kommunikation vom Humanismus bis ins Zeitalter des Internet. Festschrift für Klaus Garber, hg. von Axel E. Walter. Amsterdam/New York 2005, S. 489 – 520; hier S. 489f. Siehe auch die aktualisierte Fassung des genannten Aufsatzes in diesem Band.

10 Die Allgemeine theologische Bibliothek erschien von 1774 bis 1780 beim Mitauer Verleger Jakob Friedrich Hinz. Als Autoren des ersten Bandes werden explizit aufgeführt: Johann Christoph Friedrich Schulz, Johann Peter Bamberger und Samuel Mursinna. – Vgl. dazu: Ursula Caflisch-Schnetzler: Gelehrte Wissenschaft versus nützliche Wissenschaft. Das Collegium Carolinum im Spiegel der Ausbildung von Gelehrten. In: Hanspeter Marti, Karin Marti-Weissenbach (Hg.): Reformierte Orthodoxie und Aufklärung. Die Zürcher Hohe Schule im 17. und 18. Jahrhundert. Wien/Köln/Weimar 2012, S. 301 – 347.

11 Vgl. Ursula Caflisch-Schnetzler: Die Beziehung Johann Caspar Lavaters zum Fürstenhof in Dessau, festgehalten in Anekdoten, Tagebüchern und Briefen. In: Dichtung – Gelehrsamkeit – Disputationskultur. Festschrift für Hanspeter Marti zum 65. Geburtstag. Hg. von Reimund B. Szdziej, Robert Seidel und Bernd Zegowitz. Wien/Köln/Weimar 2012, S. 241 – 268.

12 Johann Georg Sulzer an Johann Jakob Bodmer, Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich: Ms Bodmer 5a, 1 – 4. – Johann Jakob Bodmer an Johann Georg Sulzer, Ms Bodmer, 12b. Wenn nicht anders vermerkt, befinden sich die im Folgenden herangezogenen Handschriftenbestände ebenfalls in der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich.

besonders aber die Korrespondenz von Gottlob David Hartmann (1752 – 1775), Professor in Mitau, mit dem Zürcher Theologen und Pfarrer Johann Kaspar Lavater (1741 – 1801);<sup>13</sup> diese beiden unterschiedlichen Charaktere korrespondierten von 1772 bis zu Hartmanns frühem Tod im Jahre 1775.

Die politische und kulturelle Hochblüte Kurlands in den 70er und 80er Jahren des 18. Jahrhunderts<sup>14</sup> und die Beziehungen des Baltikums zur Schweiz, besonders zu Zürich, werden im Folgenden anhand der bisher nur rudimentär bekannten oder aber gar vernachlässigten Quellen vorgestellt.

Der vorliegende Beitrag ist – um mit Sulzer zu sprechen – ein erster Entwurf, welcher den sehr weiten Einzugsbereich der Kommunikationssysteme im 18. Jahrhundert umreißt. Er zeigt vorerst nur einzelne Stränge dieses Beziehungsnetzes, ist jedoch darauf ausgelegt, in einer ausführlicheren Studie anhand der noch vorliegenden Quellen die Kommunikationskanäle im Zeitalter der Aufklärung und im Sturm und Drang zu benennen, erste Einblicke in die weitgespannten Beziehungen einzelner Personen zu geben und deren Einfluss auf Bildungsinstitute zu zeigen. Die nach wie vor vorhandenen Forschungslücken müssen durch aufwendige, quellengestützte Folgestudien geschlossen werden.<sup>15</sup>

In der bis anhin geleisteten Forschung wurde Sulzers Bedeutung für die Pädagogik im 18. Jahrhundert immer zentraler. Über seine Beziehungsnetze, die ihn mit wichtigen Zeitgenossen verbanden, versuchte er gezielt, das neue Verständnis des Menschen auch in den Schulen zu verankern und zumeist junge Lehrkräfte für seine pädagogischen Vorstellungen zu gewinnen. Deshalb griff er in seiner Berliner Zeit auf seine Zürcher Verbindungen zurück und bat seinen ehemaligen Lehrer Bodmer sowie seinen Zögling Lavater, sich um den um elf Jahre jüngeren Hartmann zu bemühen.

13 Vgl. Familienarchiv Lavater (FA Lav Ms): Gottlob David Hartmann an Johann Kaspar Lavater, FA Lav Ms 511 (1772 – 1775/55). – Johann Kaspar Lavater an Gottlob David Hartmann, FA Lav Ms 563 (1773 – 1775/20).

14 Vgl. Anne Sommerlat: *La Courlande et les Lumières*. Paris 2010.

15 Zu dieser Thematik werde ich in den nächsten Jahren weiter arbeiten.

## Johann Georg Sulzer

## Vorbemerkungen

Es schien das Schicksal des 1720 in Winterthur geborenen Johann Georg Sulzer zu sein, sich ein Leben lang mit Pädagogik zu beschäftigen,<sup>16</sup> obschon oder vielleicht gerade weil er während seiner Schul- und Studienzeit die Erfahrung einer schlechten Erziehung gemacht hatte. In seinen 1809 von Johann Bernhard Merian (1723 – 1807) und Friedrich Nicolai (1733 – 1811) herausgegebenen autobiographischen Aufzeichnungen vermerkte Sulzer denn auch, dass er in der Stadtschule von Winterthur, außer Zwang zu ertragen, nichts gelernt habe und es auch nicht besser wurde, als er nach Zürich ans Collegium Carolinum wechselte. Auch hier war der Unterricht schlecht, so dass er nur „mit Ekel“ lernte. Da er jedoch wissbegierig und „die Lust zum Studiren“ bei ihm „einigermaßen rege geworden“, er aber „ohne Führer und ohne Begriffe“ war, las er zur Erholung nach den ermüdenden Schulstunden Christian Wolffs *Metaphysik* und Schriften, die er bei Mitstudenten fand.<sup>17</sup>

Sulzer verfasste neben ästhetischen Schriften<sup>18</sup> naturwissenschaftliche Abhandlungen auf Deutsch und Französisch.<sup>19</sup> Seine pädagogischen Entwürfe<sup>20</sup> beeinflussten zudem die schulische Erziehung von Kindern und Jugendlichen weit über Preußen hinaus. Obwohl Sulzers Konzepte für die ästhetischen, die philosophischen und die pädagogischen Vorstellungen des 18. Jahrhunderts

16 Vgl. Johann Georg Sulzer's ehemals Professors zu Berlin und Mitgliedes der Königl. Akademie der Wissenschaften Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt. Aus der Handschrift abgedruckt, mit Anmerkungen von Johann Bernhard Merian und Friedrich Nicolai. Berlin/Stettin 1809, S. 53: „Es scheint mein Schicksal zu seyn, mich fast allein mit Schularbeiten abzugeben.“

17 Merian, Nicolai: Lebensbeschreibung (Anm. 16), S. 13f. – Hier vermerkt Udo Roth: Kinder (Anm. 4, S. 255 Anm. 64) richtig, dass die Ausnahme sicher Johann Jakob Bodmers und Johann Jakob Breitingers Lektionen am Collegium Carolinum gewesen sein müssen, denn mit diesen beiden Lehrern, besonders mit Bodmer, verband Sulzer eine lebenslange Freundschaft.

18 Johann Georg Sulzer: Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikeln abgehandelt. 2 Teile. Leipzig 1771/1774.

19 Vgl. Grunert, Stiening: Sulzer (Anm. 4), S. 329 – 334 (Bibliographie/Werke).

20 Sulzer: Versuch 1745/1748 (Anm. 1). Ders.: Entwurf (Anm. 2).

zentral sind, sucht man in der Rezeptionsgeschichte fast vergeblich nach einer ausführlichen und im Einzelnen verlässlichen Biographie dieses Autors.<sup>21</sup> Auch

21 Es finden sich verschiedenste Biographien zu Sulzer. Im Folgenden werden in chronologischer Reihenfolge die wichtigsten genannt: Blanckenburg: Einige Gedanken (Anm. 3). – Gedächtnißrede auf weil. Herrn Johann Georg Sulzer auf höchsten Befehl Sr. Hochfürstl. Durchlaucht des Herzogs und in Höchstdero Gegenwart am 5ten Sept. 1779 gehalten von Johann Nikolaus Tiling, Profeßor der Beredsamkeit. Mitau [1779; Exemplar des Historischen Staatsarchivs Lettland, Riga, Signatur: 554. f., 1. apr., 2965. 1.]. – J.[akob] Wegelin: Etwas über Sulzern. In: Das Deutsche Museum. Bd. 2, 1780, Juli, S. 10 – 19. – Jean-Henri Samuel Formey: Éloge de Mr. Sulzer. Lu dans l'assemblée publique de l'Académie Royale des Sciences et Belles-lettres du Jeudi 3. Juin, par le secrétaire perpétuel. Berlin MDCCLXXIX (1779). In deutscher Übersetzung unter dem Titel: Lobrede auf Herrn Sulzer. Abgelesen in der oeffentlichen Versammlung der Koeniglichen Akademie der Wissenschaften Donnerstags, den 3. Junii 1779, von dem beständigen Secretair derselben; Aus dem Französischen. Berlin 1779. – Leonhard Meister: Johann Georg Sulzer. In: ders.: Leonhard Meisters Berühmte Zürcher. Teil 2. Basel 1782, S. 120 – 129. – Karl Heinrich Jördens: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 4. Leipzig 1806, S. 754 – 780 [Nachdruck Hildesheim 1970]. – Merian, Nicolai: Lebensbeschreibung (Anm. 16). – Heinrich Morf: Johann Georg Sulzer: ein Lebensbild. Winterthur 1863. – Otto Liebmann: Johann Georg Sulzer. In: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 37. Leipzig 1894, S. 144 – 147. – Robert Hering: Johann Georg Sulzer. Persönliches und Literarisches zur 150. Wiederkehr seines Todestages (25. Februar 1929). In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1928, S. 265 – 326. – Paul Schaffner: Johann Georg Sulzer: Gedächtnisrede. In: Jahrbuch der Literarischen Vereinigung Winterthur 13, 1931, S. 28 – 49. – Alice Denzler: Die Sulzer von Winterthur. 2 Bde. Winterthur 1933, Bd. I, S. 45 – 59; Bd. II: Stammtafeln, Tafel 8, Linie A, Nr. 585. – Hans Wili: Johann Georg Sulzer. Persönlichkeit und Kunstphilosophie. o. O. [gedruckt St. Gallen] 1945. – Steffen Dietzsch: Johann Georg Sulzer. In: Wolfgang Förster (Hg.): Aufklärung in Berlin. Berlin 1989, S. 265 – 273. – Johan van der Zande: Johann Georg Sulzer. Spaziergänge im Berliner Tuskulum. In: Berliner Aufklärung. Kulturwissenschaftliche Studien. Bd. 1. Hg. von Ursula Goldenbaum und Alexander Kosenina. Hannover 1999, S. 41 – 68. – Annie Lamblin: Johann Georg Sulzer. In: Jean-François Goubet, Gérard Raulet (Hg.): Aux sources de l'esthétique. Les débuts de l'esthétique en Allemagne. Paris 2005, S. 283 – 294. – Guido Naschert: Johann Georg Sulzer (1720 – 1779). In: Aufklärung 19, 2007, S. 379 – 382. – Wolfgang Riedel: Sulzer, Johann Georg(e). In: Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2., vollständig überarbeitete Auflage. Hg. von Wilhelm Kühlmann. Bd. 11. Berlin/Boston 2011, S. 397 – 399. – Grunert, Stiening: Sulzer (Anm. 4), Zeittafel S. 324 – 328; vgl. auch S. 335 – 341. – Hubert Steinke: Historisches Lexikon der Schweiz. Bd. 12. Basel 2012, S. 127f.; online No 16. – Elisabeth Décultot: Von Winterthur nach Berlin. Johann Georg Sulzers europäische

ist der Forschungsstand zu seinen Werken,<sup>22</sup> besonders den pädagogischen, bis heute recht dürftig,<sup>23</sup> da die handschriftlichen Quellen zumeist nur ungenügend berücksichtigt wurden. Erstaunlich ist auch, dass bislang kein bibliographisches Repertorium zu Sulzers weit gestreutem Briefwechsel vorliegt.<sup>24</sup>

Udo Roth geht in seinem Aufsatz im jüngst erschienenen Sammelband zu Sulzers Leben und Werk gezielt auf die Pädagogik des Schweizer Gelehrten ein und versucht zu zeigen, welche Bedeutung und welche Auswirkungen sie auf die Erziehungsinstitute und das Menschenbild im 18. Jahrhundert ausübte.

---

Vermittlungsaktivitäten. In: Europa in der Schweiz. Grenzüberschreitender Kulturaustausch im 18. Jahrhundert. Hg. von Heidi Eisenhut, Anett Lütken und Carsten Zelle. Göttingen 2013, S. 151–168. – Während der Drucklegung dieses Beitrags erschien der erste Band von Johann Georg Sulzers Gesammelten Schriften. Elisabeth Décultot geht in ihrer Einführung auf die einzelnen Darstellungen von Sulzers Lebenslauf ein und verfasst für diese neue Ausgabe auch eine ausführliche Biographie von Sulzers Leben und Werk: Johann Georg Sulzer: Gesammelte Schriften (kommentierte Ausgabe). Bd. I: Kurzer Begriff aller Wissenschaften. Erste (1745) und zweite (1759) Auflage. Hg. von Hans Adler. Mit einem Beitrag zu Leben und Werk J. G. Sulzers von Elisabeth Décultot. Basel 2014, S. XIII–LV.

22 Vgl. Grunert, Stiening: Sulzer (Anm. 4), Forschungsliteratur, S. 335–341, Einleitung, S. 12f., wo moniert wird, dass nur ein „mäßiger Forschungsstand zu Sulzers intellektueller Biographie“ zu verzeichnen sei und es nach wie vor an einem Forschungsüberblick fehle. – Die Intention der eben erschienenen Gesammelten Schriften ist es denn auch, Sulzer „in der gegenwärtigen und zukünftigen Diskussion zum 18. Jahrhundert und zur Aufklärung den ihm angemessenen Platz einzuräumen. Die Herausgeber gehen davon aus, dass die Perspektive, aus der heraus Sulzer bisher mehrheitlich wahrgenommen wurde, es nicht gestattete, seiner symptomatischen Rolle als Aufklärer, der die Grenzen der Aufklärung als Bedingungen der Kultur und der Wissenschaften seiner Zeit reflektierte, gerecht zu werden. [...] In ihrer Gesamtheit sollen die hier vorgelegten Schriften es ermöglichen, die Entwicklung von Sulzers Denken im Spannungsfeld von Wissens- und Wissenschaftsgeschichte, Erkenntnistheorie, Psychologie, Ästhetik, Philosophie und Pädagogik zu rekonstruieren.“ Vgl. Sulzer, Gesammelte Schriften (Anm. 21). Zu dieser Ausgabe, S. XI.

23 Maximilian Dähne: Johann Georg Sulzer als Pädagog und sein Verhältnis zu den pädagogischen Hauptströmungen seiner Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im 18. Jahrhundert. Königsee (Thür.) 1902.

24 Ein solches Briefrepertorium zu erstellen ist nun geplant. Die Erforschung von Sulzers Aktivitäten, insbesondere seines pädagogischen Einflusses auf Bildungsinstitute sowie seiner Beziehung zum Baltikum, setzt den Beizug von Handschriften voraus, über deren Verbleib und Inhalt zum Teil wenig bis gar keine Klarheit besteht.

Wie die meisten Sulzer-Biographien, so ist leider auch die im Anhang der eben erwähnten, im Übrigen äußerst verdienstvollen Publikation platzierte Zeittafel zu Sulzers Leben an einigen Stellen ergänzungs- und korrekturbedürftig.<sup>25</sup> Daher wird hier versucht, unter Beizug verschiedener biographischer Quellen einen insbesondere für unsere Zwecke geeigneten Lebensabriss zu entwerfen.



Abb. 1 Johann Georg Sulzer, 1771. Öl auf Leinwand, 106 x 85 cm. Bezeichnet rechts unten: „Gemalt in Berlin 1771 / von / Anton Graff“. Museum Oskar Reinhart, Winterthur.

<sup>25</sup> Grunert, Stiening: Sulzer (Anm. 4), Zeittafel, S. 325 – 328.



## Biographie

Johann Georg Sulzer wurde als jüngstes von fünfundzwanzig Kindern, in zweiter Ehe, am 16. Oktober 1720, in Winterthur (Kanton Zürich) geboren.<sup>26</sup> Seine Eltern waren Ratsherr und Seckelmeister Heinrich Sulzer (1664–1734) und Elsbetha (Elisabeth) Künzli (1673–1734).<sup>27</sup> Sulzer wuchs in wohlhabenden Verhältnissen auf und wird die für Knaben vorgesehenen Schulen in Winterthur besucht haben.<sup>28</sup> Als seine Eltern am Fleckfieber 1734 starben, war Sulzer vierzehn Jahre alt. Ihm blieb wegen der großen zurückbleibenden Geschwisterschar nur ein bescheidenes Vermögen. Wie noch zu Lebzeiten des Vaters besprochen, wurde Johann Georg aus der Schule genommen, um nun privat unterrichtet zu werden. Mit sechzehn Jahren kam er nach Zürich an die dortige Hohe Schule, das Collegium Carolinum,<sup>29</sup> um sich zum Theologen ausbilden zu lassen. In Pension war er beim Neumünsterpfarrer Christoph Gessner (1674–1742); dessen berühmter Sohn Johannes (1709–1790), Chorherr und Gründer der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, verschaffte ihm erste Einsichten in die Naturwissenschaften. Mit neunzehn Jahren beendete Sulzer die theologische Ausbildung als *verbi divini minister* und gehörte damit zu den zahlreichen Anwärtern auf ein Pfarramt in Zürich.<sup>30</sup> Da die Aussicht auf eine Pfarrstelle jedoch sehr gering war, übernahm Sulzer von 1740 bis 1741 eine Hauslehrerstelle bei Ludwig Lavater (1690–1760) in Zürich und lernte über diesen 1741

26 Merian, Nicolai: Lebensbeschreibung (Anm. 16), S. 8: „Ich bin den 5ten oder den 16ten October im Jahre 1720 geboren. In einem Aufsätze meines seligen Vaters ist der 5te, im Kirchenbuche aber der 16te October angegeben.“

27 Ebd., S. 8–11.

28 In Sulzers ‚Lebensbeschreibung‘ (Merian, Nicolai, Anm. 16) ist nichts zu seinen Kinderjahren vermerkt, außer dass er seinen Vater oft und gerne in die eigenen Gärten, Wiesen und Weinberge begleitete (S. 12).

29 Vgl. dazu: Hanspeter Marti, Karin Marti-Weissenbach (Hg.): Reformierte Orthodoxie und Aufklärung. Die Zürcher Hohe Schule im 17. und 18. Jahrhundert. Wien/ Köln/ Weimar 2012.

30 Ebd., S. 17: „Aber ich hatte keine andere Aussicht, als nach vielen Jahren eine Predigerstelle oder eine Schulstelle zu erhalten.“ – Vgl. Horst Weigelt: Johann Kaspar Lavater. Leben, Werk und Wirkung. Göttingen 1991, S. 11: „Wegen des damaligen Pfarrüberschusses – auf 246 amtierende Pfarrer kamen 1768 in Zürich 147 Expektanten, die oft jahre- oder sogar jahrzehntelang auf eine Pfarrstelle warten mußten – erhielt auch Lavater nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt vorerst keine Anstellung.“



den Landvogt von Knonau, Johann Jakob Scheuchzer (1699 – 1761), kennen. Durch Scheuchzers Vermittlung wurde Sulzer 1741 eine Vikaranstellung in Maschwanden (Kanton Zürich) bei Johann Jakob Ziegler (1673 – 1750) angeboten,<sup>31</sup> die er annahm, da ihm die dortige Landschaft sehr gut gefiel und er sich hier an „eine Art zu leben gewöhnte“, welcher er auch im späteren Leben folgte.<sup>32</sup> Im benachbarten Lunnern unternahm Sulzer erste archäologische Ausgrabungen,<sup>33</sup> publizierte<sup>34</sup> und reiste 1742 – wie es damals Mode war – in die Schweizer Alpen, kehrte von dort jedoch schwer erkrankt zurück. Sulzer

31 Merian, Nicolai: Lebensbeschreibung (Anm. 16), S. 18: „Der Prediger war ein alter unvermögender Mann, der seinem Amte nicht länger vorstehen konnte, und einen Vikarius verlangte.“

32 Ebd., S. 119f.: „Ein Theil meiner Zeit wurde auf das Studiren gewendet, ein anderer, auf den Genuß der schönen Natur durch Spazierengehen und Beobachten der verschiedenen Feldarbeiten, und ein dritter, auf gesellschaftlichen Umgang und Theilnehmung an Geschäften, wozu die landvoigteiliche [!] Regierung, die ich hier in der Nähe sah, mir Gelegenheit gab.“

33 Vgl. dazu: Stefan Martin Kilcher, Heidi Amrein, Beat Horisberger (Hg.): Der römische Goldschmuck aus Lunnern (ZH). Ein Hortfund des 3. Jahrhunderts und seine Geschichte. Zürich 2008.

34 Kurtze Anleitung zu nuzlicher Betrachtung der Schweitzerischen Natur=Geschichten. Caroli Linnaei Anleitung, nach welcher ein Naturforscher die Historie eines jeden natürlichen Dinges genau und mit gutem Fortgang verfertigen kan. In: Neuer Historischer Mercurius, der das Merckwürdigste, theils aus der Politischen, theils aus der Gelehrten Welt, berichtet. Darin: Vermischte Sammlungen auserlesener alter und neuer Merckwürdigkeiten, aus der Philosophie, Gottesgelahrtheit, Sittenlehr, Natur=Wissenschaft, Väterländischen und Kirchen=Geschicht, Mechanic, Critic, Dichtkunst, wie auch übrigen Künsten und Wissenschaften. Das erste Stück. Zürich 1741, S. 51 – 60. – Ausführliche Beschreibung einer merckwürdigen Entdeckung verschiedener Antiquitäten: In dem in der Herrschafft Knonau gelegenen Dorff Nieder=Lunneren, in dem Jahre 1741. In: Zuverlässige Nachricht und Untersuchung von dem Alterthum der Stadt Zürich, und von einer neuen Entdeckung merckwürdiger Antiquitäten einer bisher unbekannten Stadt in der Herrschafft Knonau. Mitgeteilt von Johann Jacob Breitingen, Prof. Zürich 1741 [32 Seiten mit einer Karte]. – VIII. Fortsetzung der Entdeckungen zu Lunnern. In: Neuer Historischer Mercurius. Das Vierte Stück. Zürich 1741, S. 423f. – III. Zwey guter Freunden Gespräch von den Cometen. In: Neuer Historischer Mercurius. Das Siebente Stück. Zürich 1742, S. 653 – 689. – Beschreibung der Merckwürdigkeiten, welche er in einer Ao. 1742 gemachten Reise durch einige Orte des Schweitzerlandes beobachtet hat. Zürich 1743, oder: Joh. Georg Sulzers Beschreibung einiger Merckwürdigkeiten, welche er in einer Ao. 1742 gemachten Berg-Reise durch einige Oerter der Schweiz beobachtet

nahm auf Anraten seines späteren Freundes Johann Georg Schulthess (1724–1804) eine Hauslehrerstelle beim Kaufmann Heinrich Wilhelm Bachmann (1706–1753) für dessen gleichnamigen Sohn (1737–1776) in Magdeburg an, wohin er gegen Ende des Jahres 1743 reiste. Von diesem Zeitpunkt an pflegte Sulzer auch einen regelmäßigen Briefwechsel mit dem Zürcher Aufklärer und Professor für vaterländische Geschichte am Collegium Carolinum, Johann Jakob Bodmer.<sup>35</sup> In Magdeburg machte er verschiedenste Bekanntschaften, u. a. 1744 mit dem in Berlin tätigen Hofprediger August Friedrich Wilhelm Sack (1703–1786),<sup>36</sup> durch dessen Vermittlung er 1747 Professor für Mathematik am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin wurde. Sulzer reiste Anfang 1745 nach Berlin, lernte dort den Mathematiker Leonhard Euler (1707–1783), über diesen auch den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, den Philosophen Pierre-Louis de Maupertuis (1698–1759), kennen und verfasste erste pädagogische Schriften.<sup>37</sup> Zudem übersetzte er Johann Jakob Scheuchzers (1672–1733) *Itinera Alpina*<sup>38</sup> für die Gessnerische Buchhandlung in Zürich ins Deutsche.<sup>39</sup> Eine von Fürst Viktor Friedrich von Anhalt-Bernburg (1700–1765)

---

hat. Zürich 1747. – Versuch einiger moralischer Betrachtungen über die Werke der Natur. Nebst einer Vorrede von A. F. W. Sack. Berlin 1745.

35 Merian, Nicolai: Lebensbeschreibung (Anm. 16), S. 23: „Vor meiner Abreise nahm ich Abrede mit dem berühmten Bodmer, dessen kritische Streitigkeiten mit der Gottschedischen Schule damal [!] mit der größten Lebhaftigkeit geführt wurden, ihm von kritischen Neuigkeiten, die ich in Deutschland erfahren würde, fleißig Nachricht zu geben. Dadurch ist denn zwischen diesem vortrefflichen Mann und mir ein Briefwechsel und aus diesem eine genaue freundschaftliche Verbindung entstanden, die bis jetzt mit herzlich gegenseitiger Zuneigung gedauert hat.“ – Vgl. Ms Bodmer 5a.1–4; 12a und b.

36 Vgl. [Johann Kaspar] Hirzel an Gleim über Sulzer, den Weltweisen. 2 Bde. Zürich/Winterthur 1779. Bd. 1, S. 75: „Magdeburg war der Ort, wo sich Sulzers Charakter entscheiden sollte, indem er da von dem Reiz der schönen Wissenschaften in einen Enthusiasmus hineingerissen wurde, der nicht eher als mit seinem Leben verlöschen sollte, und die Freundschaft war es, die ihm diesen Reiz aufdeckte.“

37 Sulzer: Versuch (Anm. 1).

38 Johann Jakob Scheuchzer: Οὐρησιφοίτης Helveticus, sive itinera Alpina tria. London 1708.

39 Johann Jacob Scheuchzers, weylend Profess. Der Natur=Lehre und Mathematic, Canonici in Zürich, wie auch Mitgliedes der Kayserlichen, Königlich=Englisch= und Preußischen Gesellschaften der Gelehrten etc. Natur=Geschichte des Schweitzerlandes, samt seinen Reisen über die Schweitzerische Gebürge. Aufs neue herausgegeben von Joh. Georg Sulzern. Zwei Teile. Zürich 1746. – Johann Georg Sulzers Untersuchung von dem Ursprung der Berge, und andrer damit verknüpften Dinge. Zürich 1746. – Merian,

angebotene Stelle eines Institutors des Erbprinzen lehnte Sulzer 1746 ab. 1747 ließ er sich in Berlin nieder. Er machte Bekanntschaft mit den Dichtern Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803), Christian Ewald von Kleist (1715–1759) und Karl Wilhelm Ramler (1725–1798). Mit Letzterem gründete er auf Veranlassung von Johann Georg Schulthess 1749 den gelehrt-geselligen „Montagsklub“ der Berliner Aufklärer. Ein Jahr später wurde Sulzer auf Drängen des Geheimrates und Leibarztes von Friedrich Wilhelm I. (1688–1740) sowie von dessen Sohn Friedrich II. (1712–1786), Johann Theodor Eller (1689–1760), ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin.<sup>40</sup> Im gleichen Jahr reiste Sulzer von Berlin nach Magdeburg, wo er sich mit Katharina Wilhelmina Keusenhoff (1732–1760), Tochter des verstorbenen Kaufmanns Adolph Keusenhoff, verlobte, welche unter der Obhut ihres Onkels, des Sulzer bereits durch seinen dortigen Aufenthalt bekannten Heinrich Wilhelm Bachmann, stand. In Magdeburg traf Sulzer Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803). Er reiste mit diesem und Johann Georg Schulthess nach Zürich und in seine Heimatstadt Winterthur. Bei seiner Rückkehr nach Berlin machte er Station in Göttingen, wo er auch Albrecht von Haller (1708–1777) persönlich kennenlernte. Er heiratete noch im gleichen Jahr Katharina Wilhelmina Keusenhoff, mit welcher er bis zu deren frühem Tod fünf Kinder hatte.<sup>41</sup> Zwischen 1750 und 1760 trug sich „keine merkliche Veränderung in“ Sulzer „äußerlichen Umständen“<sup>42</sup> zu. Er machte während dieser Zeit Bekanntschaft mit dem

---

Nicolai: Lebensbeschreibung (Anm. 16), S. 24: „Während meines Aufenthalts in Magdeburg verfertigte ich eine deutsche Uebersetzung von Scheuchzer's Itineribus Alpinis für die Geßnerische Buchhandlung in Zürich, und arbeitete auch ein Werk über die Erziehung und Unterweisung der Kinder aus, wozu ich den Entwurf schon in der Schweiz gemacht hatte.“

40 Merian, Nicolai: Lebensbeschreibung (Anm. 16), S. 30: „Bey meiner Aufnahme in die Akademie, ward ich in die Klasse der spekulativen Philosophen gesetzt, und dadurch ward endlich der Gegenstand meiner Studien, der bisher sehr schwankend gewesen, indem ich mich mit mehrern Wissenschaften wechselweise abgegeben habe, für immer bestimmt, und ich fing an im Ernst darauf zu denken, etwas Neues und Nützliches in diesem Fache zu bearbeiten.“

41 Henrietta Wilhelmina (1752–1754), Elisabetha Sophia Augusta (1753–1812), verheiratet mit Anton Graff (1736–1813), Henrietta Wilhelmina (1755–1793), verheiratet mit dem Maler Jean-Sebastian Violet, genannt Chevalier, Maria Johanna Victoria (1757–1761), Georg Wilhelm (1759–1760).

42 Merian, Nicolai: Lebensbeschreibung (Anm. 16), S. 32.

Preußenkönig Friedrich II., unterrichtete auch die beiden Prinzen Friedrich Wilhelm II. (1744–1797) und Heinrich (1747–1767) und verbrachte manche Stunde am preußischen Hof in der königlichen Familie. Ab 1751 hielt Sulzer regelmäßig Vorträge zu philosophischen Themen in der Akademie der Wissenschaften und publizierte von 1750 bis 1760 neben mehreren philosophischen Schriften pädagogische sowie Übersetzungen.<sup>43</sup> Angeregt durch den 1753 erschienenen *Dictionnaire portatif des beaux-arts* von Jacques La Combe (1724–1811),<sup>44</sup> hatte Sulzer bereits 1756 erste Vorarbeiten zu seinem wohl wichtigsten Werke, der *Allgemeinen Theorie der Schönen Künste*,<sup>45</sup> gemacht, die er in diesen Jahren fortsetzte. Am 16. März 1760 starb Sulzers Frau Katharina Wilhelmina an den Folgen der Geburt ihres jüngsten Sohnes Georg Wilhelm, was Sulzer stark angriff, so dass er sich für einige Zeit von seiner Arbeit zurückzog.<sup>46</sup> Auch die Einstellung der von Bodmer empfohlenen Haushälterin und Erzieherin Auguste Juliane Meister (1737–1797) verbesserte seinen Zustand nicht. So erbat er sich 1762 von König Friedrich II. Urlaub von seinen Ämtern und reiste über Magdeburg, Leipzig, Frankfurt a. M., Basel und Bern zurück in seine Vaterstadt Winterthur, wo er sich bei Schultheiß Johannes Sulzer (1705–1796) zu erholen begann.<sup>47</sup> Bereits im Frühjahr 1763 konnte er seine Arbeit wieder aufnehmen. Sulzer reiste auf Geheiß von König Friedrich II. nach Berlin zurück, begleitet von den jungen Zürcher Rebellen

43 Vgl. Grunert, Stiening: Sulzer (Anm. 4), S. 329–334 (Bibliographie/Werke).

44 [Jacques La Combe:] *Dictionnaire portatif des beaux-arts ou abrégé de ce qui concerne l'Architecture, la Sculpture, la Peinture, la Gravure, la Poésie & la Musique avec la définition de ces Arts, l'explication des Termes & des choses qui leur appartiennent*. Paris 1752.

45 Johann Georg Sulzer: *Allgemeine Theorie der schönen Künste* in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikeln abgehandelt. 1. Theil. Leipzig 1771. 2. Theil. Leipzig 1774. – Vgl. Grunert, Stiening: Sulzer (Anm. 4), S. 333 (Bibliographie/Werke).

46 Merian, Nicolai: *Lebensbeschreibung* (Anm. 16), S. 34: „Im Frühling dieses Jahres starb meine Frau nach einer langwierigen Krankheit, die ihr von ihrer letzten Niederkunft geblieben war. Dieser Verlust hat mich erstaunlich angegriffen, und mich nicht nur eine Zeitlang zu jedem Geschäft untüchtig gemacht, sondern ich fing an zu glauben, daß ich für meine künftige ganze Lebenszeit in dieser Untüchtigkeit bleiben würde.“

47 Hirzel an Gleim (Anm. 36), Bd. 2, S. 55–57 (Sulzer an Bodmer) „Ich lebe goldne Tage hier, und muß mich selbst täglich erinnern [sic], daß ich nicht blos zum Zeitvertrieb und zum Vergnügen hier seye, sonst wurden mir die Tage und Monate unvermerkt unter den Füßen wegglitschen.“ (S. 57).

(Grebelhandel)<sup>48</sup> Johann Kaspar Lavater, Johann Heinrich Füssli (1741 – 1825) und Felix Hess (1742 – 1768).<sup>49</sup> Bei seiner Rückkehr nach Berlin trat Sulzer von seinem Amt als Professor am Joachimsthaler Gymnasium zurück und verbrachte den Sommer in Pommern bei seinem langjährigen Freund Graf Heinrich Adrian von Borke (1715 – 1788). Im darauffolgenden Jahr verkaufte er sein Haus in der preußischen Metropole und plante, mit seinen beiden Töchtern Elisabetha Sophia Augusta und Henrietta Wilhelmina in die Nähe von Zürich zu ziehen. Im Februar 1764 erreichte ihn jedoch ein erstes Schreiben des preußischen Königs mit der Bitte, im Land zu bleiben. Auf dieses folgten weitere Ermunterungen, in denen Sulzer nicht nur angetragen wurde, eine Akademie zur Erziehung der adeligen Jugend zu errichten, sondern ihm auch an der Akademie der Wissenschaften in Berlin ein hohes Salär und eine gute Pension in Aussicht gestellt wurden. Graf Adrian von der Borke meldete Friedrich II. daraufhin mit Sulzers Einverständnis, dass der Schweizer Gelehrte im Land bleiben und die ihm übertragenen Aufgaben übernehmen werde. Sulzer förderte im Weiteren die Aufnahme von Johann Heinrich Lambert (1728 – 1777) in die Akademie der Wissenschaften und befreundete sich mit Henri de Catt (1725 – 1795), Privatsekretär und „Vorleser des Königs“<sup>50</sup>. Noch im gleichen Jahr 1764 reiste Sulzer mit Minister Andrew Mitchell (1708 – 1771) über Kassel, Frankfurt, Köln und Aachen nach Spaa zur Kur und von da weiter nach Lüttich und Brüssel. Vor seiner Überfahrt nach England erreichte ihn ein Schreiben des Königs, das ihn bewog, wieder nach Berlin zurückzukehren. Ab 1765 errichtete er dort die Königliche Ritterakademie und übernahm selbst den Lehrstuhl für Philosophie. Auf Vorschlag von August Friedrich Wilhelm Sack wurde Sulzer zusätzlich

48 Vgl. Johann Caspar Lavater. Ausgewählte Werke in historisch-kritischer Ausgabe (JCLW). Bd. 1/1. Jugendschriften 1762 – 1769. Hg. von Bettina Volz-Tobler. Zürich 2008, S. 39 – 187.

49 Merian, Nicolai: Lebensbeschreibung (Anm. 16), S. 35: „Ich reiste also im März 1763 wieder aus meinem Vaterlande ab, und hatte zu meiner Gesellschaft einige brave junge Züricher, die kurz vorher den außerordentlichen Handel wegen des berufenen Landvoigts Grebel angefangen und ziemlich glücklich zu Ende gebracht hatten; jetzt aber, da doch noch eine starke und zweideutige Gährung dieser Sache halber übrig war, für gut befanden, sich eine Zeitlang von Hause zu entfernen. Die Hauptperson davon war, der nachher sehr berühmt gewordene *Lavater*; mit ihm waren seine beyden Freunde *Heß*, und *Füßli*, welcher letztere bald darauf sich seinem angeborenen Hang zur Zeichnung und Malerey überließ und nun in England sich aufhält.“

50 Merian, Nicolai: Lebensbeschreibung (Anm. 16), S. 38.

noch der Vorsitz der Kommission zur Reform des Joachimsthaler Gymnasiums anvertraut.<sup>51</sup> In den Jahren 1769 und 1770 wurde der Schweizer mit der Reform weiterer preußischer Lehranstalten beauftragt, so der Schule Kloster Berge bei Magdeburg und des akademischen Gymnasiums in Stettin sowie der Stadt- und Realschule in Stargard. Während dieser Zeit lernte Sulzer in Berlin den Reformtheologen Johann Joachim Spalding (1714 – 1804) kennen. 1771 erschien der erste Teil seiner *Allgemeinen Theorie der schönen Künste* in Leipzig. Im gleichen Jahr vermählte sich Sulzers ältere Tochter mit dem aus Winterthur stammenden, am Dresdner Hof wirkenden Maler Anton Graff. Im Frühjahr 1772 besuchte Sulzer das junge Paar in Dresden, erkältete sich jedoch auf der Rückreise sehr schwer. Er konnte sich auch in Berlin nicht erholen, da er an den Festlichkeiten des Hofes teilnehmen musste, und behielt von dieser Erkrankung ein bleibendes Lungenleiden. 1772 beauftragte ihn Herzog Peter von Biron von Kurland, den erwähnten *Entwurf*<sup>52</sup> für das geplante neu zu errichtende Gymnasium in Mitau zu verfassen und auch die möglichen Professoren zu rekrutieren.<sup>53</sup> Sulzer wollte in der Folge von seinem Amt als Professor an der

51 Vgl. dazu: Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Potsdam, Rep. 32, Nr. 340: Acta der königl. Joachimsthalschen Schul-Directorii betreffend die von dem *Visitatore Gymnasii* alljährlich nach dem Oster-Examen erstatteten Berichte, über den *Zustand des Gymnasii*.

52 Sulzer: Entwurf (Anm. 2).

53 Merian, Nicolai: Lebensbeschreibung (Anm. 16), S. 57f.: „Hiezu kommt noch eine außerordentliche Arbeit. Kaum hatte ich mich etwas erholt, als ich von dem Herzoge von Curland ein Schreiben erhielt, darin er mir eröffnete: er sey Vorhabens, ein akademisches Gymnasium in Mietau zu stiften, und daß er wünschte einen Plan von mir zu dessen Einrichtung zu bekommen. Nach einigen nähern Erläuterungen, welche die Absicht dieser Stiftung näher bestimmen sollten, entwarf ich einen solchen Plan, und schickte ihn, doch nur als einen Entwurf, den ich, nach darüber eingegangenen Anmerkungen genauer auszuarbeiten vorhatte, an den Herzog. Zu meiner Verwunderung und Bestürzung aber, erhielt ich, einige Zeit hernach, anstatt der erwarteten Erinnerungen, meinen Plan gedruckt und schon in der völligen Formalität eines Gesetzes für diese Stiftung. Nun mußte ich auch die Lehrer dieses Gymnasiums zusammen suchen, und dahin schicken u. s. f. Dieses verursachte mir viel Arbeit, und nachher auch nicht wenig Verdruß; indem kaum einer nachdem er da angekommen, mit seiner Lage zufrieden war, so, daß mir zuletzt die ganze Sache zur Last wurde. Nachdem die Professoren alle da angekommen waren, bekam ich selbst eine Einladung vom Herzoge dahin zu kommen und die Direktion der Sache über mich zu nehmen. Es wurde mir dabey ein Gehalt von 900 Dukaten, ein eignes Haus und so oft ich wollte freye Tafel am Hofe angetragen. Ich lehnte die Sache so gut ich konnte ab. Wäre ich auch völlig gesund gewesen, so

Ritterakademie in Berlin zurücktreten, was jedoch aus administrativen Gründen nicht gelang. Da sein Lungenleiden weiter anhielt, reiste er 1775 für ein knappes Jahr zur Kur nach Nizza.<sup>54</sup> Auf der Reise dorthin erfuhr er aus der Zeitung, dass ihn Friedrich II. zum Direktor der philosophischen Klasse der Akademie der Wissenschaften ernannt hatte.<sup>55</sup> Er lernte während seiner Reisezeit den bekannten Genfer Philosophen Charles Bonnet (1720 – 1793) kennen.<sup>56</sup> In den Jahren 1777 und 1778 verschlechterte sich Sulzers Gesundheitszustand zusehends. Dennoch wurde er von Friedrich II. beauftragt, einen Erzieher für Prinz Friedrich Ludwig Karl (1773 – 1796) zu suchen. Am 27. Februar 1779 starb Johann Georg Sulzer an den Folgen seines Lungenleidens.<sup>57</sup>

---

würde ich dennoch die Stelle nicht angenommen haben, weil ich mit meiner jetzigen Lage völlig zufrieden bin und dafür halte, daß man einen Stand, darin man zufrieden ist, nie gegen einen obgleich vortheilhafter scheinenden, den man nicht genau kennt, vertauschen sollte. Da mich ohnehin diese Stelle in Verbindung mit dem Hofe würde gebracht haben, und ich vor allem Hofleben, an großen oder kleinen Höfen, einen Abscheu habe, so war die Versuchung sie anzunehmen desto geringer.“

54 Vgl. Johann Georg Sulzer: Tagebuch einer von Berlin nach den mittäglichen Ländern in Europa in den Jahren 1775 und 1776 gethanen Reise und Rückreise. Leipzig 1780.

55 Merian, Nicolai: Lebensbeschreibung (Anm. 16), S. 59: „Auf meiner Reise, nach Nizza erfuhr ich in Lausanne durch die Zeitung, daß der König mich zum Direktor der philosophischen Klasse bey der Akademie ernannt habe, und bald darauf wurde mir dieses durch Briefe eines berlinischen Freundes [Friedrich Nicolai] bestätigt.“

56 Merian, Nicolai: Lebensbeschreibung (Anm. 16), S. 59f.: „Dieses Reise verschaffte mir auch den Vortheil, in Bekanntschaft mit dem berühmten und rechtschaffenen Herrn Bonnet zu kommen, die sich bald von beiden Seiten zu einer warmen Freundschaft erhöhte, welche seit dem durch einen anhaltenden Briefwechsel genährt wird.“

57 Denzler: Sulzer (Anm. 21), Bd. I, S. 58: „Seine Freunde nannten ihn den ‚Weltweisen‘. Diese Benennung verdankte er wohl nicht nur seiner bewundernswerten Gelassenheit und Ruhe angesichts des Todes, die ihn dankbar noch alle kleinen Freuden des Daseins auskosten ließen, sondern sie entsprach seinem harmonischen Wesen und seiner ganzen Lebensführung. Er selbst sagte von sich: „Ich geniesse der Gemüthsruhe in einem Grade, deren sich vielleicht wenig Menschen rühmen können.“

## Sulzers Einfluss auf pädagogische Erziehungskonzepte im 18. Jahrhundert

„Die Natur hat uns nicht so gemacht, wie wir seyn müssen; sonder [sic] wir haben Unterweisung, und Uebung vonnöthen, die Fehler zu verbessern, und die guten Eigenschaften zu vermehren.“<sup>58</sup>

Die Epoche der Aufklärung hat sich konsequent und intensiv mit der geistigen Gesamtentwicklung des Menschen befasst, insbesondere mit Fragen der Erziehung. Ziel der neu entdeckten Pädagogik war die menschliche Vervollkommnung zum Zwecke der irdischen Glückseligkeit. Die Erziehung sollte die Vernunft des Kindes ausbilden und dieses zu tugendhaftem Handeln anleiten. Pädagogen wie Johann Georg Sulzer hatten selber stark unter schlechten schulischen Erfahrungen gelitten<sup>59</sup> und fanden es deshalb umso wichtiger, sich für die skizzierten pädagogischen Verbesserungen einzusetzen. Ihnen war bewusst, dass bei schlechter, repetitiver und unsorgfältiger Erziehung undeutliche Begriffe generiert werden und die Möglichkeit ungenutzt bleibt, den Verstand und die Sprache der Kinder zum richtigen Urteilen geschickt zu machen. Mit ihrer Theorie standen die Pädagogen vorerst noch im Widerspruch zu den in Deutschland und in der Schweiz damals gängigen Unterrichtsmethoden. An den dortigen Schulen wurde zumeist in großen Mengen Stoff auswendig gelernt, Zwang in jeder Form auf die Schüler ausgeübt und die geistige Entwicklung der Zöglinge nur bedingt gefördert.

In der auf den 24. Dezember 1746 datierten Vorrede zur zweiten Auflage des *Versuchs einiger vernünftiger Gedancken* (1748) ging Sulzer auf die Kritik an seiner 1745 erstmals erschienenen Schrift ein. Diese bestand vor allem darin,

<sup>58</sup> Sulzer: Versuch 1748 (Anm. 1).

<sup>59</sup> Merian, Nicolai: Lebensbeschreibung (Anm. 16), S. 11: „Dabey empfand ich nur sehr schwachen Trieb zu den Schulstudien die ich treiben mußte und die mit mir auf eine Art getrieben wurden, die mir alles widrig und abgeschmackt machte, so, daß ich nicht anders als aus Zwange lernte. Allein dies war die Schuld der damaligen schlechten Lehrart unsrer Schulen, nach der man nichts als unverständliche Wörter ohne Begriffe in den Kopf bekam. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß ich in keiner einzigen Schulstunde die geringste Aufmerksamkeit hatte, außer denen, in welchen unser Rektor uns die ersten Begriffe von der allgemeinen Erdbeschreibung, von der Figur und Größe der Erde und was dahin einschlägt, gab; alle andre Stunden, ohne Ausnahme, waren mir zum Ekel.“



dass Sulzer als Autor keine genaue Anleitung zur Erziehung vermittele, sondern nur Vorgaben. Sulzer reagierte auf diese Vorwürfe und gab zu bedenken, dass Erzieher nicht einfach Regeln anwenden dürfen, wie man dies bei der Lösung einer mathematischen Aufgabe erwarte. Die Lehrer sollten sich vielmehr selbst „Kraft und Geschicklichkeit“ aneignen, um „durch Nachdenken und durch fleissige Uebung“<sup>60</sup> ihr pädagogisches Können zu verbessern. Der Pädagoge Sulzer wollte das „Werk der Erziehung“ zwar nicht erschweren, doch plädierte er dafür, dass „Kinder zu ziehen ein Werk eines Philosophen ist, und keines gemeinen Schulmeisters“.<sup>61</sup> In der Erziehung von Kindern sollte man zudem bis zu deren zehntem Lebensjahr keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern machen und auch keinen zwischen den Ständen, denn „die Verschiedenheit der Stände ist eine menschliche Erfindung, welche die Natur nicht kennt“.<sup>62</sup>

Das wichtigste Mittel, um den Verstand zu bilden, sah Sulzer in der Pflege der Sprache, aus der alles „Elende und Gemeine“ von Anfang an entfernt werden müsse. Zudem sollten ungenaue und schlechte Redensarten sofort verbessert, die Kinder jedoch auf „kräftige“ und „schöne Wörter“ aufmerksam gemacht werden.<sup>63</sup> Um „die Bildung des Kindes zu einem vernünftigen, tugendhaften, gesitteten Menschen“<sup>64</sup> zu erreichen, ist darauf zu achten, dass die Kinder geordnet denken. Zudem soll man dem „Vielerleilernen in den Schulen“ Einhalt gebieten und „auf das Gründlichlernen des Wenigen“ achten,<sup>65</sup> denn es sei entscheidend, „wie die Kinder lernen“ und nicht darauf, „wieviel sie lernen“.<sup>66</sup> Auch sind die gegenseitige Achtung von Schülern und Lehrern von Bedeutung und das vorbildliche Verhalten des Erziehers in allen Bereichen.<sup>67</sup> Auch sei genau darauf zu achten, was die Kinder lesen und dass sie das Gelesene verstehen und darüber nachdenken. In der Schule sollte weder Zwang ausgeübt noch eine gute Leistung belohnt, sondern das Kind seiner Natur gemäß erzogen werden. Um all dies zu erreichen, darf die Unterrichtsmethode nicht bloß auf die Aneignung von Wissensstoff ausgerichtet sein, sondern muss die

60 Sulzer: Versuch 1748 (Anm. 1), S. V.

61 Ebd., S. VIII.

62 Ebd., S. X.

63 Vgl. Dähne: Sulzer (Anm. 23), S. 60.

64 Blanckenburg: Einige Gedanken (Anm. 3), S. 35.

65 Roth: Kinder (Anm. 4), S. 278 Anm. 248.

66 Sulzer: Versuch 1748 (Anm. 1), S. 80.

67 Ebd., S. 252.

allseitige intellektuelle und moralische Ausbildung der kindlichen Seele im Auge behalten und damit naturgemäß sein, d. h. der kindlichen Natur entsprechen.<sup>68</sup>

Steht in Sulzers *Versuch* die Erziehung und Unterweisung bereits seit frühester Kindheit im Vordergrund, so beziehen sich seine Überlegungen im 1772 für die Academia Petrina verfassten und 1773 gedruckten *Entwurf* auf die Ausbildung von Jünglingen ab dem 14. Lebensjahr.<sup>69</sup>

### Sulzers Entwurf für die Academia Petrina in Mitau

„[...] daß ihr Verstand das Wesentliche und das Wunderbare begreife, und nicht, daß sie als Papagoyen aus dem Gedächtniß schwatzen können“<sup>70</sup>

Um den Besitz des Herzogtums von Kurland tobten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schwere Kämpfe. Nachdem Reichsgraf Ernst Johann von Biron (1690 – 1772) 1740 hatte abdanken müssen und mit seiner Familie in den Osten Russlands verbannt worden war, blieb das Herzogtum bis zur Übernahme durch Karl von Sachsen (1733 – 1796) ohne Herzog. Die neue Regentschaft geschah auf Betreiben von Karls Vater, August III. (1696 – 1763), sowie der russischen Zarin Elisabeth (1709 – 1762). Karl hielt am 29. März 1759 seinen feierlichen Einzug in der Hauptstadt Mitau, führte ein luxuriöses Leben und geriet bald mit dem kurländischen Landtag in Streit. Dieser akzeptierte je länger je weniger den aufgezwungenen Herzog. Daher konnte Reichsgraf Ernst Johann von Biron nach Zarin Elisabeths Tod auf Veranlassung von Zar Peter III. (1728 – 1762) 1762 aus der Verbannung zurückkehren und wurde 1763 von Zarin Katharina II. (1729 – 1796) als Herzog von Kurland eingesetzt. 1769 dankte Ernst Johann von Biron zugunsten seines ältesten Sohnes Peter als Herzog ab. Dieser setzte in seinem Herzogtum die Gedanken der Aufklärung um und beauftragte den Pädagogen Sulzer, einen Unterrichtsplan für die Academia Petrina auszuarbeiten. Obwohl nur als *Entwurf* gedacht, lag derselbe zu Sulzers Erstaunen bereits 1773 ohne Nennung des Verfassers gedruckt vor,<sup>71</sup> gefolgt von einer zweiten,

<sup>68</sup> Dähne: Sulzer (Anm. 23), S. 169 und 171.

<sup>69</sup> Roth: Kinder (Anm. 4), S. 271.

<sup>70</sup> Sulzer: Entwurf (Anm. 2), S. 48.

<sup>71</sup> Vgl. dazu das Zitat in Anm. 54 aus Merian, Nicolai: Lebensbeschreibung (Anm. 16), S. 57f. Die Drucklegung erfolgte vor dem 6. Oktober 1773, da sich der Landtag an diesem Tag

unveränderten Auflage, die ein Jahr später erschien. 1775 wurde in Mitau das dem wissenschaftlichen und pädagogischen Fortschritt verpflichtete akademische Gymnasium eröffnet, das die bis anhin ins Ausland, vor allem nach Deutschland oder nach Skandinavien abgewanderten Kurländer Studenten aufnahm.<sup>72</sup> Dank dieser Schulgründung konnte die staatstragende Elite nun im eigenen Land ausgebildet werden.<sup>73</sup>

Sulzer unterteilte seinen rund 72-seitigen *Entwurf der Einrichtung* des „in Mitau neugestifteten Gymnasii Academici“ in sechs Themenbereiche und dieselben weiter in mehrere Paragraphen. Der Druck der zweiten Auflage zeigt auf der linken Titelseite den Aufriss von Severin Jensens (1723 – 1809?)<sup>74</sup> drittem Planentwurf des Akademischen Gymnasiums als einen symmetrisch gestalteten klassizistischen Bau mit einem Mittelturm über dem mit je zwei Doppel- und zwei Einzelsäulen im korinthischen Stil versehenen Eingangsbereich. Rechts und links davon befinden sich je fünf doppelstöckige Fensterreihen, darüber auf beiden Seiten je drei Lukarnen. Über jeder Ecke des Gebäudes steht eine wahrscheinlich allegorische Figur (auf dem Plan nicht gut ersichtlich); am späteren Bau fehlen diese Figuren. Der Turm über dem Eingangsbereich ist

---

mit allen Deputierten versammelte, die jeder ein Exemplar des gedruckten ‚Entwurfs‘ von Herzog Biron zugestellt bekamen. Dazu William Meyer: Die Gründungsgeschichte der Academia Petrina in Mitau. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärungszeit in Kurland. In: Sitzungsberichte der Kurzemer (Kurländischen) Gesellschaft für Literatur und Kunst und Jahresberichte des Kurzemer (Kurländischen) Provinzialmuseums in Jelgava (Mitau) aus den Jahren 1935/1936. Riga 1937, S. 35 – 168, hier S. 74.

72 Arvo Tering: Est-, Liv- und Kurländer an auswärtigen Gymnasien und Pädagogien im 17. und 18. Jahrhundert. In: Erich Donnert (Hg.): Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlhölft. Bd. 5: Aufklärung in Europa. Köln/Weimar/Wien 1999, S. 473 – 494.

73 Marti: Aufklärung (Anm. 9), S. 491.

74 Es fehlen leider genauere Angaben zur Biographie von Severin Jensen (Gensen, Gens) und zu dessen künstlerischem Wirken. Man weiß, dass Jensen 1723 in Dänemark geboren wurde und sich, bis er 1766 nach Mitau kam, längere Zeit in Italien (Caserta) aufhielt. 1772 wurde er herzoglich kurländischer Hofarchitekt, und ab 1796 amtierte er als kurländischer Gouverneur-Architekt. – Vgl. Meyer: Gründungsgeschichte (Anm. 71), S. 104f.; ferner: Baltisches Biographisches Lexikon digital; Deutschbaltisches Biographisches Lexikon 1710 – 1960. Im Auftrage der Baltischen Historischen Kommission begonnen von Olaf Welding; und unter Mitarbeit von Erik Amburger und Georg von Krusenstjern hg. von Wilhelm Lenz. Köln/Wien 1970, S. 356.

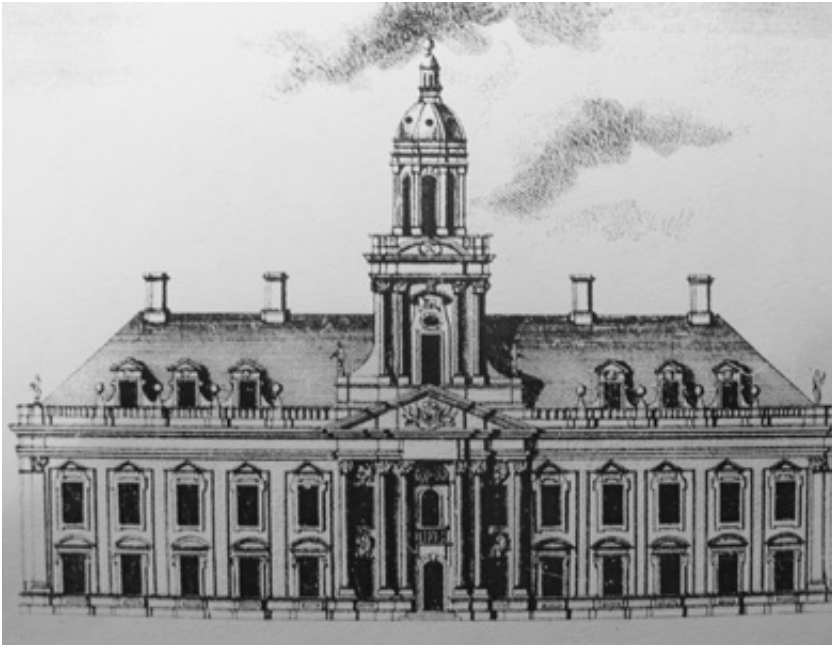


Abb. 2 Aufriß des Academischen Gimnasium = Gebäudes in Mitau. Stich nach dem dritten Planentwurf von Severin Jensen, Mitau 1774.

in der unteren Etage vier- in der oberen Etage achteckig,<sup>75</sup> von einer Kuppel überwölbt und mit einer Laterne bekrönt. Unter der Kuppel befindet sich die Sternwarte der Akademie. Über dem als Zeichnung dargestellten Akademiegebäude hängen tiefe, dunkle Wolken, die sich aber zu verziehen scheinen, um dem Sonnenlicht und in symbolischer Weise dem Zeitalter der Aufklärung Platz zu machen. Das herzogliche Wappen fehlt auf den Titelblättern beider

<sup>75</sup> Auf der Zeichnung ist nicht erkennbar, ob der Grundriss des oberen Turmteils sechs- oder achteckig ist. Vgl. aber die Beschreibung von Johann III Bernoulli: Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Curland, Rußland und Pohlen, in den Jahren 1777 und 1778. Bd. 3. Leipzig 1779, S. 240: „Es ist ein langes Viereck, das an den beyden längern Seiten einen mit sechs korinthischen Säulen verzierten Vorsprung hat. Ueber demselben erhebt sich ein zuerst viereckiger, hernach achteckiger Thurm, der zu einer Sternwarte bestimmt ist, und wo ich mich an der angenehmsten Aussicht über die Stadt und die schöne umliegende Gegend vergnügte.“

Auflagen; sie weisen aber als Schmuckelement einen auf einem Hügel sich aufbäumenden Pegasus mit Randverzierungen als Vignetten auf.

Der erste Hauptabschnitt des *Entwurfs*, der sieben Paragraphen umfasst, trägt den Titel „Von dem Zweck und der allgemeinen Beschaffenheit dieses Gymnasii“. Als Schüler dieser Akademie sieht Sulzer Kurländer bürgerlicher und adeliger Herkunft, die nicht nur in den Wissenschaften unterrichtet, mit Sachwissen versorgt werden, sondern darüber hinaus eine „Ausbildung des Geistes und des Herzens“ (5) erhalten sollen.<sup>76</sup> Ganz im Sinn der Aufklärung müssen die Absolventen des Gymnasiums nützliche allgemeine „Kenntnisse und gute Grundsätze des sittlichen Lebens“ (6) erwerben. Es werde „auf die wahre Cultur des Verstandes und des Geschmacks“ (5) geachtet und auf alles, „was zur sittlichen Rechtschaffenheit“ (5) gehöre, damit die Zöglinge nach ihrer Ausbildung als „verständige und rechtschaffene“ und „redliche“ (6) Männer die öffentlichen und privaten Geschäfte des Landes übernehmen können. Angehende Ärzte, Juristen und jene, die „die höhere critische Litteratur, aus dem Grunde zu studieren, zu ihrem Hauptzweck gemacht haben“ (6–7), werden auf diesem Gymnasium aufs Beste vorbereitet, müssen danach aber noch eine Universität besuchen. Allen anderen, besonders jenen, die sich auf ein Predigtamt vorbereiten oder die sich „Kriegsdiensten widmen“ (6), wird der angebotene Unterricht genügen. Dieser soll nicht mehr nach den zumeist noch in Deutschland angewandten Methoden „aus den dunklen Zeiten, da alle Schulen noch in den Händen der Mönche waren“ (7), vermittelt werden, sondern auf eine der „Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten“ angemessene Weise, die man „im eigentlichen Verstand practisch nennen“ (7) kann. Auch adelige und andere Jugendliche, die nicht in den „sogenannten gelehrten Sprachen“ (7) und bis anhin ohne Latein erzogen wurden, jedoch Interesse für Literatur und Wissenschaften bekunden, dürfen am Unterricht teilnehmen. Dieser berücksichtigt denn auch nicht nur die alten, sondern auch die „neuen europäischen gelehrten Sprachen, das Französische, Italienische und Englische“ (7) sowie Tanzen, Fechten und Reiten. Das wichtigste an seinem neuen Schulsystem sind für Sulzer aber die Vorbildfunktion der Lehrer und die Entlastung des Gedächtnisses der Schüler zugunsten von deren Urteilskompetenz.

<sup>76</sup> Der Einfachheit halber werden die Seitenzahlen des ‚Entwurfs‘ in runden Klammern im Haupttext und nicht in den Anmerkungen angegeben.

Der zweite Abschnitt der Schulordnung enthält eine „Allgemeine Anzeige dessen, was auf diesem Academischen Gymnasio soll gelehret werden, und der verschiedenen Lehr=Aemter“. Auf neun Paragraphen verteilt, stellt Sulzer darin den organisatorischen Aufbau des Unterrichts an der Academia Petrina vor. Diese Struktur besteht in der Hauptsache aus den beiden aufeinanderfolgenden, in der Regel je zwei Jahre dauernden Klassenzügen ‚Literatur‘ und ‚Wissenschaft‘. Voraussetzung, um überhaupt ins Gymnasium aufgenommen zu werden, ist eine gute Grundausbildung auf einer anderen Schule oder im Privatunterricht. In der „Classe der Litteratur“ werden Deutsch, Latein und Griechisch gelehrt sowie ein Verständnis für Mythologie, Geographie, „Historie und Alterthümer“ (10) vermittelt.<sup>77</sup> Zudem erhalten die Zöglinge Unterricht im schriftlichen Ausdruck ihrer Gedanken und eine Anleitung in Exegetik. Es wird besonders darauf geachtet, dass sie das, was sie lesen, verstehen und beurteilen lernen. Die auf den Literaturkurs aufbauende „Classe der Wissenschaften“ (11) macht die Schüler mit Mathematik, Physik, „Naturgeschichte“ (11), Völkerkunde, Philosophie, dem Naturrecht (11) und mit der Rhetorik vertraut. Den Theologiestudenten werden zusätzlich die Fächer „Critica sacra“ sowie orientalische Sprachen angeboten, künftigen Juristen „die römischen Antiquitäten, so weit sie die öffentlichen Verfassungen dieser Republick betreffen, weil es nicht wohl möglich ist, das römische Recht, ohne diesen vorläufigen Unterricht aus dem Grunde zu verstehen“, und angehenden Ärzten die Fächer Biologie und Chemie. Allgemein wird darauf geachtet, dass die Studierenden genau arbeiten und den Verstand einsetzen. Neun Professoren unterrichten auf dieser höheren Stufe in den Fächern Theologie, Rechtsgelehrsamkeit, Philosophie, Physik, Mathematik, Geschichte, Rhetorik („Beredsamkeit“), lateinische und griechische Sprache;

<sup>77</sup> Am 8. Januar 1768 forderte Sulzer für das Joachimsthaler Gymnasium in einer ‚Erinnerung‘: „Man muß hier die sogenannten Studia humaniora zum Hauptaugenmerk haben. Erstlich, weil dieselben auf den Universitäten gar zu oft versäumt werden. Zweytens weil der gute Geschmack im Denken und die Geschicklichkeit im Reden und Schreiben hauptsächlich durch diese Studia erlangt werden, beyde aber der Grund alles Studierens sind. Man muß demnach dasjenige, was von höhern Studiis getrieben wird bloß als Vorübungen zur Universität ansehen. Es ist also hinlänglich, daß die Jugend auf einem Gymnasio bloß die rationes generaliores der Wissenschaften bekommen. Alle Lectionen über höhere Wißenschaften müssen demnach sehr ins Kurze gefaßt werden, und so weit es möglich mehr discursivé als genau methodisch traktiert werden.“ Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Potsdam, Rep. 32, Nr. 5347, S. 36.

ihnen beigestellt sind Lehrer für die neueren Sprachen, ein „Schreibmeister“ und „verschiedene Exerctienmeister“ (12).

Der dritte Abschnitt mit dem Titel „Allgemeine Anweisung für sämtliche Lehrer überhaupt, wie dieselben ihr Lehramt verwalten sollen“ konkretisiert in siebzehn Paragraphen Sulzers Vorstellungen eines zeitgemässen, der Aufklärung verpflichteten Unterrichts. So steht an erster Stelle die „allgemeine Entwicklung des Verstandes und aller ihm untergeordneten Vermögen des Geistes“ (12). Weiter sollen „practische Grundsätze der Sittlichkeit“ (12) und als drittes die „Fundamentalbegriffe und Beobachtungen“ (12) in Literatur und Wissenschaft vermittelt werden, um die Studenten nicht nur zu gelehrten, sondern zu verständigen und moralisch integren Bürgern auszubilden. Um den Verstand zu entwickeln, darf der Lehrer nur so lange reden, bis er die Wissbegierde der Schüler geweckt hat. Danach ist es seine Aufgabe, nach sokratischer Art durch kluge Fragen die Gedanken den Schülern in einer vertraulichen Unterredung zu entlocken und zu sehen, wie eloquent und verständig sie mit der vorgelegten Aufgabe umgehen. Um dies zu erreichen, muss sich der Lehrer auf die Stunden gründlich vorbereiten, einfachere Aufgaben zu Hause vorbereiten lassen, den Unterrichtsstoff möglichst einschränken, ihn aber so lange behandeln, bis ihn alle verstanden haben. Zu Beginn jeder Lektion wird das Thema vorgestellt, und dem Lehrer wird auferlegt, „die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu reitzen“ (14), denn es ist „alles verlohren, wenn der Unterricht ins Matte und Schläfrige fällt“ (15). Am Ende der Stunde erhalten die Schüler Anweisung, wie sie sich zu Hause auf die nächste Lektion vorbereiten können. Dazu brauchen sie das nötige Schreibzeug, das sie auch für ihre eigenen Notizen während der Stunden verwenden sollten.

Nicht nur der Verstand der jungen Menschen, sondern, wie erwähnt, auch ihr Gemüt sollte zur Fähigkeit ausgebildet werden, tugendhaft zu handeln. Dies geschieht innerhalb der Akademie durch die Lehrer, die angehalten werden, die „Gemüther“ (17) ihrer Zuhörer nicht über ein „kahles moralisches Geschwätz“, sondern mit ausgewählten Beispielen, die in den Unterricht eingebaut werden, „für das Gute zu erwärmen“ (17).

Was die Forderung nach der Aneignung von Fundamentalbegriffen und Beobachtungen anbelangt, so steht im Zentrum die Aufmunterung und Anleitung der Lehrer zur „Selbstarbeit“ (18), der Appell an den Fleiß der Schüler, das Nachdenken und das eigene Nachforschen. Nur wenn gewährleistet ist, dass die Schüler sich das vom Professor Vorgetragene als verstandene Sachkenntnis aneignen, hat der Unterricht seinen Zweck erfüllt. Denn wenn der Dozent

„auch noch so gut und so gründlich gelehret hat, so hat er doch gar nichts unterrichtet, wenn seine Zuhörer am Ende nicht wirklich unterrichtet sind“ (21). Daher muss der Lehrer alle, auch die Langsamen und Trägen, ermuntern und ihnen helfen, damit sich der gewünschte pädagogische Erfolg einstellt.

Der weitaus umfangreichste Abschnitt ist der vierte, der eine „Nähere Anweisung für jeden Lehrer insbesondere, in Absicht auf die Lehrart“ gibt. In den Unterkapiteln A. bis I. werden die einzelnen Unterrichtsfächer vorgestellt, und in einzelnen Paragraphen wird die spezifische Lehrmethode behandelt. Sulzer beginnt mit „dem Unterricht in der Lateinischen, in der Griechischen, und in andern todten Sprachen“. Wie erwähnt, bereiten diese Disziplinen künftige Rechts- und Medizinstudenten bloß auf das anschließende Universitätsstudium vor, da die Academia Petrina kein Promotionsprivileg besitzt. Damit die Vorbereitung auf einen universitären Abschluss gelingt, wird vorausgesetzt, dass die am Gymnasium Studierenden bereits Vorkenntnisse in den alten Sprachen mitbringen. In den Lektionen werden ihnen durch „vernünftige Erklärung“ (23) sowohl der Geist der antiken Schriftsteller nähergebracht als auch die zentralen Merkmale der griechischen und römischen Gesetze sowie Kenntnisse der Sitten und Künste vermittelt. Indem ihnen der Bildungswert der antiken Musterautoren gezeigt wird, sollen sie „Lust bekommen, den Schriftsteller und seine Materie näher kennen zu lernen“ (24). Dies wiederum setzt das auf wichtige Stellen und auf Ausdrucksformen gerichtete Verständnis der Texte voraus. Sobald Grammatik und Syntax geklärt sind, ist auf den Inhalt einzugehen und Realwissen über Altertümer, zur Geographie und zur Geschichte der Römer und Griechen zu vermitteln. Außer wenn ins Deutsche übersetzt wird, soll man im Unterricht, um sich zu üben, die lateinische Sprache verwenden.<sup>78</sup>

Einer der wichtigsten und auch nützlichsten Punkte einer guten Erziehung ist für Sulzer die Übung des guten und genauen Sprechens, da mit rhetorischer

---

<sup>78</sup> Vgl. dazu: [Johann Georg Sulzer:] Gedanken über die beste Art die claßische Schriften der Alten mit der Jugend zu lesen. Berlin 1765, S. 5f.: „Ehe ich aber zu der Sache selbst komme, muß ich erst überhaupt anmerken, was für Nuzzen man aus dem Lesen der alten claßischen Schriften ziehen könne. Dieser läst sich meines Erachtens auf folgende vier Punkte bringen. Erstlich dienen sie zur gründlichen Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache, und eben dadurch zur Erlangung sehr vieler Begriffe, die man sonst nicht bekommen würde. Zweitens zur Bildung des Geschmacks oder des Gefühls für das Schöne sowohl in den Sitten als in den Künsten; drittens zur Erlangung einer gründlichen Kentniß der alten Geschichte und viertens zur Erlernung der Philosophie.“



Kompetenz die Gedanken verständlich, deutlich und ohne Umschweif ausgedrückt werden können. In der „Anweisung für den Professor der Beredsamkeit“ wird dieser angehalten, seine Zöglinge in deutscher Sprache mit den nötigen Regeln bekannt zu machen, ihnen Beispiele vorzuführen und durch „anhaltende Uebung“ (28) die Ausdrucksfähigkeit zu verbessern und zu festigen. Daher entwirft der Professor für Beredsamkeit für den Unterrichtszweck einen in sich stimmigen Plan seines Vorgehens und legt fest, welche „Gattungen der Rede“ er im Einzelnen behandeln will. In den anschließenden Übungen, mit denen bereits in den unteren Klassen begonnen werden kann, setzen die Schüler das ihnen unterbreitete Wissen nun selbst in Übungen und „eigenen kleinen Aufsätzen“ (31) in die sprachliche Praxis um. Dabei wird auf Rechtschreibung, Grammatik, „auf Deutlichkeit und Kürze, auf das Fließende, und endlich auf das Edle und Nachdrückliche“ (32), aber auch auf die Art des Vortragens besonderes Gewicht gelegt. Der Professor hat auch die Aufgabe, die Schüler in die verschiedenen Gattungen der Dichtung einzuführen und ihnen die wichtigsten Gattungsmerkmale sowie die Versarten zu erklären. „Gut ist es hiebey, wenn er solche Stücke aussucht, welche verdienen auswendig gelernt zu werden, und wenn er seinen Zuhörern Lust macht, sie zu lernen und hernach zu declamiren.“ (33) Ziel des Studiums der Beredsamkeit muss sein, den Geschmack und das Gefühl der Studenten auf das Schöne und Gute zu lenken.

Die „Anweisung für den Professor der Historie“ lautet, er solle sich auf die Geschichte eines Volkes konzentrieren und anhand von deren Verlauf den ‚Geist von Geschichte‘ als solcher erklären. Beginnend mit Geographie, die der gleiche Professor vermittelt, wird als erstes eine Anleitung zum Gebrauch von Landkarten gegeben, anschließend seien den Studenten die „vier Welttheile“ (34) und die wichtigsten Länder der Erde zu zeigen, bevor die europäischen Länder behandelt werden. Im Anschluss an die ersten geographischen Kenntnisse sollte der Professor die „Hauptepochen der Chronologie“ wo möglich mit guten „chronologischen Tabellen“ (35) so vermitteln, dass jedes Ereignis einer Epoche zugeordnet werden kann. Sulzer sähe es als sehr nützlich an, „wenn solche Gerippe oder Elementartafeln der Geographie und Historie“ (36) für den Schulgebrauch gedruckt würden und in der oberen Klasse der Wissenschaften erneut und vertieft Verwendung fänden. Indem diese Tabellen von den Studenten laufend ergänzt werden, könnte man auch klar erkennen, wie fleißig der Einzelne gearbeitet habe.

Eine weitere wichtige Aufgabe des Geschichtsunterrichts sieht Sulzer zum einen in der „beurtheilenden Geographie“, das heißt in Anmerkungen, die

Länder, Regierungsformen und die „darinn betriebenen Künste und Hauptbeschäftigungen der Einwohner“ (39) betreffen, zum anderen in der „pragmatischen Historie“ (38), wo sich der Lehrer auf die Geschichte eines Staates beschränken soll, mit Vorliebe auf jene der römischen Republik. Das eigentliche Studium der Geschichte eines Volkes soll nichts anderes als „eine psychologische und politische Untersuchung der Ursachen und der Veranlassungen, der mit diesem Volke sich zugetragenem Veränderungen“ sein. (39)

Die Mathematik als allgemein nützlichem Studium muss als ‚studium humanitatis‘ gelehrt werden, da zwar alle Studenten der wissenschaftlichen Klasse es belegen, die wenigsten es jedoch als Hauptstudium wählen. Zuerst wird nicht Geometrie als „allgemeines Fundament“ (42) der Mathematik gelehrt, sondern Mechanik, die nicht „eine Art der Zauberey“ ist, sondern „die Kunst, die vorhandenen Kräfte, ohne die geringste Vermehrung derselben, vortheilhaft zu gebrauchen“ (43). Von der Mechanik geht man weiter zur Hydrostatik und zur Optik, wobei der Professor erste Grundbegriffe der Geometrie mit einbringt und damit bei den Schülern das Interesse an dieser Disziplin weckt, um Geometrie später gezielt vertieft in abstrakter Form als eigentliche Mathematik zu vermitteln.

Auch die Physik wird als wichtiger Bestandteil der Gelehrsamkeit betrachtet, da sie uns die „wunderbare Ordnung“ und die „unwandelbaren Gesetze der Natur“ (46) zeigt und das „wahre Fundament der wichtigsten Künste“ (46) des Landbaus und der Manufaktur sei. Auch hier soll der Professor, der auch Mineralogie und Biologie lehrt, sich auf Hauptgesichtspunkte beschränken, damit der Student „das Wesentliche und das Wunderbare derselben begreife, und nicht, daß sie hernach als Papagoyen, aus dem Gedächtniß davon schwatzen können.“ (48)

Vom Professor für Philosophie wird erwartet, dass er nicht dogmatisiert, sondern die wichtigsten Lehren und Meinungen der berühmtesten Philosophen alter und neuer Zeiten deutlich präsentierte. Er soll in seinen Lektionen kein System, sondern „eine wahre critische Geschichte der Philosophie“ (51) vortragen, damit die Studenten erkennen, „daß auch große Männer über wichtige Dinge, verschiedener Meynung seyn können, weil sie die Sache aus verschiedenen Gesichtspuncten ansehen“ (51). Um Philosophie vermitteln und beurteilen zu können, muss sich der Professor zuvor selbst ein Bild vom Geist jeder philosophischen Schule gemacht haben. Mit der Philosophie von Christian Wolff sollte er sich in den Lektionen am längsten, jedoch auch nicht dogmatisch, beschäftigen, obwohl Wolff ein vollständiges und grundlegendes

(„gründliches“, 53) System aller Teile der Philosophie vorgelegt habe. Sulzer steht in der Tradition der Eklektik; er rückt statt der Beantwortung der Wahrheitsfrage die Vermittlung des Angebots philosophiehistorischer Erkenntnis in den Vordergrund.<sup>79</sup>

Der Rechtsprofessor kann sich, da die Academia Petrina nicht auf ein Jura-studium ausgerichtet ist, auf das Naturrecht und das römische Recht beschränken, sollte aber auf philosophische Genauigkeit Wert legen, die „besonderen Hauptbegriffe und Kunstwörter des positiven Rechts“ (56) vorstellen und den künftigen Juristen gegen Ende des Kurses einen „Begriff von der Encyclopädie, oder dem ganzen Umfang des Studii Juris“ (57) vermitteln.

Das Augenmerk des „Professors der Theologie, und der orientalischen Sprachen“ richtet sich auf die Ausbildung der Studenten zu guten Predigern, die an der Academia Petrina ihr Studium absolvieren können, ohne danach noch eine Universität besuchen zu müssen. Daher erhalten sie einen Begriff von der „theologischen Critick“ (58), von der Kirchengeschichte und von der dogmatischen Theologie sowie von der Homiletik, die Predigtübungen und Pastoraltheologie einschließt.

Im Unterricht in den alten Sprachen ist der Professor für Theologie wie jener der Philosophie bemüht, die Studenten anzuleiten, die ihnen vorgelegten Texte möglichst genau und „geschickt“ (58) auszulegen. Die Kirchengeschichte wird auf das Wesentliche beschränkt und die Dogmatik in einem „kurzen Compendio“ (60) vorgetragen. Die größte Sorgfalt sollte der Professor für Theologie im zweiten Ausbildungsjahr darauf legen, dass die zukünftigen Pfarrer lernen, ihre Predigten gründlich vorzubereiten und angenehm vorzutragen.

Für die „Lectionen, die unter dem Namen deutscher Lecture aufgeführt sind“ und welche Sulzer als letzte im Abschnitt IV. aufführt, ist keine eigene Professur vorgesehen. Die Professoren, die sich diese Aufgabe teilen, sollten darauf achten, dass der „Geschmack am Lesen nützlicher Bücher, von allerhand Inhalt“ (61) geweckt werde, die Schüler aber auch an der Lektüre Vergnügen finden. Am Beispiel der deutschen Literatur sollen die Kenntnis der und das Schreiben in deutscher Sprache geschult und zugleich das Nachdenken über schwierige Stellen sowie deren Beurteilung geübt werden, weshalb diese Lektionen zu den wichtigsten gezählt werden, obschon sie auch der geselligen Unterhaltung dienen.

<sup>79</sup> Michael Albrecht: Eklektik. Eine Begriffsgeschichte mit Hinweisen auf die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte. Stuttgart-Bad Cannstatt 1994.



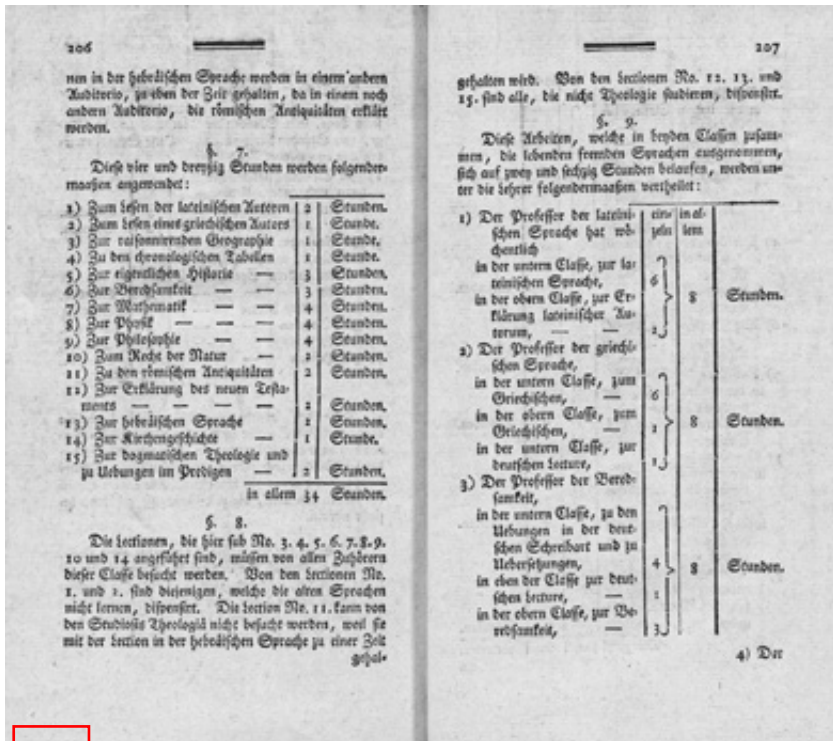


Abb. 3c Ausschnitt aus Sulzer: Entwurf (Anm. 2), Zweyter Theil. Leipzig 1781, S. 205–208.

Der sechste und letzte Abschnitt von Sulzers *Entwurf* widmet sich dem „Concilio Professorum, der von demselben auszuübenden Disciplin, und andern zur guten Ordnung abzielenden Geschäften“. In den zwölf Paragraphen wird festgehalten, dass alle Professoren einander gleichgestellt sind und ein Collegium bilden, das für die Einhaltung der Schulordnung verantwortlich ist. Ein Professor übernimmt jeweils für ein Jahr das Rektorat; der jüngste im Amt ist Sekretär. Alle Beschlüsse werden in einem Protokoll festgehalten, so dass jederzeit nachgesehen werden kann, was das Lehrerkonzil beschlossen hat. Dieses prüft die neuen Studenten; die mit der Immatrikulation verbundene Arbeit ist dem jeweiligen Rektor übertragen. Ebenfalls Aufgabe des Professorenkonzils ist die Beurteilung und Beförderung der einzelnen Studenten. Zudem soll jeder Professor an der wöchentlichen Sitzung Rechenschaft über seine Klasse ablegen und über jeden Studenten einzeln Auskunft geben. Er selbst muss „für

sich, auf wahre Disciplin halten“ (70), damit es nicht passieren kann, dass ein Student „verdorbene Sitten, oder große Nachlässigkeit“ (70) beim Studieren zeigt. Sollte dennoch ein Verweis an einen Studenten ausgesprochen werden, so müssen die Eltern oder Erziehungsberechtigten benachrichtigt werden. Erfolgt keine Besserung, muss der Fehlbare das Gymnasium innerhalb von sechs Wochen verlassen.

Die einzelnen Professoren müssen monatlich dem Gremium einen detaillierten Arbeitsplan vorlegen und einen schriftlichen Bericht „über den Fortgang“ ihres Unterrichts, „an den Rector, abstaten“ (71). Damit die Einhaltung der guten Sitten unter den Studenten gewährleistet ist und auch ein Vertrauensverhältnis zwischen Schülern und Lehrern entsteht, wird für jeweils eine Gruppe von Schülern ein Lehrer als Vormund bestimmt, der Aufsichtspflichten übernimmt.

Mit diesen Vorkehrungen und der Schulordnung als ganzer erhoffte sich Sulzer einen Nutzen der Academia Petrina für das Gemeinwohl und die Erfüllung der „Absichten des Durchlauchtigsten Stifters derselben“ (72).

Die Academia Petrina lässt sich anhand des reformfreudigen Sulzerschen *Entwurfs* mit den Erziehungsinstituten in Berlin vergleichen. Trotz der in der Schulordnung vertretenen, äußerst progressiven pädagogischen Ideen entfernte sich Sulzer nicht völlig von der ihm aus der eigenen Jugend vertrauten Schulstruktur. Wie das Collegium Carolinum, die „im Gefolge der Reformation“<sup>80</sup> 1525 gegründete und mehrmals reformierte Hohe Schule in Zürich, baute der Unterricht an der 1775 gegründeten Academia Petrina auf die auch am Carolinum vorgegebenen Disziplinen<sup>81</sup> ‚Theologie‘, ‚Philosophie‘, ‚Griechisch‘, ‚Latein‘, ‚Rhetorik‘, ‚Physik‘ (die bei Sulzer die Naturwissenschaften und das Naturrecht vereint) und ‚Geschichte‘ auf, verzichtete jedoch auf einen Lehrstuhl für Ethik und Hebräisch sowie für die von Johann Jakob Bodmer eigens für Zürich eingeführte Vaterländische Geschichte. Im Gegenzug nahm Sulzer die für ihn in den Wissenschaften zentrale Mathematik sowie die Rechtsgelehrsamkeit

80 Hanspeter Marti: Die Zürcher Hohe Schule im Spiegel von Lehrplänen und Unterrichtspensen (1650–1740). Zürich 2007. In: 12 Jubiläumsbeiträge „150 Jahre Zürcher Taschenbuch“: Die Zürcher Aufklärung. Johann Jakob Bodmer (1698–1783) und sein Kreis. Konzept und Redaktion Barbara Mahlmann-Bauer und Anett Lütteken. Zürich 2007 (Separatdruck aus dem Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 2008), S. 395–409, hier S. 395.

81 Vgl. Caflisch-Schnetzler: Gelehrte Wissenschaft (Anm. 10), S. 307.

in den Unterrichtsplan auf und stellte die Professoren nun ihrem Rang nach gleichwertig nebeneinander.<sup>82</sup> Neu in Sulzers Lehrplan ist auch die volkssprachliche, insbesondere die deutsche Literatur als Unterrichtsgegenstand. Wie andere frühneuzeitliche Hohe Schulen, darunter das Zürcher Carolinum, war das Mitauer akademische Gymnasium, vom Unterrichtsniveau her gesehen, eine Zwitteranstalt mit Elementen der Lateinschule und der Universität. Trotz der Aufrechterhaltung dieser traditionellen, vormodernen Struktur wird in der Mitauer Schulordnung die spätere Trennung von Gymnasialunterricht mit Maturität und Universitätsstudium in einigen Grundzügen vorbereitet. Mit der Errichtung der *Academia Petrina* konnten nun die auch in Zürich diskutierten pädagogischen Ideen<sup>83</sup> umgesetzt und durch die Vermittlung von Bodmer und Lavater auch junge Professoren von Zürich aus nach Mitau verpflichtet werden.

#### Die Gründung der *Academia Petrina* in Mitau und die Besetzung der Lehrstühle

Die Gründungsgeschichte der *Academia Petrina* ist mit William Meyers Dokumentation gut belegt.<sup>84</sup> Aus ihr wird ersichtlich, dass schon seit den Anfängen des Herzogtums Kurland der Wunsch nach einer Akademie bestanden hatte, diese jedoch zu Beginn des 17. Jahrhunderts besonders wegen der bestehenden

---

82 Das Collegium Carolinum unterstand einem Gremium, bestehend aus vier Vertretern des Zürcher Rats (einem Bürgermeister, den beiden Seckelmeistern, dem Obmann gemeiner Klöster), sowie auf kirchlicher Seite den drei Leutpriestern und den Chorherren. Vgl. Marti: Reformierte Orthodoxie (Anm. 10), Einführung, S. 11. – Am Collegium Carolinum unterschied man zwischen den großen Professuren, die zugleich mit der Chorherrenwürde am Großmünster versehen waren, und den kleinen. Zu den großen zählten die beiden theologischen Lehrstühle sowie die für Griechisch, Philosophie und Naturwissenschaften. Vgl. Caflisch-Schnetzler: Gelehrte Wissenschaft (Anm. 10), S. 307.

83 Vgl. dazu: Hanspeter Marti: Die Schule des richtigen Denkens. Logikunterricht und Disputation an der Zürcher Hohen Schule und der Einfluß Johann Jakob Breitingers. In: Bodmer und Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung. Hg. von Anett Lütteken und Barbara Mahlmann-Bauer. Göttingen 2009, S. 149–171.

84 Meyer: Gründungsgeschichte (Anm. 71). Ferner: Dannenberg: Zur Geschichte und Statistik (Anm. 2). – Erich Donnert: Wissenschaftslehre und Bildung am Gymnasium Academicum im Baltikum. In: Wegenetz europäischen Geistes. Wissenschaftszentren und geistige Wechselbeziehungen zwischen Mittel- und Südosteuropa vom Ende des



Zwistigkeiten zwischen dem Landadel und dem Herzog um die Finanzierung und anschließend auch wegen der Auseinandersetzungen um die Macht in Kurland nicht gegründet werden konnte.

Im 18. Jahrhundert versammelten sich die wichtigsten Vertreter der deutschen Aufklärung zumeist in Zentren wie Berlin<sup>85</sup>, Leipzig, Halle, Göttingen und auch Zürich. Diese strahlten auf viele kleine Fürstentümer aus, deren Obrigkeiten sich in den Dienst der Aufklärungsbewegung sowie der Wissenschaften und Künste stellten und mehr oder weniger renommierte Gelehrte anzogen. Neben Weimar und Dessau war es, wie gezeigt, vor allem das baltische Mitau, wo unter Herzog Peter von Biron versucht wurde, die Gedanken der Aufklärung auch im höheren Unterricht zu etablieren. Da das Herzogtum Kurland unter katholisch-polnischer Lehnshoheit stand, konnte man die Pläne zu einer protestantischen Universität mit allen vier Fakultäten nicht umsetzen<sup>86</sup> und beschränkte sich daher auf die Gründung eines akademischen Gymnasiums.

Der Stifter dieser Schule, Peter von Biron, stellte die Akademie einerseits unter die Herrschaft des Herzogtums Kurland, gewährte ihr andererseits aber auch eine gewisse rechtliche Eigenständigkeit. So besaß die Akademie die Disziplinargewalt über die Studenten und konnte in Zivilangelegenheiten selbst juristische Funktionen ausüben. Der Herzog bekundete seinen Willen in einem an die Ritterschaft Kurlands gerichteten „Entwurf nach welchem das zu stiftende Gymnasium angelegt werden könnte“.<sup>87</sup> Darin wird u. a. festgehalten, dass die Professoren „nach Gewohnheit anderer Staaten, aller denselben anderwärts zustehenden Immunitäten, Privilegien und Freyheiten überhaupt und insonderheit einer völligen exention [sic] von Zöllen, Licenten, Accisen und andere Abgaben, für das, was sie zu Ihrer und Ihres Hauses Northdurft [sic] kommen lassen, sich zu erfreuen haben sollen“.<sup>88</sup>

In Mitau stand für die Akademie kein geeignetes Gebäude zur Verfügung. So ließ Herzog Biron das alte herzogliche Palais bis auf die Grundmauern niederreißen und dort die Academia Petrina nach den Plänen seines dänischen Hofarchitekten Severin Jensen neu errichten. In dem sich herrschaftlich

18. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Hg. von Richard Georg Plaschka und Karlheinz Mack. München 1983, S. 178 – 205.

85 Fontius, Holzhey: Schweizer (Anm. 6).

86 Vgl. Meyer: Gründungsgeschichte (Anm. 71), S. 69.

87 Vgl. ebd., S. 130.

88 Vgl. ebd.



präsentierenden Gebäude standen der Professorenschaft und den Studenten zwei Auditorien, ein schöner großer Konferenzsaal mit dem Portrait des Stifters und eine Bibliothek zur Verfügung,<sup>89</sup> zudem gehörten zur Akademie eine Reitbahn und ein Fechtsaal.<sup>90</sup>

Eine Urkunde des Herzogs, ausgestellt im Januar 1773, bestätigte offiziell die Schenkung der Akademie und deren vollständige finanzielle Absicherung. Der Bau begann 1773 und setzte sich bis zum Sommer 1775 fort. Da erste Vorlesungen jedoch bereits im Februar 1775 gehalten wurden, musste man vorerst auf ein anderes Lokal ausweichen. Am 8. Juni 1775 unterschrieb Herzog Peter die nach schwierigen Verhandlungen und nach der Unterzeichnung und Bestätigung durch den polnischen König zu Stande gekommene Fundationsakte;<sup>91</sup> am 29. Juni des gleichen Jahres fand die prächtige Inaugurationsfeier statt.

Herzog Peter hatte sich bereits Anfang der 70er Jahre im Hinblick auf die Umsetzung der Lehrpläne seiner Akademie an die beiden renommiertesten deutschsprachigen Pädagogen der Zeit, Johann Bernhard Basedow und Johann Georg Sulzer, gewandt. Sowohl Basedow, der sich bereits in Dessau am Hof von Fürst Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (1740 – 1817) im neu gegründeten Philanthropin engagierte und an seinem *Elementarwerk* schrieb,<sup>92</sup> wie auch Sulzer wurden beauftragt, einen Plan für das zu gründende Gymnasium

89 Ebd., S. 114.

90 Ebd., S. 130.

91 Vgl. ebd., S. 127 – 141. – Im Historischen Staatsarchiv Lettlands ist unter LVVA, 554.f., 1. Apr., 2747.1., 1., 2. lp. zudem das Fragment eines Entwurfs zur Fundationsakte des Gymnasiums von 1775 (4 Seiten) zu finden, beginnend mit: „Innhalt der Fundationsakte von 1775.“

92 Johann Bernhard Basedow: Des Elementarwerks erster, zweiter, dritter und vierter Band. Ein geordneter Vorrat aller nötigen Erkenntnis zum Unterrichte der Jugend, von Anfang, bis ins academische Alter, zur Belehrung der Eltern, Schullehrer, Hofmeister, zum vollen Nutzen eines jeden Lesers die Erkenntniß zu vervollkommen. In Verbindung mit einer Sammlung von Kupferstichen, und mit französischer und lateinischer Uebersetzung dieses Werks. Dessau 1774. – Vgl. auch: ders.: Das in Dessau errichtete Philanthropinum, eine Schule der Menschenfreundschaft und guter Kenntnisse für Lernende und junge Lehrer, Arme und Reiche; ein Fidei-Kommisz des Publikums, zur Vervollkommenung des Erziehungswesens aller Orten nach dem Plane des Elementarwerks. Den Erforschern und Tätern des Guten unter Fürsten, menschenfreundlichen Gesellschaften und Privatpersonen empfohlen [...]. Leipzig 1774.

zu entwerfen.<sup>93</sup> Sulzer erhielt wahrscheinlich im Sommer 1772 den Zuschlag zur Ausarbeitung des beschriebenen Lehrplans<sup>94</sup> und damit nicht nur die Möglichkeit, seine pädagogischen Ideen praxisgerichtet zu entwickeln; Herzog von Biron gab ihm auch die Vollmacht, sechs der neun Lehrstühle mit ausländischen Professoren zu besetzen. So engagierte Sulzer als Professor für „Rechtsgelehrsamkeit“<sup>95</sup> Johann Melchior Gottlieb Beseke (1746 – 1802)<sup>96</sup> aus dem Magdeburgischen, für Philosophie Gottlob David Hartmann<sup>97</sup> aus Tübingen, den Schweden Johann Jakob Ferber (1743 – 1790)<sup>98</sup> für Physik und Naturgeschichte, Wilhelm Gottlieb Friedrich Beitler (1745 – 1811)<sup>99</sup> für Mathematik, Heinz Friedrich Jaeger (1747–?), auch er ein Schwabe,<sup>100</sup> für Geschichte und den aus Westpreußen stammenden Johann Benjamin Koppe (1750 – 1791)<sup>101</sup> für griechische Sprache und Literatur.

Die drei einheimischen Berufungen durch Staatssekretär Raison und Herzog Peter von Biron waren für Theologie Johann Gabriel Schwemschuch (1733 – 1803) aus Ostpreußen, für Beredsamkeit der in Bremen gebürtige Johann Nikolaus Tiling (1739 – 1798) und für die lateinische Sprache und Literatur Matthias Friedrich Watson (1733 – 1805) aus Königsberg.<sup>102</sup> Watson war bereits 1759 nach Mitau gekommen, um das Rektorat der Stadtschule zu übernehmen. Herzog von Biron ernannte ihn am 1. Januar 1774 in eigener Regie zum Professor für lateinische Sprache und Literatur. Johann Nikolaus Tiling amtierte seit 1764 in

93 Basedow erhielt nach den Aufzeichnungen von Minister Friedrich Wilhelm Raison „wegen eines Entwurfs den Er in Vorschlag gebracht“ 500 Taler Albertus; Sulzer „für den Plan der bey Errichtung des Gymnasiums zum Grunde gelegt worden“ 600 Taler Albertus. Vgl. „Anzeige der Ausgaben, welche bei der Stiftung des Gymnasiums aus der Chatouille Sr. Hochfürstlichen Durchl. geflossen.“ Historisches Staatsarchiv Lettland, LVVA, 554, 3.apr., 2189.I, 98.lp. – Vgl. auch Meyer: Gründungsgeschichte (Anm. 71), S. 69.

94 Meyer: Gründungsgeschichte (Anm. 71), S. 74. – Der von Sulzer ausgearbeitete Lehrplan blieb bis 1806 in Kraft.

95 Zur Auflistung der Professuren, vgl. Sulzer: Entwurf (Anm. 2), S. 11.

96 Meyer: Gründungsgeschichte (Anm. 71), S. 77f.

97 Ebd., S. 78 – 82.

98 Ebd., S. 86 – 88. – Zur Freundschaft zwischen dem Schweizer Johann III Bernoulli mit Johann Jakob Ferber, vgl. Marti: Aufklärung (Anm. 9).

99 Meyer: Gründungsgeschichte (Anm. 71), S. 82f.

100 Ebd., S. 85f.

101 Ebd., S. 83 – 85.

102 Vgl. für das Folgende ebd., S. 90 – 99.

Mitau als Prediger und wurde auf Grund seines Rednertalentes im April 1774 vom Herzog eingestellt. Es war denn auch Tiling, der am 5. September 1779 auf Sulzer die „Gedächtnißrede“ hielt.<sup>103</sup> Die Besetzung der Theologieprofessur verursachte einige Unruhen und konnte daher erst im Juni 1775 bestätigt werden. Der in Bückeburg als Oberpfarrer und Konsistorialrat wirkende Johann Gottfried Herder (1744 – 1803) wurde von verschiedener Seite portiert, u. a. von dem in Riga tätigen Buchhändler Johann Friedrich Hartknoch (1740 – 1798) und von Hartmann. Herder zögerte anfänglich mit einer Zusage, hätte dann aber wohl auch wegen des hohen Gehalts und der guten Stellung<sup>104</sup> gerne die Stelle angetreten. Doch Sulzer hatte sich über Herders Verhalten Spalding gegenüber beim Herzog beklagt, was diesen zur Absage veranlasste.<sup>105</sup> Der Philosophieprofessor Hartmann berichtete daher am 8. Juni 1775 enttäuscht an Lavater nach Zürich: „Wir hätten Herder haben können, und nun ist einer Professor der Theologie, der weder dem Herzen noch dem Verstande nach Herdern beikömmmt.“<sup>106</sup> Der auf den Lehrstuhl für Theologie berufene Johann Gabriel Schwemschuch weilte seit 1755 im Kurland und war Diakon an der St. Annenkirche in Mitau.

Dank Sulzers Beziehungen nicht nur innerhalb seines Wirkungskreises in Deutschland, sondern auch über seine ausgedehnte Korrespondenz mit verschiedensten Gelehrten in andere Länder, gelang es, innert kürzester Zeit verschiedenste zumeist junge Lehrkräfte für die Mitauer Akademie zu gewinnen. Neben Beseke, Beitler, Kopp, Jaeger und Ferber war der sechste von Sulzer zu besetzende Lehrstuhl jener für Philosophie. Wie einem Brief vom 3. Juli 1773 von Immanuel Kants Bruder Johann Heinrich Kant (1735 – 1800) zu entnehmen

103 Tiling: Gedächtnißrede (Anm. 21).

104 Meyer: Gründungsgeschichte (Anm. 71), S. 95: Johann Friedrich Hartknoch an Johann Gottfried Herder, Brief vom 30. August 1774: „1000 Thlr. Gehalt, Ehrenstelle gleich nach dem Superintendenten, unter dem Sie jedoch gar nicht stehen. Collegia und andere Sporteln [Geschenke] sind doch nicht zu verachten.“

105 Ebd., S. 96f.: Johann Friedrich Hartknoch an Johann Gottfried Herder, Brief vom 17. (28.) September 1774: „Du hast an Sulzer keinen Freund, wie ich aus seinem Briefe an Hartmann sehe, und das durch die Provinzialblätter. Er schließt auf Deinen Charakter durch Deine unverständlichen Briefe an Spalding [...] und schließt damit, daß [...] der Akademie mit so einem Manne, wie Du, wenig gedient wäre, den der Gelehrte selbst kaum oder gar nicht verstünde; Du hättest eine wilde Phantasie. Sulzer gilt alles beim Herzoge, und also wird das schwer gehn.“

106 Ebd., S. 98.

ist, war offensichtlich auch der Königsberger Philosoph für diese Stelle im Gespräch,<sup>107</sup> doch scheint er entweder abgelehnt zu haben, oder aber man bevorzugte – wie aus den Briefwechseln zwischen Berlin und Zürich hervorgeht – von Anfang an den jungen Dichter und Philosophen Gottlob David Hartmann.



Abb. 4 Gottlob David Hartmann [Schattenriss und Zeichnung]. In: Johann Kaspar Lavater: Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe. Bd. 1. Leipzig/Winterthur 1775, zu S. 258.

<sup>107</sup> Ebd., S. 78.

Gottlob David Hartmann<sup>108</sup> wurde am 2. September 1752 zusammen mit seiner Zwillingschwester Rosina Katharina im württembergischen Ross-wag geboren und verbrachte dort und in Ludwigsburg, wo sein Vater Israel Hartmann (1725 – 1806) als Waisenhauslehrer tätig war, seine Kindheit. Da man ihn zum Theologen ausbilden wollte, schickte man ihn auf die Klosterschulen Blaubeuren und Bebenhausen und „nach einer vierjährigen Marter“<sup>109</sup> an die Universität Tübingen; 1773 schloss er sein Studium mit der Magisterwürde ab.<sup>110</sup> Literarisch wurde Hartmann stark von Friedrich Gottlieb Klopstocks Werk,<sup>111</sup> besonders von dessen Bardendichtung, beeinflusst.<sup>112</sup> Von Ende September bis Ende Dezember 1773 weilte er in Zürich bei Johann Kaspar Lavater und Johann Jakob Bodmer.<sup>113</sup> Über diese beiden Zürcher wurde Hartmann auch mit

108 Vgl. Heinz Burkhardt: Gottlob David Hartmann. Komet am Himmel der Sturm und Drangzeit. Das Leben eines frühverstorbenen schwäbischen Philosophen, Dichters und Theologen. Mülhacker-Mühlhausen 2011. – Ferner: Wilhelm Lang: Von und aus Schwaben. Geschichte, Biographie, Literatur. Nr. 7. Gottlob David Hartmann. Ein Lebensbild aus der Sturm- und Drangzeit. Stuttgart 1890.

109 Meyer: Gründungsgeschichte (Anm. 71), S. 79.

110 Vgl. Universitätsarchiv Tübingen, Signatur: 21/4, 5 Nr. 43: Celebrabitur actus rectore universitatis magnificentissimo [...] die XXVI. sept. MDCCCLXXIII. Tübingen: „XI. Dn. GOTTLÖB DAVID HARTTMANN, Electoralis Moguntinae Academiae Scientiarum Erfordiensis socius ordinarius in classe philosophica, nat. *Rosswagae* d. 2. Sept. 1752. Patre Israël Hartmann, Ludimag. in orphanotrophio Ludovic. Matre *Agnete Rosina Burkia*. Frequent. Scholas Ludovic. & Kirchheimens. in qua usus est institutione Meritiss. Dn. Praeceptoris M. *Nascholt*. Cursum philos. rite absolvit. Specim. obtulit de anima ejusque viribus.“

111 Vgl. Hartmanns Professors zu Mietau, hinterlassene Schriften gesammelt, und mit einer Nachricht von seinem Leben herausgegeben von C[hristian]. J[akob]. Wagenseil. Gotha 1779 (Nabu Public Domain Reprints).

112 Vgl. Jesko Reiling: Ein württembergischer Barde bei den Zürcher Patrioten: Bodmer und sein „dritter Klopstock“, Gottlob David Hartmann. In: Lütteken, Mahlmann-Bauer (Hg.): Bodmer und Breitingen (Anm. 83), S. 534 – 559.

113 Vgl. Burkhardt: Hartmann (Anm. 108), S. 248 – 250: Hartmann berichtet über seinen Zürchaufenthalt in: Erfurter gelehrte Zeitung für das Jahr 1773, S. 724: „Ich kenne wenige Städte, in welchen ein solcher Zusammenfluß von Gelehrten wäre, als Zürich ist. Alle leben zusammen in einer solchen liebenswürdigen Eintracht, daß ich Ihnen nur wenige Züge davon entwerfen kann. Ueberhaupt ist in Zürich unter Obrigkeit und Bürgern eine solche Liebe und Zutrauen, als man nur selten antreffen kann. Menschenliebe, Mitleiden, Barmherzigkeit, Geschmack und Litteratur treten in dem schönsten Bunde

Sulzer bekannt, der ihn auf deren Empfehlung hin<sup>114</sup> als Professor nach Mitau berief. Sein Name taucht in den Briefwechseln zwischen Sulzer und Bodmer sowie zwischen dem Zürcher Autor, Theologen und Pfarrer Johann Kaspar Lavater und dem württembergischen Pietisten Nathanael Köstlin (1744 – 1826)

zusammen. [...] Bodmer, so sehr ihn einige bey unserm Publikum angeschwärzt haben, verdient den Namen eines erfahrenen, alles übersehenden wackern Greises. [...] Lavatern muß man aus einem genauen Privatumgang kennen, um richtig von ihm zu urtheilen. Er hat eine ungemeine Leichtigkeit, ganze Reihen von Begriffen an einander zu ketten, und so weit zu verfolgen, daß es nur immer möglich ist. Man hat ihn in vielen Stücken misverstanden. Man nennt ihn Schwärmer, und ich betheure, daß er nichts weniger als dieses ist. Er wartet nicht auf Zeichen und Wunder, er ist weder Bengelianer [Johann Albrecht Bengel, 1687–1752] noch Crusianer [Christian August Crusius, 1715–1775], noch – Er betet keine Meynungen an, und glaubt nie ohne hinlängliche Gründe. Ganz Teutschland hat sich durch Anekdoten täuschen lassen, die ganz falsch waren. Lavater ist ein edler Mann, voll heiterer Weisheit, der nicht [sic] unüberlegt thut, und unter einem Schwall von Arbeit fast erliegt. [...] Er arbeitet jetzt an einem physiognomisch psychologischen Werke mit vielen Kupferplatten, das manchen Unglaubigen *si Dis placet*, die Augen öffnen wird, wenn sie dieselben nicht mit Fäusten muthwillig zudecken wollen. Ich habe mich durch eigne Erfahrungen von der Zuverlässigkeit dieser Kunst überzeugt, und noch mehr kann es Lavater seyn, da er eine ungemeine große Anzahl von Portraits hat, die so genau und richtig gezeichnet sind, daß man sich schwerlich mehr betrügen kann; wenn man auf solche Beobachtungen gewisse Regeln baut, auf welchen man festen Fuß fassen kann. [...] Ueberhaupt ist man nirgends wohl mehr im eigentlichen Verstand tolerant, als in Zürich. [...] In meinem Aufenthalte wechselt Vergnügen mit Vergnügen ab. Beynahe täglich kann ich Gesellschaften besuchen, in welchen edle Freymüthigkeit, ungezwungene Gesprächichkeit, und kurz, derjenige Geist herrschet, der in einer Gesellschaft von ächten Freunden gefordert wird. Ein jeder spricht, von was er will; man geht, man sitzt, man steht, – kurz, man beträget sich so ungezwungen, daß man gleich bey dem ersten Anblick merkt, daß Freunde beysammen sind. [...] Sie kommen da nicht zusammen, wie z. B. Gesellschaften in T\*\*\* um zu seufzen, oder zu beten, oder einander ihre neuesten Gefühle, die sie hatten, und die sie nicht hatten, zu erzählen – sondern, was gewiß für die menschliche Gesellschaft nützlicher, und Gott angenehmer seyn muß, Arme zu verpflegen, zum gemeinen Besten das Ihre beyzutragen, Nothleidenden zu helfen, Bedrängten zu rathen, und, kurz, eine Zuflucht eines jeden Rath oder Hülfsbedürftigen zu werden. Sie seufzen nicht, sondern sie handeln. Ich habe Ihnen noch lange nicht alles geschildert. Die Schriftstellerwelt noch lange nicht ganz – und dann die musikalische, schöne, und Schmetterlingswelt.“

114 Vgl. S. XXX: ZBZ, Ms Bodmer 2011, Brief Nr. 78: Johann Jakob Bodmer an Johann Georg Sulzer, 24. Juli 1773.

auf. In seinen *Physiognomischen Fragmenten* bezeichnete Lavater Hartmann, den Autor des *Sophron*,<sup>115</sup> als das junge Genie „H.“.<sup>116</sup> Aus Lavaters Briefen an den Sturm- und Drang-Dichter wird dessen literarische und philosophische Ausrichtung evident, es kommen jedoch auch die Schwierigkeiten zum Ausdruck, sich als Professor an der Akademie in Mitau seiner neuen Funktion entsprechend zu verhalten.<sup>117</sup>

Bereits im März 1773, also noch bevor Sulzers *Entwurf* gedruckt vorlag, reagierte Nathanael Köstlin auf ein Schreiben Lavaters, das seinen Zögling Hartmann betraf.<sup>118</sup> Köstlin kannte Lavaters literarisches Werk<sup>119</sup> und war auch persönlich tief beeindruckt vom Zürcher Pfarrer, den er im Sommer 1773 in Zürich besuchte.<sup>120</sup> Auf Lavaters Bitte hin um eine nähere Beschreibung des

115 Gottlob David Hartmann: *Sophron, oder die Bestimmung des Jünglings für dieses Leben*. Mitau 1773.

116 Johann Kaspar Lavater: *Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe*. 4 Bde. Leipzig/Winterthur 1775–1778. Bd. I, S. 258.

117 Weitere wichtige Dokumente zu Gottlob David Hartmann finden sich im Nachlass seines Vaters Israel Hartmann im Staatsarchiv Ludwigsburg / Landesarchiv Baden-Württemberg als Bestand PL 701.

118 In der ZBZ finden sich unter FA Lav Ms 517 nur die drei Briefe von Nathanael Köstlin an Lavater. Die Briefe Lavaters an den württembergischen Pietisten konnten nicht eruieren werden.

119 Besonders interessierten Köstlin Lavaters 1765 in Zürich erschienene ‚Auserlesene Psalmen Davids zum allgemeinen Gebrauch in Reimen gebracht‘, dessen in Zürich in drei Bänden veröffentlichte ‚Aussichten in die Ewigkeit‘, sein 1771 in Leipzig erschienenenes ‚Geheimes Tagebuch. Von einem Beobachter seiner Selbst‘ und die 1773 ebenfalls in Leipzig gedruckten ‚Unveränderte[n] Fragmente aus dem Tagebuche eines Beobachters seiner Selbst‘, in welchen sich Lavater intensiv auch mit dem Pietismus auseinandersetzte. – Vgl. Johann Caspar Lavater: *Ausgewählte Werke in historisch-kritischer Ausgabe* (JCLW). Bd. II: *Aussichten in die Ewigkeit 1768–1773/1778*. Hg. von Ursula Caflisch-Schnetzler. Zürich 2001. – JCLW, Bd. IV: *Werke 1771–1773*. Hg. von Ursula Caflisch-Schnetzler. Zürich 2009.

120 Vgl. FA Lav Ms 517, Brief Nr. 174: Nathanael Köstlin an Johann Caspar Lavater, 23. Oktober 1773: „Noch immer denke ich mit dem dankbarsten Vergnügen an Zürich, und daselbst eigentlich an die Waisenhauskirche und Ihr Haus. Wenige Stunden, die mir aber einen unaußlöschlichen Eindruck zurückließen. Ihr Bild leuchtete mir so hell in meine Seele, daß ich Sie sehe und höre, und mit Ihnen spreche, wenn ich z. E. in den Vermischten Predigten lese.“ Zur Beziehung Lavaters zu Köstlin vgl. Ursula Caflisch-Schnetzler: *Lavaters religions-philosophischer Einfluss auf das Menschen- und*



Abb. 5 Johann Kaspar Lavater, gemalt von August Friedrich Oelenhainz (1745 – 1804), gestochen von Karl Hermann Pfeiffer (1769 – 1829). Zentralbibliothek Zürich: Graphische Sammlung und Fotoarchiv.



„Cand. Hartmann“ antwortete der Pietist Köstlin im eben erwähnten Brief vom 25. März 1773 nun aber mit einigem Bedenken:

Editorische Vorbemerkung: Im Original hervorgehobene Wörter stehen kursiv; durch andere Schrift hervorgehobene Wörter und Sätze, z. B. lateinische, sind in serifenloser Schrift wiedergegeben. Verdoppelungszeichen wurden aufgelöst. Groß- und Kleinschreibung sind weitgehend den heutigen Gepflogenheiten angepasst, *y* wird als *y* wiedergegeben. Alle Zusätze der Herausgeberin stehen in eckigen [] Klammern.

Deinen Brief mit der Post erhalte ich am Nachmittag darauf auch. Du begehrest eine Beschreibung von dem Cand. Hartmann [Gottlob David Hartmann]. Ich will Deinen Wunsch erfüllen, so viel ich im Stande bin. Er ist ein Sohn des wirklichen Waysenschulmeisters in Ludwigsburg [Israel Hartmann], eines frommen Mannes. Seine Mutter ist eine Schwester des seel. Hn Spec. Burks [Philipp Jakob Burk]. Er hatte, wie man leicht erachten kan, eine fromme Erziehung, doch so, daß der Vater mehr Schärfe gebrauchte, die Mutter mehr Zärtlichkeit und Nachsicht vorwalten ließ. Es mag seyn, daß ihm, wie mancher frommer Eltern Söhne über dem vielen Guten, das er gehöret, ein taedium entstanden. Überdiß war er von frommen Anverwandten, wo er hinkame, überall umgeben. In Blaubeuren, wohin er insonderheit im Hebraeischen gute fundamenta brachte, fieng sein Herz an sich zu offenbahren, indem er sich so stark mit dem Hn Prof. Kübler [nicht identifiziert] abwarf, daß dieser die Sache an seinen Oncle, den Hn Sp. Burk mußte gelangen lassen. In Bebenhausen waren belles lettres seine Sache. Und diese sind es noch hier. Man merkt ihm seinen degout an der Theologie wohl an, man hat auch von Seiten seiner Familie seinen Eltern schon gerathen, ihn aus dem Kloster heraußzunehmen; allein sie sind eben arm. Seine Studia sind gering. Die Poësie ist alles. In philosophicis ist er nichts. Er hat mir selbst gesagt, [Gottfried, 1716 – 1790] Ploucquets<sup>121</sup> Sachen möge er nicht lesen, und andere Philosophen seyen ihm auch langweilig. In Mathesi, Historie etc. hat er nichts gethan. Französisch kan er nicht sprechen. Daher könnte man ihn zu keiner Hofmeisterstelle iezo schon recommendiren. Er klagt über erlittenes Unrecht. Das besteht wohl darinnen, daß er nicht mehr als andere, wann er nicht zu processionen, precibus etc. kommt, eingeschrieben wird. Er schickt nichts zu, sonst würde ihm manches delirt Er carirt templa, weil er dem Hn Ephoro auch nichts zuschiket. Hierauß schliesse auf seinen Charakter. Lectionen, Kirchen u. alle Ordnungen sind ihm zuwider. Man schonte ihn lange, weil er mir u. andern recommendirt war, ich schone ihn dato noch, aber andere, Ephorus u. meine Collegae werden seiner müde, und

---

Gottesbild des jungen Hölderlin. In: Ulrich Gaier, Valérie Lawitschka (Hg.): Hölderlin und die „künftige Schweiz“. Tübingen 2013, S. 104 – 126; S. 117 – 123 sind die drei Briefe Köstlins an Lavater erstmals abgedruckt.

121 Vgl. Burkhardt (Anm. 108), S. 44, der das unter dem Dekan Gottfried Ploucquet von Hartmann in Tübingen erworbene Doktor- respektive Magisterdiplom abdruckt.

doch tractirten sie ihn gelinde, wenn er nur auch etwas petirte, aber so ist er selbst Schuld. Er klagt, sein Brief seye Hn Kanzler [Jeremias Friedrich Reuß, 1757 – 1777, Kanzler der Universität Tübingen] vorgelegt worden. Ich habe mich bei dem Hn M. Burk genau erkundiget u. erfahren, daß dises seine blossе *Vermuthung* ist, weil er in Ansehung des Hn Kanzlers freil[ich] ein böses Gewissen hat, u. von mir weißt, daß ich tägl[ich] in das Cancellariathauß komme. Sed dicam quod res est. Ich habe ihn dem Hn Kanzler gezeigt u. ihn um Rath gefragt, wie ich etwa den Cand. Hartmann könnte zurechtweisen? Und diß privatim, wie ich ihn in allem pflege um Rath u. Anweisung zu bitten. Nicht *vorgelegt* als *klagweise*. Hartmann stellt sich zuviel vor, wenn er glaubt, man achte so sehr auf seinen Brief, daß man eine Klage wider ihn formire. H Kanzler hat zu viele wahre Grösse, u. zu viele Kentnis unartiger Leute, als daß er auf einen solchen Candidaten viel achten sollte. Sein Brief wird hier gar keine dergleichen Folgen haben. Und sonst weiß niemand nichts davon, u. hat ihn niemand gesehen. Und Du darfst auch nichts dergleichen besorgen; denn 1) sind dergleichen Sachen zu klein, 2) ist Hartmann uns allen recommendirt, von Eltern, Anverwandten etc. daß wir, wenn wir auch sonst wollten, nicht könnten ihn ins Unglück bringen. Es wäre am besten er gienge aus dem Stipendio, denn er hat kein Herz zur Theologie. Wir haben indessen viele vergebliche Mühe mit ihm. [...]

Am 23. Oktober 1773 freute sich Köstlin nun aber ob der „schöne[n] Zeugnisse von dem Herrn M. Hartmann“ und wünschte Lavater, dass die in ihn gesetzten Hoffnungen „bald, und in der ganzen Reife, erfüllt werden möchten“.<sup>122</sup> Den Wandel in Hartmanns Betragen, den Lavater in seinem nicht mehr erhaltenen Brief geschildert haben muss, erklärt sich Köstlin durch den „gesegneten Einfluß“ Lavaters während Hartmanns Aufenthalt seit Ende September 1773 in Zürich und bat Hartmann nun auch, ihm Nachrichten und Werke von Lavater zu schicken. Im letzten noch erhaltenen Schreiben Köstlins an Lavater findet sich dann aber nur noch ein an „Herrn M. Hartmann“ auszurichtendes „Compliment“.<sup>123</sup>

Zwischen Lavater und Hartmann entwickelte sich ab 1772 bis zu Hartmanns Tod 1775 ein intensiver Briefwechsel.<sup>124</sup> Da es den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, die gesamte Korrespondenz hier zu veröffentlichen, werden im Folgenden vor allem die Briefe Lavaters in Auszügen publiziert; auf Hartmanns Briefe kann hier nur bedingt eingegangen werden.<sup>125</sup>

122 FA Lav Ms 517, Brief Nr. 174.

123 Ebd.

124 In der ZBZ sind unter der Signatur FA Lav Ms 511 55 Briefe von Hartmann an Lavater für die Jahre 1772 bis 1775 nachgewiesen; unter FA Lav Ms 563 finden sich 20 Briefe Lavaters an Hartmann von Januar 1773 bis zu dessen Tod 1775.

125 Der Briefwechsel zwischen Lavater und Hartmann ist ein editorisches Desiderat sowohl der Lavater- als auch der Sturm- und Drang-Forschung.

Am 31. Januar 1773 beantwortete Lavater erstmals ein an ihn gerichtetes Schreiben Hartmanns; im zweiten Brief vom 28. Februar 1773 musste er bereits auf Hartmanns Unmut über einen diesem zugefügten Verdruss reagieren, tat dies aber als väterlich beruhigender Freund:

FA Lav Ms 563, Nr. 109 [!]: 28. Februar 1773:

[...] Es kränkte mich äußerst, daß ich – auf die unschuldigste Weise – die Schuld bin – daß Sie Verdruß haben. Aber, an alles in der Welt hätte ich eher gedacht, als an dieß. Bodmer *durfte* und *konnte* ich den Brief – nicht einschlagen; *durfte* nicht, weil es nicht anständig ist, daß ein Schüler seinen Lehrer zu seinem Briefeverfertiger mache; *konnte* nicht, weil Bodmer mir ein grosses Paket an Sie schickte, das auf eine gute wohlfeile Gelegenheit wartet. Also – wußte ich mir nicht anders, als durch unsern Ströhlin [Friedrich Jakob Strölin, 1743 – 1802] zuhelfen, dem ich bereits meinen Unwillen darüber zuverstehen gegeben, daß er Sie nicht recht beurtheilt. [...] Lieber Herr Hartmann – ereifern Sie sich nicht; mein Motto ist, wie Sie wissen:

Ich mag wol warten. [...]

Lavater erwartete von Hartmann dessen *Sophron* und beriet ihn auch in seinen weiteren Studien.

Auch im nächsten Brief vom 15. März 1773 wie in den folgenden Schreiben gibt Lavater Hartmann Ratschläge und Anleitungen und freut sich auf den bevorstehenden Aufenthalt Hartmanns in Zürich. Zudem weist er den Jüngeren zurecht, wenn dieser, wie von Köstlin beobachtet, es an Demut fehlen lässt:

FA Lav Ms 563, Nr. 110: 15. März 1773:

[...] *Fürs erste*: Lernen Sie warten, bevor Sie absprechen. Vor-urtheile sind Urtheile – die der Beobachtung, der Untersuchung vorlaufen [...] Sie sind zu rüstig – zu schnell – mein Lieber!

*Zweytens* [...] Seyen Sie schnell zum Hören, langsam zum Reden; so steh' ich Ihnen dafür: In einem Jahr finden Sie weniger über andere, und mehr über sich zu klagen, finden sie Freunde in T...

*Drittens* – Gesteh' ich Ihnen, daß Sie große Anlagen zur Poesie zu haben scheinen – aber, um aller Liebe willen – nicht Ton – Künsteleyen und BardenSprache, und alte Mythologie – und Neümödeley – sondern mehr Einfalt, Verständlichkeit und Licht! Gottes Licht, und Christi Dehmuth und DaubenEinfalt sey an Ihnen offenbar. [...]

FA Lav Ms 563, Nr. 111: 17. März 1773:

[...] Der einfältigste und sicherste Weg, das zu werden, was Gott aus Ihnen haben will, ist Dehmuth, Einfalt, Glaube.

Fühlen Sie sich zu etwas Größerm bestimmt, als Ihre Aeltern, Ihre Gönner oder Vormünder aus Ihnen machen wollen – werfen Sie sich nicht mit ihnen ab, sehen Sie nicht mit stolzer Verachtung auf sie herab; reden Sie äußerst *bescheiden* mit Ihnen. Verachten Sie den

absprechenden *stolzen* Ton, der Ihnen etwas geläufiger als die Sprache der jugendlichen Dehmuth zu seyn scheint – als die unedelste Sache von der Welt, besonders gegen wolmeynende Leüthe – und vornemlich, mein lieber Herr Hartmann – tragen Sie diese wichtige Angelegenheit dem unsichtbaren Urheber Ihrer Anlagen in tiefer kindlicher Einfalt, Dehmuth und Zuversicht in seine herzlenkende, seine alle Umstände zum Seegen leitende Allweisheit – vor; so wird geschehen, was das beste ist, und was Sie bald bald als das beste erkennen werden. [...] In diesem Stüke das Gebeth verachten, heißt weder Gott, noch die Welt, weder sein Herz – noch die ersten Pflichten der Unterwerfung kennen. Ich kenne viele edle Jünglinge – die immer fliegen, und nie gehen – nur großmüthig – nicht gerecht – nur edelstolz, und nicht kindlich einfältig seyn wollen. [...]

FA Lav Ms 563, Nr. 112: 24. März 1773:

[...] Mich dünkt, verzeihen Sie mir meine etwas stolz scheinende Äußerung – mich dünkt, daß ich in alle Gegenden ... alle Höhen und Tiefen Ihrer Seele hineinsehe. Und, wenn ich je ein Verlangen gehabt habe, einem Menschen zu seiner Bildung und Vervollkommenung behülflich zuseyn – so ist dieß Verlangen in mir gegen Sie rege. [...]

Alle *Jünglinge* von Gefühl und Genie – glauben sich berufen, die Welt und die Menschen nach ihrem Ideale umzugießen, und alle *Männer* von Gefühl und Genie rufen ihnen zu: „Nein – Jünglinge – *Ihr* müßt euch nach der Welt und den Menschen bequemen – Es ist leichter sich nach hunderttausend Menschen, als hunderttausend Menschen nach sich zu richten. – Wollt ihr über die Herzen der Menschen herrschen – so lernt euch unter alle Menschen dehmüthigen – der höchste Gipfel der Weisheit und Tugend ist – die allerkindlichste Nachgeblichkeit mit dem unüberwindlichsten Heldenmuth zu verbinden.“ [...]

Bonnets – oder die Analytische Methode ist der einzige Weg zur wahren Philosophie.<sup>126</sup> Der Philosoph sollte bloß *Beobachter* seyn, bloß *Erkenner dessen, was ist*, und bloßer *Analogist*. Die Revision der Philosophie [die *Palingénésie*] ist ein Buch, das – mir zwar *nicht durchaus* gefällt, das ich aber doch jedem nachdenkenden Menschen 3. mal zu lesen empfehlen möchte.

Vergeßung aller theologischen Lehrmeynungen und einfältiges Lesen der *Schrift*, besonders der *biblischen Geschichte* – ist der Weg, den ich zur *Theologie* wandle – Vergeßung aller philosophischen Lehrgebäude, und einfältiges *Beobachten der Natur*, und meiner selbst ist der Weg, den ich zur Philosophie wandle. [...]

126 Vgl. Charles Bonnet: *Contemplation de la Nature*. Amsterdam 1764. – Ders.: *La Palingénésie Philosophique ou Idées sur l'Etat passé et l'Etat Futur des Etres Vivans*. 2 Bände. Genf 1769. Lavater hatte den zweiten Teil von Bonnets ‚Palingénésie Philosophique‘ gleich nach deren Erscheinen 1769 unter dem Titel ‚Herrn C. Bonnets, verschiedener Akademien Mitglieds, Philosophische Palingenesie. Oder Gedanken über den vergangenen und künftigen Zustand lebender Wesen‘ ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Die Übersetzung widmete er dem in Berlin lebenden jüdischen Aufklärungsphilosophen Moses Mendelssohn.

Es ist nicht auszusprechen, welch einen Wust von Unvernunft, und Widernatürlichkeit man wegzuarbeiten hat, wenn man sich einmal in irgend ein System der synthetischen Philosophie hineingeschlingelt hat – und dann erst sieht – daß man nur Worte statt Wahrheit – und glänzende Leichnahme, statt gesunder männlicher Freunde und Freundinnen hat – aber das sind Geheimnisse – die den Universitäten wenigstens so schlimm wie das Antichristenthum vorkommen. [...]

FA Lav Ms 563, Nr. 113: 4. Juni 1773:

[...] Ihre Dißertation<sup>127</sup> werd' ich mit großem Vergnügen lesen. Ich will dann gewiß Zeit suchen, Ihnen mich ausführlicher über den menschlichen Geist zu erklären – vielleicht aber wird dieß einmal eher möglich seyn, wenn ich einmal das Vergnügen haben werde, Sie persönlich zu sehen.

Wie ich als Jüngling gewesen? – Ein furchtsamer, kindischer, schnell und tiefführender Etourdi war ich – der an tausend Abgründe durch seinen Leichtsinne hingeführt, von tausend Abgründen durch Gottes Gnade zurückgezogen wurde. Kann es ein Mensch sagen, so kann ichs – „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin!“ [...]

FA Lav Ms 563, Nr. 114: 22. Juni 1773: [Lavater antwortet auf verschiedene Briefe von Hartmann] [...] Gestern hab ich, wenn Sie wollen, den II. Theil des Tagebuchs, oder vielmehr einige unausgesuchte und unveränderte Fragmente meines wirklichen Tagebuchs – auf Leipzig druckfertig mit einem Briefe an den Herausgeber des 1. Theils abgeschickt.<sup>128</sup> Ich habe es ihm überlaßen, dem Druke zu übergeben, oder es zurückzubehalten. Ich glaube aber, daß es sehr nützlich seyn werde, und mich wenigstens von dem Verdachte der Ängstlichkeit, der auf mir haftet, befreien werde. Ob man es, wenn mans gelesen hat, für Eitelkeit taxieren werde, das muß ich erwarten – Ich glaube aber, in diesem Falle den Vorwurf nicht zuverdienen.

Izt nehme ich einen Band Festpredigten, und den ersten der *vermischten Schriften* vor die Hand;

An das Gedicht [Aussichten in die Ewigkeit, Anm. 119] kann ich izt noch nicht gedenken. Ich muß erst das positiv verheißne Dringendste abladen. Ich muß anfangen, mich zugewöhnen, nur Eine Arbeit vorzunehmen, mich ganz in die hineinzusetzen – und bevor ich eine zweyte anfang, die erste fertig zumachen. Bis dahin war mir das nicht möglich; ich habe mich indeß durch diese Vielerleyheit in Labyrinthe verstrickt, aus denen ich mir schwerlich wieder heraushelfen kann. Ich will indeß thun, was ich kann; abladen, mich begränzen, fertig machen, soviel ich kann, und confiscieren, oder fragmentsweise in die *Vermischte Schriften* werfen, zu deßen Vollendung ich keine Möglichkeit vorsehe.

Ich muß ruhiger arbeiten können, wenn die Arbeit meiner Gesundheit, meinem Geist und meiner Tugend nicht schädlich werden soll.

127 Eine gedruckte Dissertation Hartmanns liegt nicht vor. Vermutlich gab es einen handschriftliche „Entwurf“ des ‚Specimen de anima ejusque viribus‘ (Anm. 110), vgl. Lavaters Worte am Ende seines hier zitierten Briefs vom 22. Juni 1773.

128 Lavater: Unveränderte Fragmente (Anm. 119).

[...] Es ist, ich rede aus vieler Erfahrung, für einen jungen, feürigen Gelehrten und Schriftsteller unendlich wichtig, sich bey Zeiten an eine Ordnung in seinen Geschäften zugewöhnen – die sich bis auf die Form der Papiere erstrecken darf. Es ist entsetzlich, in was für Verlegenheit uns die Unordnung stürzen kann. Was sag' ich: Verlegenheit? – in welche Unmoralitäten? –

[...] Ich habe noch keinen von Ihren Landesleüthen gesehen, der nicht etwas Ängstliches zu haben scheint. Das muß also von der dortigen Schul- und StaatsConstitution herkommen. Das weiß ich nun schon zum Voraus. Ich erwarte nun nichts anders; sehe nicht mehr mit der stolzen Miene eines Republikaners auf Sie herab – suche Sie nicht nach mir, sondern mich nach Ihnen zu bequemen; freylich auch vornehmlich in der Absicht, Sie freyer, heiterer, kühner zumachen. O mein Lieber, es giebt eine Klugheit, die lauter DaubenEinfalt – lauter Liebe ist – und die können wir, die wir feüriger sind, freyer denken, uns über andere erhaben zu seyn dünken, nicht genug studieren, uns nicht genug zueigen machen.

Wie unaussprechlich groß war unser Herr, und wie einfältig machte er sich gleichsam zum Schüler seiner Schüler. Er war das beständige sichtbare Ideal seines Leibworts: *Wer sich selbst erniedrigt wird erhöht werden*. [...]

[Lavater hat Hartmanns „Bestimmung des Jünglings“, seinen *Sophon* noch nicht erhalten; dieser ist noch nicht in Zürich erhältlich]

Ich erstaune, daß Sie hoffen oder besorgen, bereits in Ihrem 20.ten Jahre als Professor ord: auf zwei Universitäten berufen zu werden. Ich bin 32. Jahr alt, und habe auch ein bißchen gedacht, und entsetzlich viel geschrieben, aber ich getraute mich noch nicht, Eine philosophische Lection im Cabinete – zuhalten, geschweige Professor Philosophiä auf einer Universität zu werden. Ich sage dieß nur – um mein Erstaunen zu bezeugen, und gar nicht, um Sie abzuschrecken – alles, was ich Ihnen darüber sagen kann, kömmt auf dieß hinaus: nihil velle et nihil nolle – Suchen Sie nichts, schlagen Sie nichts aus, wenn die Fürscheidung sie beruft – wofern Sie in Ihrem Gewißen, und im Gefühle Ihrer Fähigkeiten keinen entscheidenden Widerspruch finden – [...]

Wenn Sie die Physiognomik studieren, so lassen Sie's ja keine Menschen Seele merken; so urtheilen Sie ja, auch nicht einmal bey sich selber, zuschnell – ungeachtet keine Wissenschaft, man mag darüber spotten, wie man will, sicherer ist, als diese; ungeachtet diese in 20. bis 30 Jahren beynahe alle andere Wissenschaften verdrängen wird – so ist dennoch izt keine schwerer zu lernen – und zulehren, als diese. Je mehr *ich* mich drinn betrogen habe, desto sicherer bin ich geworden, daß *sie* nicht betrügt. [...]

Ja! Ich liebe Sie noch, und werde Sie immer mehr lieben. – und ich kann sagen, daß mich recht sehr verlangt, Sie zusehen, weil ich hoffe, und weiß, daß unsere Unterredung, so kurz sie immer seyn mögte, geseegnet seyn wird. Philosophische Aufklärungen aber, wie gesagt, müssen Sie sehr wenig von mir erwarten. [...]

In Ihrem Entwurf der Dißertation hat mir das meiste vollkommen gefallen. Ich freüe mich recht, sie zulesen. [...]

FA Lav Ms 563, Nr. 115: 27. Juni 1773:

[...] Ich kann den Gedanken nicht aufgeben, Sie hier zusehen. Kommen Sie zu *Fusse* – Mit einem Louisdör können Sie weit kommen; und Hn. Pfenningers [Johann Konrad, 1747 – 1792; Pfarrer in Zürich und Freund Lavaters] Quartier steht Ihnen offen. [...]

FA Lav Ms 563, Nr. 116: 10. Juli 1773:

[...] Es hat allen Anschein, daß ich Briefe von Ihnen nicht bekommen habe, und Sie Briefe von mir nicht. [...] Haben Sie nicht durch Hn: Eberhard Gaupp [1734 – 1796: Kaufmann in Schaffhausen] einen Wechsel von 6. Carlins erhalten?

Ihr *Sophron* – mein lieber Herr Hartmann hat mich manche Erröthung für Sie gekostet. – Wahrlich, wer angreift, dreist – unbescheiden; mögt' ich sagen, angreift, hat sich nicht zu beklagen – oder wenigstens keinen andern anzuklagen, wenn er einige zuempfindliche Gegenschläge krieget. Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden.

Spaldings Briefe – seh ich's an, daß der Ton Ihres Sophrons ihm mißfällt. O mein Lieber, Sie haben sich schlüpfertig gestellt – Es steht einem jungen Menschen sehr übel an – allem, was ihm mißfällt, und wenn er auch noch so recht hätte, – mit einem derben Stokschlage auf die Nase zuschlagen, und – diese Impertinentz für Patriotismus auszuposaunen. – O mein Lieber mir ist bange, bange für Sie – die häufige – darf ich sagen – Flüchtigkeiten, oder Seichtigkeiten – das Gedehte Weithergehohlte, das Unrichtige oder unbestimmte Schwankende in Ihrem Buche : das ich kaum Zeit zu lesen hatte : wird durch das wenige eigne *ganz Gute* schlecht aufgewogen – und der Ton, muß ich wieder sagen – der Ton – ich muß, ich muß es sagen – ist so *unbescheiden*, daß *Gott* ihn *ahnden* wird.

Spalding werd' ich mit dieser Post Ihrent wegen schreiben.

Mündlich – von Bodmers Vertheidigung

Mündlich – von Ihrer Morale *bloß* auf Psychologie gebaut.

Mündlich – von Ihrer entsetzlichen Vielschreiberey – und der Ihnen so nöthigen Ruhe, und der so unendlich wichtigen Kunst *zu hören*, die der Kunst zu lehren vorgeht.

Mündlich alles, was mein Herz für Sie und wider Sie hat – und auch vom Tagebuch. [...]

FA Lav Ms 563, Nr. 117: 18. Juli 1773:

[...] Wen ich lieb habe, den züchtige ich!

Allenthalben vertheidige ich Sie; aber, wenn ich Ihnen schreibe, so bin ich strenge, weil ich Sie hochachte und liebe! – [...]

Ich habe Ihr edles, gutes, aufrichtiges Herz im ganzen Sophron allenthalben gefunden – desto mehr Contrast!

Ihre psychologische [sic] Grundsätze scheinen sich, nach Ihrem lezten Briefe und dem Plan Ihrer Dißertation den meinigen zu nähern. [...]

Ich lege hier ein Briefchen an Ihren frommen Vater bey. Der liebe Mann wünscht, daß Sie in Tübingen bleiben, und lernen mögten, sich unter das Joch zu biegen. [...]

Daß Herr Pfenninger Ihnen sein äußerstspartanisches Tischgen für einige Tage in Zürich, statt meines offerirt, und daß Pfenninger mit allen seinen Hausgenoßen meine Erzfreundschaft

ausmacht, das müssen Sie schon wissen, wenn Sie alle meine Briefe erhalten haben – Leben Sie recht wol.

Ich bin mit vieler Zärtlichkeit  
Ihr aufrichtigstergebener Lavater.

FA Lav Ms 563, Nr. 118: 7. August 1773:

[...] Beynahe die ganze Woche hoffte ich, Sie in Zürich zusehen. Doch es ist nun eben so gut, daß Sie noch nicht gekommen sind. Ich hatte Herrn Pfarrer von Hohentwyl [Georg Christian Sigel, 1737 – 1812] bey mir, : einen Freund von Ihnen, der Köstlin und Stroehlin Vorwürfe machen durfte, daß sie so magisterhaft mit Ihnen umgegangen wären; dochieß sagen Sie keiner Seele : und überdieß war der gute Pfenninger krank. [...]

Die Porträts haben mir viele Freude gemacht. Ich wünschte mehrere von dieser Hand. Ich bin auf das Ihrige, wofern Sie nicht bald selbst kommen, sehr begierig. [...]

FA Lav Ms 563, Nr. 119: 28. August 1773:

[...] Ihr letzter Brief erschreckt mich. Seyen Sie um Gottes Willen ruhig. O lernen Sie erst sich selbst beruhigen, ehe Sie furchtbare Unruhen verursachen. Kommen Sie erst auf Zürich, ehe Sie *einen* Schritt thun, der niemand glücklich, Sie aber äußerst unglücklich machen könnte. Die ..... fordern eine ganz eigene Psychologie. Weder Raisonement, noch Gewaltthätigkeit helfen ... Bitten Sie Gott um *Weisheit, Ruhe, und Glauben* – und Er wird Ihnen Auswege zeigen. Die Sache läßt sich nicht sofort *erzwingen*. Oder in *Einem* Tage ändern. Halten Sie doch Zunge und Feder im Zaum. Ich bitte Sie, beschwöre Sie; – und damit Sie ja keine unwiderbringliche Übereilung begehen, kommen Sie auf Zürich. Mehr kann ich izt nicht sagen – der Geist der Weisheit und Liebe leite Sie und mich. [...]

*Den 4. ten 7bris 1773.* Kommen Sie also in Gottes Namen diesen Monath auf Zürich. Ich werde Ihnen seyn, was ich Ihnen seyn kann. Bis dahin seyen Sie doch ruhig, und fangen nichts an, wodurch die Wuth der Wütenden nur aufgereizt, und die Noth der Seüfzenden noch zehnmal unerträglicher gemacht werden könnte. ... [...]

FA Lav Ms 563, Nr. 120: 7. Januar 1774:

[Abschrift]

[...] O Hartmann, wie wirst du die Philosophie des Christenthums, des reinen evangelischen, nicht des menschlichen oder unmenschlichen – himmlisch finden – wenn Du die Zeügen Gottes hörst – nur als *Zeugen*, nicht als *Infiszirte*; laß Sie auftreten vor dich, Johannes, Matthäus, u: Petrus, u: Jacobus, u: Markus u: Paullus, der auch Saullus hieß, u: höre sie, wie wenn sie dir auf deiner Stube *mündlich* erzählten, was sie geschrieben [...]

FA Lav Ms 563, Nr. 121: 12. Februar 1774:

[Abschrift; ab diesem Brief vermerkt Lavater oben: „Prof. Hartmann“]

[...] Ich bin, sagt man, fleißig – aber wahrlich träge gegen Hartmann. Aber – ich habe schon 10. Jahre gearbeitet.



Meine *Gedanken* schreib ich mit Fleiß *ohne Plan*; aber lerne *warten*. Am Ende 1774 wirst du – sehr viel *Plane* in der Unordnung finden. Mann muß den Leser oft mit Fleiß durch plötzliche Versetzung, von einem etwas gewagten Gedanken wegbringen – bis der *nach u. nach*, das Licht deßelben zuertragen gewohnt ist. [...]

Das 10. Stük des Merküre<sup>129</sup> – mit deiner sehr guten Abhandlung, hab' ich gestern nur noch durchlaufen können [...]

Du streitest für die Wahrheit – o Hartmann – streite für sie nicht mit Spieß und Schild, sondern im Namen der Herrn, deßen Ordnung unbeschnittene Goliaths lästern.

Einige Briefe von Zimmermann [Johann Georg Zimmermann, 1728 – 1795] u. anderen wirst du über Hohetwiel erhalten, aber trage Sorge u: sende sie bald über Hohetwiel zurück. Was ich *keiner Seele* zeige, send' ich dir – u: dennoch hast Du keinen Glauben – [...]

Bodmern will ich gewiß bald besuchen, Gott weiß ich lieb' ihn – aber ich fürchte doch, wer meine Freunde haßt. [...]

FA Lav Ms 563, Nr. 122: 18. März 1774:

[Abschrift]

[...] Hartmann – Gott weiß, ich habe dir vergeben – u: ich zertrette meine Rache – nehme sie schnell zurück – zittre und weyne. [...]

FA Lav Ms 563, Nr. 123: 23. März 1774:

[Brief von Lavater und Johann Konrad Pfenninger]

Lieber Bruder Hartmann – Siehst du noch nicht, so *glaube* an mich.

Doch, was ich that, weißest du nicht; – du wirst es aber hernach verstehen.

O Hartmann, du bist auf meinem Herzen – und wenn du nach zwey, drey, oder vier Jahren mich wieder siehest – wirst du sagen. Ich irrte an

Lavater. [...]

Von Herrn Pfenninger an Dito. [...]

FA Lav Ms 563, Nr. 124: 8. April 1774:

[Abschrift]

[...] Es wird mir immer wöhler, jemehr ich schweigen lerne. Dein Projekt wegen eines Journals in Mietau leuchtet mir nicht sehr ein.

Lieber gieb *du allein*, was du willst, in Form *vermischter Schriften*, oder einer philosophischen *Monatschrift* heraus. Herder – sollst du erst 7. Mal lesen – denn wird dir das Rezensiren verlaiden.

129 Gemeint ist wohl Hartmanns Aufsatz: Von der Zuläßigkeit irriger Phantasien bey moralischen Gefühle. In Der Teutsche Merkur 1773, Bd. 3., S. 86 – 92. Der Teutsche Merkur, 1773 – 1789, wurde von Christoph Martin Wieland herausgegeben; bis 1775 erschien er vierteljährlich, danach jeden Monat. – Vgl. Jürgen Wilke: Literarische Zeitschriften des 18. Jahrhunderts (1688 – 1789). 2 Teile. Stuttgart 1978. Teil 2, S. 132 – 141.

Gehst du über E[r]furth, so frage auch einem Candidat *Paßevant* [Jakob Ludwig Passavant, 1751 – 1827] nach – Es soll ein treflicher Mann seyn.

Mit deinertem rede du selbst.

Mein l. Vater ist hart an der Schwelle des Grabes.

Meine Frau hat zwey Kinder, mit denen sie Tag u. Nacht zuthun hat – die übrige Zeit beym Vater. Sie kann unmöglich schreiben. [...]

FA Lav Ms 563, Nr. 125: 10. Oktober 1774:

[Abschrift]

[...] Seit ich in deines Vatters Hause gewesen, ist mir alles was dein ist – bis aufs ganze würtemberger Land wichtiger und interessanter geworden [...] Ich war in diesem Hause, wie in einer idealischen Welt. [...]

Viel hab' ich von dir auf meiner Reise gehört und gesprochen. deines Vatters Nachrichten trösteten mich wieder in Absicht auf die Vorurtheile, die mir wider den Hzg v C[ur]l[and] beygebracht werden wollten. Es freut mich herzlich, daß du so gut bey ihm stehst. – [...]

*Bodmer* ist immer noch munter, – aber immer noch gegen alles, was von *Herder* kommt, eingenommen. Er liebt dich sehr. [...]

*Goethe* – *Leiden* des *Werthers* hab' ich gelesen, und kann nichts sagen, als: *Herr Jesus! Welche Wahrheit!* [...]

Auf Ostern wird g. g. der erste Theil meiner *Physiognomischen Versuche* herauskommen. Zu geeignet dem Marggrafen v. Baden [Karl Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach, 1728 – 1811] den ich im Umgange sehr lieben und hochschätzen gelernt habe.

Konntest du mir eine Zeichnung von dir, die dir selber gefiele, aus Mietau baldst senden – Port und Zeichnung würd' ich deinem Vater bezahlen. [...]

FA Lav Ms 563, Nr. 126: 29. März 1775 bis 7. April 1775:

[...] O Hartmann! Wie bin ich ein armer Müdling! Was soll ich Dir sagen? Wo soll ich anfangen? Meine Frau war von einem Falle tödtlich krank. Heüt ist sie das erste Mahl wieder auf. Wir glaubten, das Kind sey todt; doch reget es sich wieder. Im Junius wird sie niederkommen.

Pfenningers Vater ist gestorben.

Nicht lange nachher ward' ich *Pfarrer* am Waysenhouse. Pfenninger Diacon.

Der erste Theil meines Werkes [Physiognomische Fragmente] ist nun unter der Preße! [...]

Zürne nicht. Ich habe dich gegen dein Porträte gerettet, daß du nicht protestieren darfst, und NB ein *besseres*, das in den folgenden Theil kommt, ist in der Arbeit.

Auf deine philosophischen Entdeckungen bin ich begierig. Was mich an dir am meisten freut, ist deine Herders Saisirung [dein Begriff von Herder]. [...]

Deinen Brief an *Fußli* [Johann Heinrich, 1741 – 1825] will ich senden. Aber er wird Dir [nicht] antworten, der Unerbittliche! Er hat mir s. leztes Wort noch nicht gehalten! Er schreibt mir aber doch mehr, als sonst. Seinen lezten herrlich grimmigen Brief, wie *Goethe* sagt, sollst Du auch haben. *Goethe* hat in seinem *Prometheus* alle Critiker *Werthers* schrecklich mitgenommen.

Er ist nicht bey uns. Durch seine Hand ist mein physiognomisches Werk gegangen. Er hat mir nicht 40. Zeilen durchgestrichen – der Dienstbefläßene, Gute, Böse! Liebe! Furchtbare – Daß du eine Freündinn hast, freüt mich! [...]

Prüfe lang, und dann behalte fest. Lerne dulden, denn du findest keinen Fehlerlosen, und dich und mich findet niemand fehlerlos. Wir sind's nicht. Also weg mit allen Idealen! Wir schaden uns, die wir auch keine Ideale sind.

Von Herder hab' ich so zu 3. Monaten um einen Brief. Lezthin schrieb er mir einen physiognomischen, deßen HauptInnhalt ist – „Der Mensch ist Christus Ebenbild – wie der Gottes. Alles ist in ihm was in Gott ist! Sein Körper, besonders sein Angesicht ist Spiegel aller Gottes Kräfte, wie sie sich in Christo concentriren! Christus zerstört alles, was am Menschen Gottes Bild verdunkelt, zerrüttet! Durch Glauben an ihn, Nachfolge seiner, wird der Mensch in Gott u. s. w.“ [ab hier nicht mehr mit Bleistift ausgezeichnet] In diesem Tone schreibt Herder. Sein Capitel von der Würde der menschlichen Natur ist die Einleitung in mein Werk.

*Porta* [Giambattista della Porta, 1535 – 1615] kenn' ich und beurtheil' ich im II. Theil meines Werkes [Physiognomische Fragmente].

*Goethe* will ich um einen langen Brief für dich bitten; aber ich fürchte, umsonst. Mir hat er noch keinen langen Brief geschrieben, und ich zweifle so sehr, ob ers könne, als ich zweifle, ob er einen Folianten herausgeben werde? [...]

*Goethe* hat ein schrecklich beißend Ding über alle Kritiker Werthers gemacht; *Prometheus*, da wird weder *Wieland* noch *Nicolai* geschont; wie *Wieland* mit Herder umgeht, ist unverantwortlich. Nicht ein Wort vom Innhalte und Verdienst eines solchen Werks, das eigentlich schriftstellerisch betrachtet, nie schlecht seyn kann in einem *Deutschen Merkur*, hingegen eine halbe Seite über die Sch[r]eibtafel! Wer kann das *ausstehen*! [...]

*Bodmer* weigert sich zuzusen [für die Zeichnung seines Gesichts], und erstrütten läßt sich nicht. Ich will's aber noch einmal versuchen.

Dein Herzog .... das hört' ich, den glaub' ich; aber, – [„]das ganze *Land* ist mir zugethan“ – denke das nicht, und sag es nicht.

Pfuj – von Werthers Schicksal! – Sey Mann, Es ist *größer* zu leben, als zu sterben. [...]

Zwischen dir und Werther? Ähnlichkeit? – Ja! und Nein! Ich dachte nie, daß du *verliebt* werden könntest – aber daß du, ausgeschlossen aus einer adelichen Gesellschaft, den Ausschlieszer oder dich – erschießen könntest – Pfui! –

Die Machiene zu Silhouetten ist ein *Glasseßel*, der nicht geschikt werden kann. [...]

In Hartmanns Briefen an Lavater findet man einen ersten Hinweis auf eine Professur in Mitau am 8. Juli 1773.<sup>130</sup> Bis zum 26. November des gleichen Jahres ist noch kein Ruf erfolgt, und Hartmann überlegt sich deshalb, nach Riga zu gehen:

130 ZBZ, FA Lav Ms 511, Brief Nr. 93: Gottlob David Hartmann an Johann Kaspar Lavater, 8. Juli 1773.

FA Lav Ms 511, Nr. 94: 26. November 1773:

[an Anna Lavater, geb. Schinz, 1742 – 1815]

[...] Nun bin ich in Ludwigsburg, in den Umarmungen meiner Elter[n]. Ich werd still seyn und warten lernen. Wenn aus Mietau nichts würde, so wäre es mir beynahe lieb, denn ich könnte einen Ruf nach Speyer, als Rector des dortigen Gymnasiums erhalten mit 1000 ß Besoldung, Wohnung, Holz u. s. w. Allein ich habe mein Wort nach Mietau von mir gegeben, u: werde es nicht zurücknehmen können. [...]

FA Lav Ms 511, Nr. 98: 29. Dezember 1773:

[...] Aber an Zürich denke ich immer wiewohl ich nimmer daran denken sollte, denn, wenn werd ich dich wieder sehn? Mein Vater ließ mich gern gehen nach Zürich. Sobald als möglich attestiere du, und Bodmer daß ich meinen Ruf erhalten habe; in einem Brief an d[en] Herzog. – Worinn du im Nahmen Sulzers bittest, daß sie mir meine Entlassung geben möchten. Und indeß ha[s]t Du nichts für mich, gar nichts erhalten? [...]

In den folgenden Briefen reagiert Hartmann auf seinen Besuch in Zürich und auf Lavaters ihm zugeschickte Antworten:

FA Lav Ms 511, Nr. 102: 4. Juni 1774:

[...] Du zürnender Geliebter. Schreib gar nicht an mich, wenn Du fürs Publikum schreibst. Das werde ich Dir niemals zürnen; aber schreib auch an sonst keinen mehr mir ists ernst schreib nicht mehr; denn Dir raubt es Stunden – und ich ich will kein Räuber seyn. [...]

FA Lav Ms 511, Nr. 104: 19. Februar 1774:

Ich hab nun meinen Ruf nach Mietau erhalten, und ich soll demselben gemäß zu Ende des Merz in Berlin eintreffen.

Das Reisegeld ist überhaupt auf 50 Dukaten gesetzt. Ich hab aber Sulzer geschrieben, „Wofern ich nicht 100 Dukaten erhalte, so will ich den Ruf hiemit ausgeschlagen haben.“ Es wäre Thorheit mich mit 50 Dukaten auf eine so weite Reise zu wagen. Kann blos die Vernunft mich hindern, Professor zu werden, u: gibt Reichtum ein Vorrecht ein Anspruch darauf; so renuncir ich auf den Ruf u: entschliesse mich, lieber in meinem Vaterland, als unterwegs nach Mietau zu betteln.

Nun erkenne ich erst meine ganze Bestimmung. Ich bin geneigt, der ganzen Welt zu fluchen. Umsonst hab ich Wissenschaft, die mich ohne Geld nichts nützt, dagegen Reichtum ohne Wissenschaft alles erhält. Das Leben ist mir entlaidet [...]

Du grausames Schicksal, wie lange verfolgst du mich. Bald spreche ich, wie Medea. So wenig Geld zur Reise – u: die Zeit so kurz gesetzt; ich nicht gekleidet, nicht zur Reise gerüstet, u. doch Prof. in Mietau. Fluche mit mir dem Gedanken nach Mietau zu gehen.

Meinem Vater darf ich es beynahe nicht sagen, daß ich den Ruf ausgeschlagen habe. [...]

FA Lav Ms 511, Nr. 110: 6. März 1774:

[an Anna Lavater, geb. Schinz]

Nicht an Lavater mehr, dessen Fluchbrief mir Denkmal seyn soll, wie ich keins habe, sondern an Sie, meine Freundinn – doch nicht Freundin, Miterzürnte Frau Helferin will ich schreiben. [...]

Noch einmal. Lavater handelt nicht recht gegen mich. Aber ich will schweigen, und nichts mehr sagen. Vertobt seine Wuth, so soll es mich freuen. [...]

FA Lav Ms 511, Nr. 112: 23. März 1774:

[...] Gottlob, daß nun ein Sturm vorüber ist, welcher mich nicht ruhig ließ.

Mit dir bin ich nun gesöhnt, und ich kann nichts sagen, nichts, als daß ich innigst mich darüber freue, und mein Vater sich freut, und Exp[editonsrat] Hartmann [Johann Georg, 1731–1811] in Stuttgart sich freut. [...]

FA Lav Ms 511, Nr. 116: 9. April 1774:

[...]

1. Mein Journal [Litterarische Briefe an das Publikum] soll lauter Abhandlungen enthalten.

Willt Du theil haben an dieser Schrift?

2. Mit Kant sprech' ich auf meiner Reise selbst.

[...]

FA Lav Ms 511, Nr. 117: 10. April 1774:

1. [...] Weil ich itz noch Zeit habe, Dir zu schreiben Lavater, und etwas Langeweil, so will ich noch 2 Blätter beylegen, um dir recht vieles zu schreiben.

Schreib itz nicht mehr an mich, biß ich Dir von Mitau aus anzeigen [sic], wohin du deine Briefe an mich senden kannst. [...]

6) Du *aller alles*. Ich mag nichts mehr sagen.

[...] Noch einmal wegen meinem Journal oder Mercur, wie dus nennen willst. Schande soll Dirs nicht [sic], etwas daran zu arbeiten. Es werden die grösten Männer Deutschlands daran arbeiten. Eingeladen dazu werden Sulzer, Kant, Heß [Johann Jakob, 1741–1828], Fulda [Friedrich Karl, 1724–1788], Garwe [Christian Garve, 1742–1798], Denis [Johann Nepomuk Cosmas Michael, 1729–1800], Hahn der Mechaniker [Philipp Matthäus, 1739–1790], Platner [Ernst, 1744–1818], Moses [Mendelssohn, 1729–1786], Crugot [Martin, 1725–1790], Klopstock u. einige andre. Nicht eine Konc[es]sion soll darinn stehen. Nur den Mitarbeitern, wird der ganze Plan kund gethan. Schlage mir meine Bitte ab, wenn du kannst. Mich dünkt, du hast genug um mir etwas zu geben. [...]

FA Lav Ms 511, Nr. 118: 23. Mai 1774:

[...] Lavater! Lavater! Mein Portrait radirt, wider meinen Willen in die Physiognomik aufgenommen, jedem deiner Freunde geschrieben, daß ich es sey – Lavater, wie konntest du das. Alle deine Freunde sagen, daß ich schlechterdings nicht getroffen sey. Ich bitte dich nun noch einmal, mein Portrait aus deiner Physiognomik wegzulassen. Es ist schlechterdings nicht recht, wenn du es darin aufnimmst.

Berlin, Lavater hat für mich wenig Reitz. Ich bin in meinen Gedanken nun immer in Mitau. [...]

FA Lav Ms 511, Nr. 121: 22. Februar 1775:

[aus Mitau]

[...] Nie sollte Lavater mit ungleicher Bewegung s. Herzens an mich denken. Freylich ists immer nur Buchstabe, was du schreibst, aber Buchstabe von dir.

Ins Ohr darf ichs Dir sagen, daß der Herzog von Curland ein schlechter Mensch, und unwarlich nur aus Furcht gut begegnet. Das ganze Land ist mir zugethan.

Ich habe kürzlich auf dem Land eine Bekanntschaft gemacht, die mir nahe geht. [...]

FA Lav Ms 511, Nr. 122: 25. April 1775:

Ich hoffe ganz gewis mein liebster Lavater, endlich einmal einen Brief von Dir zu erhalten. Aber du bist ganz Physiognom, und denkst an mich armen Verbannten, in die Wüste hinaus gestossenen Mann nicht. Weil Du nicht schreibst, so schrieb' ich an Reich [Philipp Erasmus, 1717 – 1787], mir indeß deine Physiognomik *nach Deinem Verspruch* zuzusenden, damit ich doch etwas von Dir habe. [...]

FA Lav Ms 511, Nr. 124: 15. Mai 1775:

[...] Mein Porträt soll also doch in deine Physiognomik, und nun zum zweytenmale, kommen. Ach Lavater, ich hätte gewünscht, du hättest mich weggelassen. Du magst Gutes oder Schlimmes sagen, so ists mir nicht recht – [...]

FA Lav Ms 511, Nr. 126: 30. Juli 1775:

[...] Ich habe an Bodmer geschrieben, und ihn gebeten zu einer Zeichnung für dich dir zu sitzen, u. er wirds gewis thun. [...]

Ich bin itz in dem besten Hause von ganz Curland; und bin oft u: lange hier. Wenn erst der academische Zeichner hier ist, so send ich dir das ganze Haus, und ich weiß, daß dir diß Freude machen soll. Ich lebe hier ein Leben, das voll von Harmonieen ist, denn wir haben alle Tage Musik; u: wirklich gehe ich allemal ungern wieder zur Stadt, in der ich nichts gar nichts habe, das mein Herz an sich ziehen koennte. Schon lange hab ich Dir eine getreue Erzaehlung von meiner ganzen Situation versprochen, und ich habe nicht Wort gehalten, indeß setz ich mich einmal gewis hin, um Dir recht vieles davon zu schreiben. Manchmal vergeß ich es auf Augenblicke, daß ich so ferne von euch bin. Nun hab ich schon ein ganzes langes Jahr hier gelebt. Von unserm Herzog schreib ich dir nichts. Du hast genug auf deiner Reise von ihm gehört, u: Du hast nicht unrecht gehört. Die Einweihung der Akademie ist noch nicht geschehen, u: kaum kann ich es glauben, daß sie bald geschehen wird. [...]

Wie man aus dem ausführlichen Briefwechsel zwischen Lavater und Hartmann erkennen kann, nahm sich Lavater des jungen Hartmann als Freund und Mentor an und versuchte, dessen Ruf nach Mitau zu befördern.

Im Briefwechsel zwischen Johann Georg Sulzer und Johann Jakob Bodmer geht es ganz konkret um die Besetzung des Lehrstuhls für Philosophie in Mitau, die Sulzer möglichst optimal vornehmen wollte, weshalb er bei seinem „väterlichen Freund“ Bodmer Rat erbat, auf Hartmanns Forderungen einging und dessen Verhalten in Mitau beschreibt.

Johann Georg Sulzer an Johann Jakob Bodmer:

Ms Bodmer 5a, 1–4, Nr. 205: 10. August 1773:

[...] Wegen des jungen Gelehrten aus Stuttgart, den Sie mir empfahlen, kann ich noch nichts sagen. Professoren der alten Litteratur und der Beredsamkeit habe ich bereits dem Herzog vorgeschlagen und erwarte täglich Antwort darüber. Noch habe ich niemand für die Philosophie vorzuschlagen. Wenn Hr Hartman darin stark genug ist, so könnte dies für ihn seyn. Aber bedenken Sie auch, mein Theürester, daß es dabey auf meinen guten Namen ankommt und daß ich niemand vorschlagen kann, als der meiner Wahl Ehre macht. Hierüber erwarte ich Ihr Gutachten. Hätte der Prof. Müller [möglich wäre Christoph Heinrich Müller/Myller, 1740–1807] dem Rath, den ich ihm vor langem gegeben, sich in der französischen Sprache fest zu sezen, gefolget, so würde kein andrer, als er, in meine Stelle treten. [...]

Ms Bodmer 5a, 1–4, Nr. 206: 20. Oktober 1773:

[...] Da ich vermuthete, mein väterlicher Freund, daß Hr. Hartmann gegenwärtig in Zürich ist, so wende ich mich an Sie, um durch Sie mit ihm zu sprechen. Neulich schrieb ich ihm, daß ein sehr langes Stillschweigen des Herzogs in Curland, mich in Ungewißheit setzte, ob ich fortfahren soll Lehrer für sein zu errichtends Gymnasium Academicum vorzuschlagen. Seit dem aber ist mir aufgetragen worden in meiner Anwerbung fortzufahren, damit die künftigen Lehrer auf das nächste Frühjahr sich in Mitau einfinden können. Also würde ich den Hr. Hartmann zum Profeßor der Philosophie vorschlagen, wenn ihm die Bedingungen anstünden.

Das Gehalt ist von 300 Dukaten, oder deren Werth, und es wird überdem noch ein gewisses zu einer Haushaltung hinlängliches Deputat an Getraide geliefert werden; für Wohnung aber, muß jeder selbst sorgen; Reise Geld kann ich noch nicht versprechen, weil ich auf meine Anfrag über diesen Artikel noch keine Antwort erhalten habe; aber es ist wahrscheinlich, daß jedem die Reise werde bezahltwerden. Jeder Profeßor muß sich wöchentlich zu acht Lektionen verstehen, und muß über dem versprechen, eine Anzahl junger Leüthe, die da studiren werden, in dem Maaße in seine Obhut und Aufsicht zu nehmen, daß er ohngefahr dasjenige für sie thut, was etwa ein rechtschaffener Man für sie thäte, dem sie von den Ältern angelegentlich empfohlen werden. Er muß sehen, ob sie an guten Orten in Pension sind; muß ihre Aufführung und ihr ganzes Betragen wol beobachten, ihnen mit Rath und That an die Hand gehen u: s. f.

Nach dem festgesetzten Plan, ist des Profeßers der Philosophie hauptsächliche Bemühung seinen Zu Hörern wahre und richtige Begriffe von den verschiedenen philosophischen Systemen der berühmtesten Philosophen alter und neuer Zeiten zu geben, und sie anzuführen jedes System und jede Meinung über wichtige philosophische Gegenstände richtig und unpartheyisch zu beurtheilen. Da mir noch ein Profeßor der Mathematik fehlet, und und [sic] ich einen gewissen tübingischen Magister, der, wo ich nicht irre sich Rappolt [Wilhelm Gottlieb, 1748 – 1808] nennt, dazu vorschlagen möchte, so wünschte ich von Hr Hartmann zu erfahren, was ihm von dieses Mannes Art und Ruff bekannt ist. Dieses, mein Theürester ist für Hn. Hartmann. [...]

Ms Bodmer 5a, 1 – 4: Nr. 207: 6. November 1773:

[...] Ich erwarte täglich Hr Hartmanns Beruff nach Mitau. Sagen Sie ihm doch, daß er vorläufig sich eines der beyden Männer, die er zum Professerat der Mathema[tik] mir vorschlagen hat eventualiter versichere. [...]

Ms Bodmer 5a, 1 – 4: Nr. 208: 8. Februar 1774:

[...] Ich schreibe heüt an Hn Hartmann, um ihm zu melden, daß seine Vocation nach Mitau bey mir eingegangen, und er sich zur Reise anschiken solle; bey dieser Gelegenheit muß ich, mein theürester Freund, auch einen kurzen Besuch bey Ihnen ablegen, um Ihnen zu sagen, daß ich noch immer fortfahre in denselben Umständen zu leben. Meine Krankheit verzehret mich nur langsam, und es scheint, daß sie mir Zeit laßen werde mein Werk zu vollenden, das nun dem Ende ziemlich nahe ist. Ich habe an mehr Orten sehr freymüthig mit Wieland gesprochen, und ihm seine manigfaltigen Versündigungen gegen den guten Geschmack ernstlich, aber anständig vorgehalten. Seine blinden Verehrer werden trefflich auf mich losziehen, aber die Verehrer der Vernunft und der Sitten werden mich durch ihren Beyfall schadlos halten. [...]

Ms Bodmer 5a, 1 – 4: Nr. 209: 14. Mai 1774:

[...] Ich erwarte Hartmann täglich. Seine Gesänge über die nächst verfloßnen Jahre verkündigen einen stark und woldenkenden Man; aber auch einen, der sich nicht in die Zeit schiken kann, und der in einem beßern Jahrhundert eine bequämere Stelle würde gefunden haben. Aber mehr Erfahrung wird ihn vermuthlich auch beugsamer machen.

Sie werden in einer Farce, Götter, Helden und Wieland, diesen in einer schlechten Gestalt erblicken.<sup>131</sup> Er hat den Unfug soweit getrieben, daß endlich die Kritik gegen ihn erwacht ist. Nun wird er vermuthlich von viel Seiten auf einmal angegriffen werden. [...]

Noch habe ich Ihnen, so viel ich mich besinne, nicht gemeldet, daß ich Großvater eines muntern Knabens bin, der im verwiechenen Jenner in der Welt erschienen ist. Graff [Anton] wird allem Ansehen nach Dresden um Berlin vertauschen; denn wird mir in der Welt wenig zuwünschen übrig bleiben. Aber ich hoffe auch ohne Wünsche und ohne den Reiz der Hoffnungen gute Tage zu leben. [...]

131 Johann Wolfgang Goethe: Götter, Helden und Wieland, 1774. – Vgl. Hamburger Ausgabe. Bd. 4. Dramen II. München 1982, S. 203 – 215.



Ms Bodmer 5a, 1–4: Nr. 210: 13. August 1774:

Schon lange, mein verehrungswürdiger Vater, sehne ich mich nach einem ruhigen Tag um Ihnen über vieles umständlich zu schreiben. Aber noch hab ich diesen Tag nicht gefunden, und bin in der Nothwendigkeit diese beyden Briefe von Hartman nur mit wenigen Zeilen zu begleiten. [...]

Ms Bodmer 5a, 1–4, Nr. 211: 9. September 1774:

Endlich hab ich das Ziehl meiner langen und zum Theil mühsamen Arbeit erreicht. Der zweyte Theil der Theorie [Allgemeine Theorie der schönen Künste] hat die Preße verlaßen, und ich bin auf einmal ohne Beschäftigung und ohne Sorge. Ich erfahre dabey das Schicksal aller Menschen, die durch Erfüllung der eyfrigsten Wünsche nie ganz befriediget werden. Den ganzen Sommer über, war dies mein einziger Wunsch die Arbeit bald geendiget zu sehen, damit ich in völliger Freyheit und gänzlicher Sorglosigkeit unter meinen Bäumen und zwischen meinen Gesträuchen herum irren könnte. *Ducere sollicitiae jucunda oblivio vitae* [Horaz, Satiren 2.6.62]. Das Glük ist mir geworden, und siehe! nun scheint es mir nicht so beneidenswerth. Izt seh ich, was die Arbeit für ein Gut ist, seit dem ihr gänzlicher Mangel mich das Leere des Müßigganges empfinden läßt. [...]

Neulich schikte ich Ihnen zwey Briefe von Hartmann. Ohne Zweifel enthalten sie auch vieles von den Klagen, womit er sich oft und überflüssig unterhält. Einige scheinen gegründet zu seyn, aber viel andere müsten auf Rechnung seiner Jugend Hitze gesetzt werden. Er sagt, daß er von seinem Gehalt von 1200 Gulden und dem Geträyde, das ihm noch über dies geliefert wird, nicht leben könne. Und dieses wird leider wahr seyn, wenn er sich nicht mäßigen lernt. Ich hatte ihm 100 Ducaten zu seiner Reise von Stutgardt nach Mitau geschickt, und er hatte sie bis Berlin verzehret. Doch thu ich mein Möglichstes, ihn und seine Collegen klaglos zu machen, und habe nur vor ein paar Tagen deßhalb in einem so dringenden Ton, als es sich thun ließe an den Herzog geschrieben. Ich denke, die Sachen werden doch gut gehen. Aber freylich nicht in jedem einzelnen [sic] Stük so gut, als es Jünglinge von so uneingeschränkter Gemüthsart, verlangen. Ich bin mit dem Verstand und dem Herzen dieses wakern jungen Mannes, sonst völlig zu frieden. Denn ich sehe, daß alle Anomalien darin, blos Anomalien seines Alters sind, folglich sich täglich verbeßern. Am Ende wird er uns beyden Ehre machen.[...]

Ms Bodmer 5a, 1–4, Nr. 212: 20. September 1774:

[...] Hartmann klagt sehr über Theürung in Mitau und über die Langsamkeit der Anstalten, die dem dortigen Gymnasio das Leben geben sollen. Er hat mich durch recht ungestühmes Anhalten zu einem *Faux pas* verleitet. Ich musste auf wiederholtes Anhalten dem Herzog vorstellen, daß ein Profeßor in Mitau mit 1200 Gulden baarem Gelde und freyem Getrayde für sein Haus, nicht leben könne, dieses hat Hartm[ann] zu wiederholten Malen, mit Betheürungen versichert. Und nun erfahre ich ganz zuverlässig, daß die Theürung, worüber er so sehr klagt, blos solche Sachen betreffe, die ein Profeßor haben müßte, der wie ein Hofman glänzen will. Er ist wirklich sehr ungestühm und will izt *contre vent et marée*, ehe er sich noch in Verfaßung gesetzt hat zu thun, was seines Amtes ist, ein Jurnal anfangen, wozu er mich sehr entscheidend

als Mitarbeiter auffodert. Ich habe ihm geschrieben, daß er erst an das Nothwendige denken solle. Bey dem allem, bin ich über den Fond seines Charakters außer Sorge; Kopf und Herz sind gut und ich habe an den Herzog geschrieben, daß die Fehler, die dieser junge Man hat, solche sind, die täglich abnehmen müssen, weil er täglich doch einen Schritt thut der Jugend, der Quelle seiner Fehler zu entgehen. Es sind nun drey Würtemberger an diesem Gymnasio. Da ich selbst die Direction dieser Stiftung, die der Herzog mit äußerst vortheilhaften Bedingungen mir angetragn hat, nicht annehmen konnte, so thut Prof. Müller [Christoph Heinrich Müller/Myller] einen Versuch mich zu bereden, ihn an meine Stelle vor zu schlagen. Aber er nahm bey näherem Nachdenken seine Pretension von selbst wieder zurücke. Er brennt vor Begierde sich Ansehen und einen Namen zu machen; aber die Mittel zu diesem Zweck zu kommen, sind ihm alle zu langweilig!

[...] Der König von England beweist durch den Auftrag den er unserm Füßli hat thun lassen, daß er das Charakteristische dieses außerordentlichen Genies wirklich kenne. Es sind einige Jahre her, daß mir ein Freund aus London schrieb, Füßli sey ein Mann, der diesem Jahrhundert Ehre machen könnte. Für mich ist er völlig tod. [...]

Ich hatt Ihnen schon lange gesagt, daß Ihr Gesicht viel Ähnlichkeit mit Voltairen habe; es ist so gewiß, daß mehrere Ihr Portrait von Füßli, das bey mir hängt für Voltairs Portrait gehalten haben. Aber de Luc [Jean-André, 1727 – 1817] hat völlig recht, was er von dem Unterschied beyder Charaktere sagt, die aus der Bildung heraus leuchten.

Lavaters apostolisch charlatanische Reise gehört unter die Kindereayen, deren man allmählig gewohnt werden muß. Und eben dahin rechne ich auch Klopstocks Repulik. Mich verlangt zu erfahren, ob er nicht die Gnade des Marggrafen von Baden verachten wird. Noch möchte Lavaters Hochachtung für Göthe und Herder zu jenem gehören. Hartman hat mir erstern, dessen Genie ich nicht verkenne, als einen gar sehr excentrisch lauffenden Cometen beschrieben. Aber für Herders älteste Urkund ist Hartman sehr eingenommen, daß er mir ansinnet diesen großen Man als Profeßor der Theologie nach Mitau zu bringen. Moses Mendelson, der ihn diesen Sommer in Pyrmont gesehen, hat an ihm nichts als einen franz. Abbé [katholischen Priester] gefunden, der am Spiehlisch hinter den Stühlen der Damen den bel esprit macht. Das müssen tiefdenkende Damen seyn, die sich an den courtoisien eines solchen Mannes vergnügen können. [...]

Ms Bodmer 5a, 1 – 4, Nr. 215: 4. November 1774:

[...] Aber ich sehe eine noch schlimmere Kezerey [als den bel-esprit] aufkeimen, die gewiß in Kurzem allgemein werden wird. Empfindung, Gefühl, rein von aller pedantischen, kalten, dem Geschmake tödlichen Überlegung; dieses ist izt der Wahlspruch derer, die das Ohr des Publicums haben. Sie werden diese Lehre in mancher Stelle *der Leiden des jungen Werthers finden*. Aber eben diese Wärme des Gefühles, von aller Vernunft verlassen, das nach dieser Leüte Sinn, das Höchste und Wünschbarste ist, jagte dem jungen Werther die Kugel durch den Kopf, nach dem es ihm unbeschreibliches Leiden ver ursachtet hatte; eben diese Hize der Empfindung verführte den Göthe durch diese recht unbesonnene Schrift dem verehrungswürdig alten G. allen Freunden des jungen Werthers, und der guten Lotte selbst, eine Wunde

zu schlagen, die noch tiefer und schmerzhafter seyn muß, als die, welche die tragische That des jungen Mannes selbst, ihnen geschlagen hatte. Zu solchen Dingen verführet diese Leüte ihr eigener Grundsatz auf den sie sich so viel einbilden. [...]

Ms Bodmer 5a, 1–4, Nr. 216: 19. November 1774:<sup>132</sup>

[...] Die Rede geht, daß Dr Göthe aus Frankfurth hier sey, um die Vorstellungen seines Götze und seines Clavigo auf dem Theater zu sehen. Ersten hab ich auch gesehen, aber das verworrene und verwirrende Schauspiel nicht bis ans End aushalten können. Hartmann ist noch immer unruhig, in seinen Urtheilen voreilig und verwegen. Er will noch nicht begreifen, daß er ein berufener Diener eines Fürsten ist, der ihn zu keinem unedeln Geschäfte beruffen hat, es so auszuführen, wie der vernünftige Plan des Fürsten es erfordert. Er will selbst Plane machen und an Seilen ziehen, die man nicht ihm, sondern andern in die Hände gegeben. Ich habe genug zu thun zu verhindern, daß diese jungen hizigen Leüte den Herzog nicht ungeduldig machen. Aber dieser Fürst hat wirklich Achtung für sie und duldet ihr oft ungestühmes Betragen. [...]

Ms Bodmer 5a, 1–4, Nr. 217: 24. Dezember 1774:<sup>133</sup>

[...] Jzt will ich aber noch allgemeiner sagen, daß es mir scheint, Leßing habe, seiner wirklich großen Talente ungeachtet, die Gabe ein vollkommener dramatischer Dichter zu seyn, von der Natur nicht empfangen. Ich glaube wenigstens in allen seinen Stücken, doch in der Emilia am wenigsten, etwas Zwang und etwa Gesuchtes oder Gestudirtes in der Sprache der handelnden Personen zu entdecken; etwas das *undramatisch* ist. Aber seine Anlagen des Ganzen, zeigen Geschik zum Drama. [...] und ich lege gegen Sie überhaupt das Bekenntnis ab, daß ich in der neüesten eigentlich deutschen Litteratur sehr unerfahren bin. Die dieses in meiner Theorie nicht sehen und die gegen mich übelgesinnten Jüurnalisten, die mir diese Schwäche nicht vorwerffen, geben dadurch einen deutlichen Beweis, daß sie wenig scharffsichtig sind. Ich gestehe nicht nur meine Unwissenheit in diesem Fache, sondern, was noch ärger ist, meinen Mangel an Geschmack für unzählige Werke, die fast mit allgemeinem Jubel aufgenommen werden, mir aber blos kindische oder wenigstens schwache jugendliche Versuche scheinen. Wenn die izige deutsche critische Welt genau wüßte, was ich von ihren Helden denke, so würde sie eine Croisade gegen mich predigen.

Eben diese Vorstellung, die ich mir von dem Geschmack meiner Zeitgenossen mache, macht mich auch glauben, daß Ihre politischen Trauerspiele noch lange Zeit im Staub liegen werden. Man muß schlechterdings etwas stürmisch seyn, stürmisch gegen die Einbildungskraft, oder gegen die Empfindung, wenn man den Deütschen gefallen soll.

[...] Angenehm würd es auch für mich seyn, wenn Göthe noch zu Ihnen käme. Dann bekämen Sie gewiß in Deütschland einen Verehrer mehr. [...]

132 Veröffentlicht auch in: Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Gessner. Aus Gleims literarischem Nachlasse hg. von Wilhelm Körte. Zürich 1804, S. 413–420, hier S. 418f.

133 Veröffentlicht ebd., S. 421–428, hier S. 422f.

Ms Bodmer 5a, 1–4, Nr. 218: 27. Dezember 1774:

[...] Die Mitauischen Profeßoren und Hartman à leur tête machen mir gar sehr viel Verdrus. Es scheint daß Hartman seine Hize, Ungeduld und Unvorsichtigkeit allen mittheille. Können Sie sich vorstellen, daß H. kläglich thut, daß er bey einem Gehalt von 1300 Gulden nach Züricher Geld sich nothwendig hat in Schulden steken müssen und daß er schlechterdings behauptet, mit diesem Gehalt, auch als ein einzelner Mensch durchaus nicht leben zu können!

Er hat durch unbedachtsame und ünüberlegte [sic] Klagen von dieser Art den Herzog und alle, die eigentlich ihm helfen könnten, beleidiget und ich muß izt fast alle meine Zeit damit zubringen, daß ich Briefe von diesen Herren empfangen, beantworte, dann bey dem Herzog wieder suche gut zu machen, was sie durch ihre ungestüme Hize verdorben. Und damit noch nicht zu frieden wollen sie mir auch noch vorschreiben, was und wie ich dem Herzog schreiben soll. Es kommt mir sehr zu statten, daß ich selbst durch meine lange Krankheit Geduld und Gelaßenheit erworben habe, sonst hätte ich mich schon lange mit diesen Hn. überworfen, denn sie schonen in ihren hizigen Reden auch meiner nicht! [...]

Ms Bodmer 5a, 1–4, Nr. 221: 29. Mai 1775:

[...] Das Sendschreiben über Nachrichten von Lavater ist gewiß von keinem blöden Kopf;<sup>134</sup> doch etwas zu beleidigend. Ich wollte nicht darauf schweeren, daß nicht unser alte Freund der Canonicus [Johann Jakob Breitinger, 1701–1776] einigen Antheil daran habe. Der hiesige Editor (Dr Teller [Wilhelm Abraham, 1734–1804]) hat mir gesagt, daß er noch einige Ausdrücke darin gemildert habe. Lavater bleibt seiner Schwermereyen ungeachtet ein verständiger und lebenswürdiger Man, und seine Physiognomik ist kein schlechtes Buch. Aber er wird mich nie bereden, daß Herder ein guter Schriftsteller ist, ob ich ihn gleich für einen Mann von Genie halte. Reich [Philipp Erasmus] schreibet mir, daß ihn der große Aufwand auf die Physiogn. in Verlegenheit sezet; daß er sich aber dabey als einen recht uninteressirten Buchhändler zeigen wolle.

[...] Hartman hat mir lange nicht geschrieben. Ich dächte dafür stehen zu können, daß er, der verschiedenen Anomalien in seinem Charakter ungeachtet, weder Ihnen noch mir jemal untreu werden wird. Aber in Mitau hat er wegen seiner Jugend, Hize und Unerfahrenheit, sich viel Schaden gethan. Der Prof. Müller hat gänzlich mit mir gebrochen. Er steht in dem Wahn, daß ich mit offener Hintanzug seiner Person und seiner Verdienste einen seiner jüngern Collegen zum Rector des Joachimischen Gymnasii gemacht habe, ob ich ihn gleich hoch und theuer versichert, daß ich mich, seitdem ich mein Amt nieder gelegt habe, mit solchen Sachen nicht mehr [vermenge?] [...]

134 [Johann Jakob Hottinger:] Sendschreiben an den Verfasser der Nachrichten von den Zürcherischen Gelehrten im ersten Bande der allgemeinen theologischen Bibliothek, worinn nebst anderm einige Nachrichten von Herrn Diacon Lavater enthalten sind von einem Zürcherischen Geistlichen. Berlin/Leipzig 1775. Vgl. Caflisch-Schnetzler: Gelehrte Wissenschaft (Anm. 10).

Ms Bodmer, 5a, 1–4, Nr. 222: 29. Juli 1775:

[...] Ich höre sehr viel Unangenehmes von den Begegnungen, die der gute Lavater von einigen Ihrer dortigen Gelehrten auszustehen hat und es geht mir noch näher zu vernehmen, daß unser Br...r [= Breitingen] ... à la tête dieser Männer steht. Ich dächte doch, daß das viele Gute und sogar Große, das Lavater unstreitig hat, ihm manche Schwachheit sollte übersehen machen. Selbst das Werk, das ihm dem Vernehmen nach, viel Spötereien zu zieht, die Physiognomik, ist wahrhaftig das Werk eines tiefdenkenden Kopfes, über den man nicht spotten sollte. [...]

Von Mitau aus höre ich nichts, als Klagen, so daß ich dieser ganzen Sach überdrüssig bin. [...]

In Ms Bodmer 2011 finden sich die Briefe Bodmers an Sulzer als Kopien von Sulzers Hand. Sie zeigen, wie stark Bodmer die Professur seines Schützlings Hartmann nach Mitau gefördert hatte.

Ms Bodmer 2011, Brief Nr. 78: 24. Juli 1773:

[...] Ich habe einen jungen Freund in Stuttgart, Hartman, ein Candidat; feuerig, die Wahrheit zu suchen und zu bekommen, der zu Sulzers Seele denket. Wenn Sie ihn in das neue Gymnasium in Mitau empfehlen könnten, als Professor, so dürfte ich mit gutem Gewissen für ihn gut sprechen. Sie selbst aber können ihn aus dem Werken [= Werkchen] kennen, Sophron betitel[t], das Spalding dedicirt ist. Er soll diesen Sommer nach Zürich kommen, aber nicht zu mir, nicht an meine Tafel: Klopstock und Wieland sind bey mir gewesen. [...] Noch einmal; wenn Sie in Mitau etwas für meinen Hartman thun können, so thun Sie es mit aller Sicherheit, daß er Ihrer Empfehlung entsprechen werde. [...]

Ms Bodmer 2011, Brief Nr. 79: 15. Oktober 1773:

[...] Ich habe vor meinem End ein nützliches Werk gethan, wenn ich durch Sie, mein Liebster den H. Hartmann nach Mitau bringen kann. Ich darf nicht fürchten, daß *mein* Empfehlen *mich* einmal vor *Ihnen*, noch *Ihr* Empfehlen *Sie* vor dem *Herzog* werde schamroth machen. Er ist der bessere Wieland, und hat von diesem nur die guten unzweydeutigen Eigenschafften: das beste Herz bey einem philosophischen Kopf; eine souveraine Liebe und Treu für Wahrheit; eine moralische evangelische Religion. Er denkt mit Sulzers Kopf und fühlt mit Sulzers Herze. Ich kenne ihn izt durch mich selbst; denn er ist seit 14 Tagen bey uns. Unsere Freunde hier schätzen und lieben ihn. Lavater hat ihn zu sich genommen, aber es ist keine Gefahr daß er ihm Untersuchung, Vernunft und Logik *verleide*, oder ihn finster und trübsinnig mache. Doch Lavater selbst versöhnt sich alle Tage mehr mit dem philosophischen Verstand. Hartmans erworbene Kenntniße und seine Fähigkeit mehrere zu erhalten sind mehr als hinlänglich die Geschäfte die von dem Profeßor der Philosophie in Mitau gefodert werden, zu verrichten. Der Artikel junge Leüthe in seine Aufsicht zu nehmen, ist ihm so wenig beschwerlich, daß er vielmehr es sich für eine Gutthat würde gebeten haben. Wir stehen nicht in der Gefahr, daß Hirzel [möglich: Johann Kaspar, 1725–1803] oder Rahn [möglich: Johann Rudolf, 1712–1775] ihn von uns abtrünnig machen, oder in eine Fabrik von gemahltem Taff[t] entführen, wie uns mit Klopstock geschehen ist. [...]

Ms Bodmer 2011, Brief Nr. 80: 27. Oktober 1773:

[...] Hartmann ist noch hier und in seinem Elemente. Er würde doch noch besser mit unsern Besten bekannt und vertraut worden seyn, wenn ich nur fünff Jahre weniger auf meinen Schultern hätte. Meine Gehülffinn und Haushälterin veraltet. Wir beyde beten nicht um Verlängerung des Lebens, aber ganz ernstlich [...], um einen Tod ohne Qual. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich gern wollte gestorben seyn, aber daß ich nicht gerne sterbe; weil ich Sterben für Qual und Schmerzen leiden mir vorstelle. [...]

Ms Bodmer 2011, Brief Nr. 81: 22. Dezember 1773:

[...] Hartmann hat mir diese drey Monate versüßt. Er kann Ihnen einmal erzählen, daß ich noch Proben von heiterem Kopfe geben kann, wie Sophokles in seinem Alter gegeben hat. Ich hab ihn zum Vertrauten meiner Kritik und meines Geschmacks gemacht. Der junge Mann denkt in meiner Philosophie und empfindet nach meinem Herzen. Es ist ein P[h]enomen, daß in Tübingen ein Mensch von so souverainen Liebe für Wahrheit, Rechte, Pflichten, hat aufkommen können. Lavater hat ihm nicht einen Fußbreit abgewonnen, viel mehr hat er selbst Lavatern wankend gemacht. Wir hoffen alle Posttage Nachrichten wegen Mitau. Jzt ist er nach Haus gegangen. [...] Er hat Breitingern vernachlässiget, aber desto mehr den Autor des Lebens Jesu [Johann Jakob Hess, 1741 – 1828]) besucht, den sanftesten Autor, den man sich denken kann. Die Psychologie ist seine Stärke. Er ist mir schätzbarer wie Klopstok wegen seiner Philosophie und schätzbarer als Wieland wegen seines Herzens. Er hat weder Hyperbolen des sentimentalen Stils des ersteren, noch die leichtsinnige Laune des andern. [...]

Ms Bodmer 2012: 28. August 1774 [Bodmers Hand]:

[...] *Hartmann* hat mir vieles geschrieben: Er kennt in ganz Deutschland keinen Mann wie *Sulzer*. Gott wolle, daß Sie eben so wohl ceteris paribus von ihm denken. Ich bin immer für die noch unreifen Leüte bang, die ich Ihnen etwa empfohlen habe. Ich bin sehr fertig Guthes zuthun u viel zuhoffen. *Hartmann* die Gnade des Herzogs: Ich gestehe, daß mir sein hohes Feyer [= Feuer] wegen der starken Wahrheit Angst machte. Er las philosoph[ische] Werke, wenn er erst viel ließt eh' er viel schreibt. – Er lebt, sagt er, unter geselligen Leuten, u. die ihn wol von Herzen lieben. Dieses sezt ihn in die Nothwendigkeit, oft Besuche zu machen oder zuempfangen; dann bedauert er, daß dieß ihn Zeit wegraubt, die er auf Untersuchungen wenden könnte. Indeßen hoffet er doch, in zehn Jahren etwas zu stande zubringen. Ich will ihm gerne 20 Jahre Zeit geben, u. ich glaube, daß der Umgang, die Gesellschaft eine Schule für ihn seyn werden, da er bisher Vernunft hat – wenn *Sulzer* der Academie, schreibt er, seinen Beystand nicht versagt, denn er vermag sehr viel bey dem Herzog, so wird noch alles gut gehen. – [...]

Bodmer, Sulzer und Lavater hatten sich intensiv für die Professur von Hartmann in Mitau eingesetzt, mussten nun aber feststellen, dass dieser den ursprünglich von Köstlin erkannten Charakterzug der Selbstüberschätzung nicht abgelegt hatte und sich darüber hinaus nicht in die Gemeinschaft einordnen konnte. So musste nicht nur Lavater in seinen Briefen denselben immer wieder zu

Bescheidenheit und Selbstkontrolle anhalten; auch Sulzer ärgerte sich während Hartmanns kurzer Anstellung in Mitau oft über dessen Verhalten. Dennoch waren alle von der Genialität dieses jungen Philosophen und Autors begeistert und ließen ihm daher auch sein Verhalten zumeist durchgehen.

### Angekündigter Unterricht – ein Mitauer Vorlesungsverzeichnis von 1778<sup>135</sup>

Schulordnungen sind sogenannte normative Quellen, von deren Aussagen der tatsächlich vermittelte Unterricht stark abweichen kann, was auch für die Vorlesungsverzeichnisse gilt, die aber, im Vergleich mit jenen, grundsätzlich näher an die schulische Praxis heranführen. Lektionsankündigungen scheinen für die frühe Zeit des Mitauer akademische Gymnasiums nur zufällig und spärlich überliefert zu sein. Noch aus der Zeit kurz vor Sulzers Tod datiert das gedruckte Mitauer Vorlesungsverzeichnis, das als bisher offenbar verschollenes Einzelstück in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel gefunden wurde und einen Eindruck von der Unterrichtspraxis in den ersten Jahren nach der Gründung des akademischen Gymnasiums vermittelt.<sup>136</sup> Die wichtige unterrichtsgeschichtliche Quelle zeigt, dass die Lektionen wohl weitgehend nach den Vorgaben von Johann Georg Sulzers Schulordnung erteilt

<sup>135</sup> Mit bestem Dank an Hanspeter Marti, der diesen Abschnitt 4 verfasst hat.

<sup>136</sup> Anzeige der öffentlichen und privat [sic!] Vorlesungen, welche sämtliche Professoren der Hochfürstlichen Petrinischen Akademie zu Mitau, vom 6ten Julius bis zum 23ten December 1778, zu halten Willens sind, nebst einer Nachricht, wie die Stunden unter die übrigen Lehrer an dem Hochfürstlichen Petrino für dieses halbe Jahr vertheilet worden. Mitau, gedruckt bey dem Hochfürstl. Hofbuchdrucker J.[ohann] F.[riedrich]. Steffenhagen. (Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel, Signatur: L Ia 690, Bl. 118 – 121. Dannenberg: Geschichte und Statistik (Anm. 2), S. 63 – 67, begnügt sich in seiner Bibliographie ‚Gedruckte Reden, Programme und Gelegenheitsschriften, welche zum Mitauischen Gymnasium in Beziehung stehen und von Lehrern der Anstalt verfasst sind‘ (hier S. 67) mit der folgenden pauschalen Bemerkung ohne Einzelnachweise: „Von 1775 bis 1820 wurden semesterlich Lectionscataloge, später Anzeigen der Vorlesungen und Lectionen genannt, ausgegeben. Seit 1864 erscheinen alljährlich Schulchroniken und Jahresberichte über den Bestand und die Thätigkeit des Gymnasiums zu Mitau, herausgegeben vom Director.“ Meyer: Gründungsgeschichte (Anm. 71), S. 42, erwähnt die gedruckten Vorlesungsvorzeichnisse von 1775 und der ersten Jahreshälfte von 1777, nicht aber die hier bekannt gemachten Ankündigungen von 1778.

wurden. Die folgende Zusammenfassung möge die Pensen der Professoren und der damals in Mitau beschäftigten subalternen Lehrkräfte veranschaulichen.<sup>137</sup>

Johann Nikolaus Tiling, Prorektor und Professor für Beredsamkeit, behandelt in der wissenschaftlichen Klasse kursorisch Quintilians Rhetorik mit den Anmerkungen von Gottlieb Benedikt von Schirach (*Lehrbuch der schönen Wissenschaften in Prosa*. Helmstedt 1775/1777), legt den Schülern nicht näher bezeichnete Muster epischer und dramatischer Dichtung vor und leitet sie zu eigenen Arbeiten, „zum richtigen Denken und guten Vortrag“ (Bl. \*2<sup>r</sup>), an. In der Literaturklasse erklärt er aus Johann Georg Sulzers *Allgemeiner Theorie der schönen Künste* in Auszügen Stellen, die der Ausbildung eines guten Stils und der mündlichen und schriftlichen Beherrschung der Muttersprache dienen. Eine Wochenstunde ist dem auf Johann Friedrich Heynatz' *Lehrbuch* abgestützten Grammatikunterricht gewidmet. Johann Melchior Gottlieb Beseke, Professor der Jurisprudenz, setzt seinen Unterricht auf der Basis des von ihm verfassten Entwurfs eines Lehrbuchs der natürlichen Pflichten fort und erklärt in Anlehnung an Johann Heinrich Christian von Selchow die römischen Altertümer und Werke des Livius. Die Privatvorlesungen zu Georg Samuel Madihns Kompendium über die Institutionen des römischen Rechts möchte er in diesem Semester abschließen. Matthias Friedrich Watson, Professor der lateinischen Sprache, liest mit den Schülern der Wissenschaftsklasse Horaz, insbesondere die Oden, die er „nach der im Plan vorgeschriebenen Art“ (Bl. \*2<sup>v</sup>) behandeln will. In der Literaturklasse erklärt er die drei Bücher Ciceros über die Pflichten und erläutert die Lob- und Dankesrede des jüngeren Plinius auf Kaiser Trajan. Die Schüler haben Aufsätze in Latein auszuarbeiten und dem Lehrer abzugeben, acht wöchentlich privat angebotene Stunden sind lateinischen Stilübungen gewidmet. Wilhelm Gottlieb Friedrich Beitler, Professor der Mathematik oder der „Größenlehre“, wie sie im Vorlesungsverzeichnis genannt wird (ebd.), unterrichtet in der Literaturklasse Arithmetik auf der Grundlage von Abraham Gotthelf Kästners *Mathematischen Anfangsgründen*, während in der Klasse der Wissenschaften Trigonometrie und die Lehre der Perspektive auf dem Programm stehen. Auch können Privatvorlesungen zur Vermessungskunde (Geodäsie) besucht werden, in denen die Schüler mit den „heut zu Tage gebräuchlichsten Instrumenten“ (Bl. \*3<sup>r</sup>) vertraut gemacht werden. Heinrich Friedrich Jäger, der

137 Kurzbiographien bei Dannenberg: Geschichte und Statistik (Anm. 2): Zweite Abtheilung: Statistisches über das Gymnasium zu Mitau, S. 3 – 11.



Geschichtsprofessor, legt seinem Unterricht in der wissenschaftlichen Klasse Oliver Goldsmiths *Geschichte der Römer* zugrunde und wendet sich darüber hinaus in einer Wochenstunde der Geographie zu. Die Literaturklasse beschäftigt sich mit Heinrich Martin Gottfried Kösters *Geschichte der heutigen europäischen Staaten in einem Auszug*, und dies in Verbindung mit Geographie und Statistik. Johann Jakob Ferber, Professor der Naturgeschichte und der Physik, unterrichtet Botanik anhand von Karl Friedrich Dieterichs *Pflanzenreich nach dem neuesten Natursystem des königl. schwedischen Ritters und Leibarztes Carl von Linné* sowie die Geschichte der Pflanzen gemäß dem von Christian Friedrich Reuß und Johann Beckmann verkürzten Linnéschen System. Der Theologe, Johann Gabriel Schwemschuch, bietet die Auslegung des ersten Buchs Mose an, setzt mit der Behandlung der Christologie die Dogmatikvorlesungen fort und legt das Markus- und das Lukasevangelium aus. In der Kirchengeschichte geht es um die „merkwürdigsten Begebenheiten des neunten Jahrhunderts“ (Bl. \*3v). Karl August Kütner, Professor des Griechischen (der von Sulzer berufene Johann Benjamin Koppe war 1775 als Professor an die Universität Göttingen gewählt worden), fährt mit der Erklärung der Werke Lukians, Xenophons und Homers fort und wendet sich in einer Stunde wöchentlich der damals neuesten Geschichte der deutschen Literatur zu. Johann August Stark, Professor der Philosophie, vermittelt in der Literaturklasse die Grundlagen des Fachs anhand von Christoph Meiners Schriften.<sup>138</sup> Drei Wochenstunden sind der leibniz-wolffschen Philosophie gewidmet. Den Studenten und den Freunden der Literatur steht die Bibliothek am Sonntabend von zwei bis vier Uhr nachmittags zur Benutzung offen.

Von den übrigen Ankündigungen getrennt, werden im Vorlesungsverzeichnis auch die Lektionen des subalternen Lehrpersonals öffentlich bekannt gemacht. Samuel Gottlieb Kütner ist Zeichenlehrer und unterrichtet, mit Rücksicht auf die Vorkenntnisse, Anfänger und Fortgeschrittene. Parker Richard Proctor ist für das Englisch zuständig, an drei Wochentagen mit je einer Stunde für die Anfänger, denen seine *Englische Sprachlehre* (Mitau 1778) zur Verfügung steht. Die Fortgeschritteneren lesen *Historical Miscellanies*<sup>139</sup> wöchentlich in zwei Unterrichtsstunden und die auf der höchsten Stufe Angelangten die Gedichte William Hayward

138 Welche Werke Meiners' im Philosophieunterricht behandelt wurden, geht aus dem Vorlesungsverzeichnis nicht hervor.

139 Es kann sich um: Divine, moral and historical miscellanies, in prose and verse. London 1763, gehandelt haben.

Roberts' (1734–1791). Georg Karl Wegener lehrt Arithmetik und Schönschreiben, Johann Georg Christian Hochhausen das Fechten (vier Wochenstunden) und Stephan Brandt die französische Sprache. Die Anfänger arbeiten mit Robert-Jean Despepliers Sprachlehre, die Fortgeschrittenen interpretieren Briefe der Madame Pompadour und werden durch „schriftlich mitgetheilte eigends gesammelte Nationalausdrücke, bis zum wahren Genie der Sprache und deren Vollkommenheit“ (Bl. \*4<sup>v</sup>) geführt. Louis-François Chauvin, genannt Chevalier, der Tanzlehrer, erteilt vier Stunden in der Woche Unterricht „auf dem akademischen Tanzboden“ (ebd.) und bietet auch Privatlektionen an. Auf Wunsch hin können Studierende drei- bis viermal in der Woche auf der „Hochfürstlichen Reitbahn“ (ebd.) reiten lernen.

Wie aus der Aufzählung der Pensen ersichtlich, nahm das Unterrichtsprogramm der Academia Petrina vor allem Rücksicht auf die Bildungsbedürfnisse des Adels. Ohne die vor allem für die Theologiestudenten bestimmten alten Sprachen zu vernachlässigen, wurde dem Unterricht in der Muttersprache und in den modernen Volkssprachen (Englisch und Französisch) viel Platz eingeräumt. Verwendet wurden neueste Lehrbücher. Nicht zufällig ist das Vorlesungsverzeichnis, wie die Sulzersche Schulordnung, in deutscher Sprache verfasst.

### Der Einfluss von Sulzers pädagogischen Schriften auf die Literatur des 18. Jahrhunderts

In Winterthur geboren, verbrachte Johann Georg Sulzer den größten Teil seines Lebens in und um Berlin. Er kümmerte sich nicht nur um die eigene Familie, um sein berufliches Fortkommen und um die Förderung der Wissenschaft in seinem Umfeld, sondern insbesondere um eine dem aufgeklärten Gedankengut verpflichtete Pädagogik an den Erziehungsinstituten deutschsprachiger Länder. Er erkannte, dass mit einer guten Bildung des Verstandes und des Gemüts bereits im frühen Alter das Fundament für eine im Sinn der Aufklärung nützliche Tätigkeit in Staat und Gesellschaft gelegt werden kann. In seiner Rolle als Schulorganisator versuchte er seine pädagogischen Ideen in die Praxis umzusetzen, zuletzt mit dem Entwurf der Schulordnung für das akademische Gymnasium in Mitau.<sup>140</sup> Sulzer sah sich zeitlebens als verantwortliches Mitglied der

<sup>140</sup> Sulzer selbst war nie in Mitau und scheint auch Herzog Peter von Biron persönlich nicht gekannt zu haben.

Gesellschaft und nutzte daher – wie zahlreiche seiner ebenfalls der Aufklärung verpflichteten Zeitgenossen – die ihm zur Verfügung stehenden Kommunikationsmittel für gesellschaftspädagogische Zwecke. Als pädagogischem Reformler lag ihm auch die nachfolgende Generation am Herzen.<sup>141</sup> So war Sulzer 1763 Mentor der von Zürich aus nach Berlin und weiter nach Barth in Schwedisch-Pommern reisenden jungen Zürcher Lavater, Füssli und Hess. Lavater förderte in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts seinerseits Gottlob David Hartmann und unterstützte Bodmers Empfehlung, den jungen Württemberger ins baltische Mitau zu berufen.<sup>142</sup> Sulzer wurde von seinen gelehrten Freunden geschätzt

141 Zur Förderung der Zürcher Johann Kaspar Lavater, Johann Heinrich Füssli und Felix Hess durch Johann Jakob Bodmer, Johann Jakob Breitinger, Johann Joachim Spalding und Johann Georg Sulzer, vgl. Ursula Caflisch-Schnetzler: „Wegzuleuchten die Nacht menschlicher Lehren, die Gottes Wahrheit umwölkt“. Johann Caspar Lavaters literarische Suche nach dem Göttlichen im Menschen, dargestellt an den Wurzeln der Zürcher Aufklärung. In: Lütteken, Mahlmann-Bauer: Bodmer und Breitinger (Anm. 83), S. 497–533. – Marlis Stähli: „Wäre es Ihnen gleichgültig ob Füßli in diesem Land oder in England den Platz fände?“ Bodmer und Sulzer als Mentoren des Malers Johann Heinrich Füssli. In: Lütteken, Mahlmann-Bauer (Hg.): Bodmer und Breitinger (Anm. 83), S. 695–734.

142 Im Brief vom 18. Oktober 1774 an Iselin brachte Friedrich Nicolai nicht nur zum Ausdruck, dass er Basedow Lavater vorziehe, sondern fand auch keine schmeichelhaften Worte für Hartmann: „Einer von *Lavaters* vertrautesten Freunden, und von dessen Talenten er sich ungeheuer große Ideen hat [sic], ich aber nur sehr wenig erwarte, ist der *Hartmann* der (eben auch durch Lavaters Einfluß) von Tübingen nach Mietau berufen worden, der auch der Verf. des 2<sup>ten</sup> Theils der Litterarischen Briefe ist, die sie *großmüthig* recensirt haben, indem er *wider Sie* streitet, und *gelind*, indem er wirklich mit schlechten Waffen streitet. Dieser *Hartmann* ist auch der Verf. des *Ideals einer Geschichte*, in *Wielands* deutschem Merkur; dessen Schwäche *Wieland*, obgleich freilich etwas indiskret, dennoch sehr richtig gezeigt hat.“ Vgl. Holger Jacob-Friesen: Profile der Aufklärung. Friedrich Nicolai – Isaak Iselin. Briefwechsel (1767–1782). Edition, Analyse, Kommentar. Bern/Stuttgart/Wien, S. 380–384, Zitat hier, S. 383. – Auch Iselin äußerte in einem Brief vom 16. März 1776 Vorbehalte gegenüber Hartmanns Schriftstellerei: „Das dritte Stück der litterarischen Briefe ist mir noch nicht unter die Augen gekommen. Wenn das Dings nicht besser ist als das zweyte so verdient es keine sonderliche Anzeige.“ Ebd., S. 418. – Lakonisch ist die Mitteilung Nicolais an den Basler Briefpartner vom 11. Juli 1776 über Hartmann, den „Lavater im ersten Theil der Physiognomik für ein Genie ausgab, u. der nun gestorben ist.“ Ebd., S. 421. – Hartmanns Bild weist im Spiegel der divergenten Kommentare seiner Zeitgenossen auch auf ideologische und persönliche Spannungsfelder hin, denen sich die Forschung im Nachgang zur Mitauer Berufung nun verstärkt

und verehrt und von Friedrich II. als pädagogischer Reformers eingesetzt. Da sich die Aufklärer nicht nur auf die kulturellen Zentren konzentrierten, sondern auch in kleineren, vor allem protestantischen Fürsten- und Herzogtümern tätig wurden, setzte sich der aufgeklärte Absolutismus, u. a. dank des engmaschigen Beziehungsnetzes der Gelehrten, bisweilen dort durch. Neben dem Herzogtum Sachsen-Weimar, das unter Herzogin Anna Amalia (1739 – 1807) und später unter Herzog Karl August (1757 – 1828) Gelehrte und Dichter wie Goethe, Schiller, Herder und Wieland aus allen Landesteilen anzog, zeigte sich für pädagogische Erneuerungsbestrebungen vor allem das Fürstentum Anhalt-Dessau aufgeschlossen. Fürst Leopold III. Friedrich Franz und seine Gemahlin Fürstin Louise (1750 – 1811) setzten ihre der philosophischen Anthropologie verpflichteten Ideen nicht nur in der Architektur um (Schloss und Park Wörlitz), sondern errichteten in Dessau 1774 das Philanthropin. Für die pädagogische Neuorientierung holten sie 1771 den Reformpädagogen Johann Bernhard Basedow dorthin, der zusammen mit Christian Heinrich Wolke (1741 – 1825) in der neugegründeten Ausbildungsstätte, einer „Schule der Menschenfreundschaft“<sup>143</sup>, Kinder verschiedenster Herkunft (auch den Prinzen) im Sinn der Aufklärungsideale erzogen.<sup>144</sup> Unterstützt wurden sie nicht nur durch weitere Pädagogen wie Joachim Heinrich Campe (1746 – 1818) und Ernst Christian Trapp (1745 – 1818), sondern auch aus der Schweiz, vom Basler Pädagogen und Ratsschreiber Isaak Iselin (1728 – 1782) sowie vom Zürcher Johann Kaspar Lavater. Diese sorgten für ideellen Sukkurs und konnten dank ihrer persönlichen Beziehungen auch materielle Mittel beschaffen. Iselin und Lavater gaben unter ihrem Namen 1771 in Zürich *Einige Briefe über das Basedowsche Elementarwerk* heraus, eine Schrift, in der sie die Erziehungsgrundsätze des Philanthropins in Dessau propagierten.<sup>145</sup>

Die Academia Petrina entstand zeitgleich mit dem Dessauer Philanthropin. Basedow hatte bis zu diesem Zeitpunkt bereits die *Vorstellung an Menschenfreunde*,<sup>146</sup>

---

zuzuwenden hat. Zu Lavaters baltischen Beziehungen Heinz Ischreyt: Zur Rezeption Lavaters in Kurland und Livland. In: Nordost-Archiv 73, 1984, S. 54 – 68.

143 Basedow: Das in Dessau errichtete Philanthropinum (Anm. 92).

144 Vgl. Caflisch-Schnetzler: Beziehung (Anm. 11), S. 245.

145 Einige Briefe über das Basedowsche Elementarwerk von Isaak Iselin und Joh. Casp. Lavater. Zürich 1771. – Vgl. JCLW, Bd. III: Werke 1769 – 1771. Hg. von Martin Ernst Hirzel. Zürich 2002, S. 403 – 427.

146 Johann Bernhard Basedow: Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen und Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt. Mit einem

das Werk *Vorschlag und Nachricht von bevorstehenden Verbesserungen des Schulwesens*,<sup>147</sup> *Das Elementarbuch*,<sup>148</sup> *Das Methodenbuch*<sup>149</sup> und *Das Elementarwerk*<sup>150</sup> herausgegeben, bevor er 1774 seine neue Lehranstalt eröffnete und im Anschluss daran über die dort gemachten Erfahrungen Rechenschaft ablegte.<sup>151</sup> In seinen pädagogischen Werken scheint Basedow nachhaltig von Sulzers zahlreichen Schriften beeinflusst worden zu sein.<sup>152</sup> Der noch wenig erforschte pädagogische Einfluss Sulzers erstreckte sich nicht nur auf Basedow, sondern u. a. auch auf Lavater<sup>153</sup> und auf Goethes Schwager Johann Georg Schlosser (1739 – 1799).<sup>154</sup>

An der Rezeption der Ideen und Konzepte waren im 18. Jahrhundert eine Vielzahl von Beziehungsnetzen, vor allem auch damals neu aufgekommene Medien, beteiligt. Neben gedruckten Einzelpublikationen und Rezensionenorganen, z. B. der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* und der in Mitau ins Leben gerufenen *Allgemeinen theologischen Bibliothek*, waren es aber nach wie vor die Korrespondenzen der Gelehrten.

Wie die hier vorgelegte Studie und das Beispiel der Gründung der Academia Petrina zeigen, kann und muss der Erforschung der Kommunikationssysteme im 18. Jahrhundert, unter Einbeziehung des verfügbaren, auch handschriftlichen Quellenmaterials, in Zukunft verstärkt Beachtung geschenkt werden.

---

Plane eines Elementarbuchs der menschlichen Erkenntnis. Hamburg 1768.

147 Ders.: *Vorschlag und Nachricht von bevorstehenden Verbesserungen des Schulwesens* durch das Elementarwerk, durch Schulcabinette, Educationsbehandlung und ein elementarisches Institut. Altona 1770.

148 Ders.: *Elementarbuch für die Jugend und für die Lehrer und Freunde in gesitteten Ständen*. 3 Teile in 1 Bd. Altona/Bremen 1770.

149 Ders.: *Das Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker*. Bremen 1770.

150 Ders.: *Des Elementarwerks erster, zweiter, dritter, vierter Band*. Geordneter Vorrat aller nöthigen Erkenntnis zum Unterrichte der Jugend, von Anfang, bis ins academische Alter, zur Belehrung der Eltern, Schullehrer, Hofmeister, zum Nutzen eines jeden Lesers die Erkenntniß zu vervollkommen. Dessau 1774.

151 Ders.: *Das in Dessau errichtete Philanthropinum* (Anm. 92).

152 Blanckenburg: *Einige Gedanken* (Anm. 3), S. 93f., schreibt zwar, dass Sulzers Erziehungskonzepte kaum Nachhall gefunden hätten. Vgl. aber Roth: *Kinder* (Anm. 4), S. 276.

153 Vgl. Johann Caspar Lavater: *Ergänzungsband. Bibliographie der Werke Lavaters*. Zürich 2001, S. 283 – 300 (Chronologisches Verzeichnis).

154 Johann Georg Schlosser: *Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk*. Frankfurt a. M. 1771. – Vgl. Roth: *Kinder* (Anm. 4), S. 276.

## Der junge Herder – ein Schulphilosoph?

Die Titelfrage zu beantworten fällt schwer, weil sie die merkwürdige und vieldeutige Zuordnung ‚Schulphilosoph‘ enthält. Kann eine Begriffsschablone wie diese auch nur im Entferntesten auf die Persönlichkeit des jungen Herder passen?

Vor allem Max Wundts 1945 erschienene, heute noch vielbeachtete Monographie über *Die deutsche Schulphilosophie im Zeitalter der Aufklärung*<sup>1</sup> machte die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts an Universitäten und Hohen Schulen gelehrte Philosophie bekannt. Diese hat allerdings, sieht man von ihren beiden Hauptrepräsentanten Christian Thomasius (1655 – 1728) und Christian Wolff (1679 – 1754) ab, bis heute den ihr angemessenen Platz im Kanon philosophiegeschichtlicher Gegenstände nicht erobern können.<sup>2</sup> Für Wundt ist ‚Schulphilosophie‘ zwar eine wissenschaftsgeschichtlich relevante, wertneutral gebrauchte Kategorie. Er bezeichnet damit die institutionell gebundene philosophische Lehre, wie sie vom Mittelalter bis etwas über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus im Unterricht vermittelt wurde. Im Gegensatz dazu wird der Terminus immer wieder, seit der Zeit des Humanismus, im Besonderen aber seit der Frühaufklärung, negativ konnotiert, d. h. mit ‚Scholastik‘, ‚Pedantismus‘ und ‚Lebensferne‘ in Verbindung gebracht.<sup>3</sup>

---

\* Dieser Aufsatz ist eine Bearbeitung des unter dem Titel ‚Herder in Riga – ein Schulphilosoph?‘ erschienenen Beitrags in: Johann Gottfried Herder und die deutschsprachige Literatur seiner Zeit in der baltischen Region. Beiträge der I. Rigaer Fachtagung zur deutschsprachigen Literatur im Baltikum 14. bis 17. September 1994. Hg. von Claus Altmayer und Armands Gūtmanis. Riga 1997, S. 94 – 111.

1 Max Wundt: *Die deutsche Schulphilosophie im Zeitalter der Aufklärung*. Hildesheim 1964 (reprographischer Nachdruck der Ausg. Tübingen 1945).

2 Vgl. dazu Hanspeter Marti: *Naturrecht, Ehrbarkeit und Anstand im Spiegel frühaufklärerischer Hobbeskritik. Lambert van Velthuysens Briefdissertation *De principiis justitiae et decori* und ihre Aufnahme in der deutschen Schulphilosophie*. In: *Aufklärung* 6/2, 1991, S. 69 – 95.

3 Vgl. Wundt: *Schulphilosophie* (Anm. 1), im Anschluss an das Resümee der ‚Introductio ad philosophiam aulicam‘ des Christian Thomasius, S. 33: „Der Pedant ist das Gegenbild

Wundt beschreibt das Verhältnis von Schulphilosophie und deutscher Aufklärung folgendermaßen: Während von 1690 bis 1720 die von Psychologie und Anthropologie beherrschte Philosophie<sup>4</sup> des Christian Thomasius ihre Wirkung

---

des Hofmanns; sicherlich sind vor allem die Scholastiker mit ihrem ‚leeren‘ Wissen darunter zu verstehen.“ Den Begriff ‚Scholastik‘ verwendet Wundt nur für die Schulphilosophie des 17. Jahrhunderts, aber ausdrücklich nicht, wie Thomasius, auch für die Scholastik des Mittelalters. Verschiedene Frühaufklärer sahen nämlich in der Scholastik eine Denkrichtung, die vom Mittelalter bis weit in die frühe Neuzeit hinein ihre verderbliche Wirkung entfalten konnte. Vgl. das konfessionalistisch-antikatholisch gefärbte Urteil: Friedrich Gentzen: *Historia philosophiae*. Hamburg 1724, S. 149f.: „Attamen a *temporibus Cartesii* superficialia illa sapientia paulatim eliminari coepit, nisi quod in Papatu studia Scholastica ad nostra usque tempora invenerint cultores. Praesertim vero *Hispania* plurimos *Theologiae ac Philosophiae Scholasticae* nobis dedit doctores, qui ingenii acumine & dogmatum subtilitate nullis concedunt; cum enim studia haec in meditatione inprimis posita sint, temperamentum melancholicum, quod in illa regione dominatur, eius nationis ingenia ad illa excolenda disponit.“ Es folgt eine Aufzählung spanischer ‚Scholastiker‘ des 17. Jahrhunderts. Emil Weber: *Die philosophische Scholastik des deutschen Protestantismus im Zeitalter der Orthodoxie*. Leipzig 1907, S. 5, verwendet die Begriffe ‚protestantische Schulphilosophie‘ und ‚protestantische Scholastik‘ synonym. Vgl. auch ders.: *Der Einfluss der protestantischen Schulphilosophie auf die orthodox-lutherische Dogmatik*. Leipzig 1908. Eine umfassende, auch interkonfessionell angelegte Studie zur Geschichte des Scholastikbegriffs steht noch aus. – Zum Verhältnis von Pedantismus und Galantismus in der Zeit der Frühaufklärung und zu späthumanistischen Vorläufern vgl. Wilhelm Kühlmann: *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters*. Tübingen 1982. – Gunter E. Grimm: *Literatur und Gelehrtentum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung*. Tübingen 1983. Auf die Opposition von Weltphilosophie resp. philosophischer Anthropologie und Schulphilosophie bei Kant geht Odo Marquard: *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*. Frankfurt a. M. 1973, S. 126f., ein. Zur philosophiegeschichtlichen Stoßrichtung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: Bruno Bianco: *Schulbegriff und Weltbegriff der Philosophie in der Wiener Logik*. Ein Beitrag zum Verständnis von Kants Philosophie- und Wissenschaftsbegriff. In: *Vernunftkritik und Aufklärung. Studien zur Philosophie Kants und seines Jahrhunderts*. Hg. von Michael Oberhausen unter Mitwirkung von Heinrich P. Delfosse und Riccardo Pozzo. Stuttgart-Bad Cannstatt 2001, S. 41–57. Christoph Böhr: *Philosophie für die Welt. Die Popularphilosophie der deutschen Spätaufklärung im Zeitalter Kants*. Stuttgart-Bad Cannstatt 2003.

- <sup>4</sup> Eine ähnliche Auffassung über die Psychologisierung der Erkenntnis in der frühaufklärerischen Philosophie findet man bereits bei einem Zeitgenossen, dem Tübinger Professor für Griechisch und orientalische Sprache, später für Theologie, Johann Christian

entfalte, trete in der zweiten Phase, die bis 1750 reiche, die stärker auf sachliche Objektivität bedachte Lehre Christian Wolffs in den Vordergrund, bis dann in der Spätzeit von 1750 bis 1780 die festen Schulgrenzen sich auflösten und, mit dem erneuten Vormarsch einer subjektivistischen Richtung des Denkens, Philosophie in allgemeine Bildung übergehe.<sup>5</sup> Herders Rigaer Jahre (1764–1769) fallen in diese dritte wundtsche Phase der aufklärerischen Schulphilosophie, in die Zeit ihrer Auflösung und ihrer gleichzeitigen qualitativen Veränderung. Freilich erscheint Wundts historischer Dreitakt kaum geeignet, heterogene, im 18. Jahrhundert jedoch simultan ablaufende ideengeschichtliche Prozesse auf einen Nenner zu bringen. Sein Modell liefert aber allein schon wegen der Faszinationskraft, die von ihm für eine Bestimmung von Herders Verhältnis zur Schule ausgehen könnte, dem kritischen Betrachter den geeigneten Anknüpfungspunkt: Schulphilosophie werde – Wundt verwendet herdersche Kategorien – im Laufe der skizzierten philosophiegeschichtlichen Entwicklung in allgemeine Bildung verwandelt.

Welches ist nun das Bild, das Herder von der traditionellen Gelehrtenschule und ihren Repräsentanten entwirft, und in welcher Beziehung dazu stehen seine frühen schulischen Reformbestrebungen? Im Folgenden zeichne ich, freilich in verkürzter Form, das Verhältnis Herders zu Tradition und Innovation im Spiegel seiner Schulphilosophiekritik nach. Dies fällt, so scheint es wenigstens auf den ersten Blick, umso leichter, als Herder im ersten *Kritischen Wäldchen*, wo er sich mit der zeitgenössischen Lessingkritik auseinandersetzt, die Meinung eines frommen Christen zurückweist, der in Lessing „ein[en] Schulphilosoph[en], ein[en] Aesthetiker aus Baumgartens Schule [erkenne], der nach der Sprache unsrer neuen Schöndenker, mit ein paar Unzen Baumgartenscher Philosophie den Weltweisen aller Zeiten trotzen wolle!“<sup>6</sup> Obwohl diese einzige Belegstelle für den Terminus ‚Schulphilosoph‘ in Herders Rigaer Schriften dem Kontext des Referats eines fremden Standpunkts entstammt, zeigt sie, wie der in der Regel mit übertrieben unkritischer Traditionsfestigkeit, dem ‚praeiudicium

---

Klemm (1688–1754): *Elementa philosophiae rationalis*. Tübingen 1721, Vorrede: „Quae vero de mente ipsa ejusque variis facultatibus & operationibus praecipiant recentiores, ad Psychologiam magis quam ad Logicam pertinere nobis videntur.“ Dem Leser werden dann gleich anschließend die Werke von Christian Thomasius und seinen Anhängern mit Nachdruck empfohlen.

<sup>5</sup> Wundt: *Schulphilosophie* (Anm. 1), S. 18.

<sup>6</sup> Johann Gottfried Herder: *Sämmtliche Werke* [im Folgenden ‚SWS‘]. Hg. von Bernhard Suphan. Bd. 3. Berlin 1878, S. 9.



auctoritatis‘, verknüpfte Begriff, hier zwar auch in polemischer Absicht, aber ganz unüblich zur Charakterisierung der im Sog der Neuerer stehenden Theorie des Schönen verwendet wird. Aus dem aufgegriffenen Zitat einer Drittperson geht leider nicht genau hervor, mit welchen Wertkonnotaten der Terminus ‚Schulphilosophie‘ für Herder verknüpft war. Sein Verhältnis zu ihr muss daher nun, wie erwartet, auf einem Umweg bestimmt werden.

Die wichtigsten Fakten zur ersten Etappe von Herders Laufbahn im Schuldienst sind bekannt: Er wurde am 16. Oktober 1764 als Kollaborator an die Rigaer Domschule berufen. Ende November traf der damals erst Zwanzigjährige am neuen Wirkungsort ein. Bald nahm er die Unterrichtstätigkeit in den Fächern Naturgeschichte, Mathematik, Französisch, Ländergeschichte und deutscher Stil auf.<sup>7</sup> Mitte Februar 1765 gesteht er in einem Brief seinem Freund Johann Georg Hamann (1730 – 1788):

[...] wirklich kann Riga [...] einen Schulmann u. philosophumenos hypochondrisch machen, wozu denn auch freilich die hiesige Speise und Lebensart ein Quentchen beiträgt<sup>8</sup>

Er möchte, wie er demselben Adressaten am 21. Mai 1765 schreibt, „[...] ein Praktischer Weiser zu werden suchen, u. statt Bücher, Menschen zu kennen“ sich bestreben.<sup>9</sup> Hieraus spricht der Missmut des gebildeten Schöngeists, der die Konversation mit seinesgleichen, die ästhetische und weltmännische Komponente in seinem Leben, vermisst und nicht gewillt ist, in einem abgelegenen Winkel der Erde das einsame Leben des Buchgelehrten zu führen. Man wird nicht, wie geschehen, generell behaupten dürfen, die Rigaer Zeit sei für Herder die glücklichste überhaupt gewesen.<sup>10</sup> Nirgends geht aus den schriftlichen

7 Jegor von Sivers (Hg.): Herder in Urkunden. Riga 1868. – Martin Bollacher: Das Konzept einer ‚menschlichen Philosophie‘ in Herders Frühwerk. In: Johann Gottfried Herder und die deutschsprachige Literatur seiner Zeit in der baltischen Region. Beiträge der I. Rigaer Fachtagung zur deutschsprachigen Literatur im Baltikum 14. bis 17. September 1994. Hg. von Claus Altmeyer und Armands Gūtmanis. Riga 1997, S. 80 – 93.

8 Johann Gottfried Herder: Briefe. Erster Band. April 1763 – April 1771. Bearbeitet von Wilhelm Dobbek und Günter Arnold. Weimar 1977, S. 37.

9 Ebd., S. 44.

10 Karl Walter: Herders Wirken und Wachsen in Riga. In: Baltische Monatsschrift 57, 1904, S. 28 – 49, beruft sich, allerdings ohne Quellenangabe, auf Herder selbst: „Ja, Herder war

Zeugnissen dieser Periode hervor, dass ihn die Unterrichtstätigkeit wirklich befriedigte und er in ihr die Erfüllung gefunden hätte, deren Fehlen er in den zitierten Briefen an Hamann so ausdrücklich beklagte.

Wohl äußert sich Herder an anderer Stelle, nicht frei vom Gattungszwang der öffentlichen Lobrede, viel freundlicher über die Handelsstadt an der Ostsee. Am 27. Juni 1765, also nach mehr als einem halben Jahr Unterrichtspraxis, trat er nämlich mit der Inaugurationsrede zum Thema *Von der Gratie in der Schule* sein Lehramt offiziell an.<sup>11</sup> Er distanziert sich mit den altbekannten Topoi vom Pedantismus, von den unmenschlichen Zwängen der traditionellen Gelehrtschule. Nicht den Stoff, sondern dessen pädagogisch adäquate Vermittlung stellt er ins Zentrum seiner programmatischen Ausführungen. Durch eine ästhetische Präsentation der Unterrichtsgegenstände und durch den ihnen so abgewonnenen ‚Reiz‘ soll das Herz der Schüler erobert, die Freude am Lernen geweckt, ferner die moralische Entwicklung durch Erziehung zu Einsicht und freundschaftlicher Treue gefördert werden. Der Lehrer muss über natürliches Talent oder ‚Genie‘, wie Herder es bezeichnet, und gleichzeitig über gründliche gelehrte Kenntnisse verfügen. Pädagogischer Erfolg setzt die glückliche Verbindung beider Komponenten voraus. Natürliche Anlagen und erworbene Fähigkeiten, schöpferische Originalität und gelehrtes Wissen, beides ist erforderlich, um dem pädagogischen Leitbild der Anmut zu entsprechen, unter deren Auspizien das Wahre und Gute in der Gestalt des Schönen erscheint. Der Schulfuchs soll durch den weltgewandten, dennoch aber gelehrten Pädagogen, der Pedantismus des gelehrten Handwerkers durch geistvollen Unterricht abgelöst werden. Gesellschaftliche Umgangsformen und ästhetische

---

glücklich in Riga; er hat, wie er selbst sagt, seine glücklichsten Jahre in Riga verbracht“ (ebd., S. 43). Etwas abgeschwächt, aber immer noch ohne Einschränkung Wilhelm Schmid: *Sich selbst zum Werk machen. Herder in Riga 1764 – 1769 und die Zeit danach*. In: *Neue Zürcher Zeitung* Nr. 193, Beilage ‚Literatur und Kunst‘ vom 20./21.8.1994, S. 57: „Es gefiel ihm in Riga, wo er fern von Preußen war, fern vom Militarismus, den er so sehr hasste.“

- 11 Vgl. Herder: *SWS* (Anm. 6), Bd. 30. Berlin 1889, S. 14 – 28, sowie ‚Bruchstück einer Abhandlung über die Gratie in der Schule‘, S. 29 – 35. Die Rede wurde, obwohl immer wieder zitiert, bis jetzt noch nie eingehend analysiert. Mit Herders Frühwerk, auch mit dessen Verhältnis zur Schulphilosophie, befasst sich Tino Markworth: *Unsterblichkeit und Identität beim frühen Herder*. Paderborn 2005. Dazu meine Rezension, in: *Arbitrium. Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Literaturwissenschaft* 1, 2006, S. 78 – 81.

Gestaltungskraft zeichnen den zeitgemäßen Lehrer aus. Er „sey so gründlich wie er will; hat er dabei nicht den Anstand, den Vortrag, die Annehmlichkeit; – er ist kein Lehrer der Jugend.“<sup>12</sup>

Damit greift Herder gesellschaftsethische Postulate der frühaufklärerischen Decorumlehre, der Pedantismus- und Galantismuskritik wieder auf, wie sie vor allem von Christian Thomasius und seinen Anhängern vertreten wurden.<sup>13</sup> Während diese eine Reform der *Universitätsstudien* und die Anpassung der Lehre an das politische Klugheitsdenken des *Adels* anstrebten,<sup>14</sup> geht es Herder um die Verwirklichung der ästhetischen Komponente im Unterricht der *nächstunteren* Schulstufe und um die Verbindlichkeit gesellschaftsethischer Postulate für die Handel treibenden *bürgerlichen* Bevölkerungsschichten. Er gibt sich im Einzelnen nur wenig Rechenschaft darüber, wie dieses hochgesteckte Ziel zu erreichen sei. So bevorzugt er z. B. die anschaulichere Ländergeschichte im Vergleich mit der Universalhistorie.<sup>15</sup> Er sieht sich in der Rolle eines

Lehrers des Schönen und Weltmäßigen [...], der die großen Lücken im Plan dieser Schule einigermaßen ausfüllen, der die Schulwissenschaften mehr mit dem Angenehmen, mit dem Brauchbaren, mit der Welt versöhnen sollte.<sup>16</sup>

Herder setzt sich für eine durchgängige Ästhetisierung des ganz auf den praktischen Nutzen ausgerichteten Unterrichts ein. Mit dem schon durch die antike

12 Herder: SWS (Anm. 11), Bd. 30, S. 21. Zum Begriff ‚Schulfuchs‘ vgl. Gunter E. Grimm: Vom Schulfuchs zum Menschheitslehrer. Zum Wandel des Gelehrtentums zwischen Barock und Aufklärung. In: Über den Prozess der Aufklärung in Deutschland im 18. Jahrhundert. Personen, Institutionen und Medien. Hg. von Hans Erich Bödeker und Ulrich Herrmann. Göttingen 1987, S. 14–38.

13 Vgl. ebd., vor allem S. 18f. In Herders Bibliothek waren frühaufklärerische Werke, darunter Thomasiusschriften und Pedantismuskritik, zahlreich vertreten (vgl. Bibliotheca Herderiana. Weimar 1804). Einschlägige Sekundärliteratur vgl. Anm. 3.

14 Vgl. die Programmatik in der Vorrede an den Leser in: Christian Thomasius: Einleitung zur Hof-Philosophie. Vorwort von Werner Schneiders. Personen- und Sachregister von Frank Grunert. Nachdruck Hildesheim/Zürich/New York 1994. (= Christian Thomasius: Ausgewählte Werke. Hg. von Werner Schneiders. Bd. 2). Dem Reprint liegt das Wolfenbütteler Exemplar der Ausgabe Berlin/Leipzig 1712 zugrunde.

15 Herder: SWS, Bd. 30 (Anm. 11), S. 16.

16 Ebd.

Philosophie und Rhetorik vertretenen Postulat der Anmut (,gratia', ,venustas')<sup>17</sup> bringt er zugleich das Defizit des bisherigen Unterrichts und das didaktische Programm seiner schulischen Reformabsichten auf den Begriff. Psychologie und Pädagogik kündigen sich, wenn auch erst von fern, als eigenständige Wissenschaften an. Hierin liegt der entscheidende innovative Impuls der Rigaer Antrittsrede.

Kaum einen Monat nach dem offiziellen Amtsantritt analysiert Herder, wiederum in einem Brief an Hamann, seinen eigenen schulischen Werdegang.<sup>18</sup> Jetzt treten zunehmend psychologische Ursachen seines Unbehagens an die Stelle der beklagten äußeren Umstände. Weil in der schulischen Ausbildung die allmähliche Entfaltung der natürlichen Talente nicht gefördert, sondern das Kind sogleich als Erwachsener behandelt werde, komme es, meint Herder, wie bei ihm selbst, zu geistigen Wachstumsstörungen, zu einer widernatürlichen Fehlentwicklung. Daher bedauert er sogar, dass er in Königsberg wegen Zeitnot keine Pedanten habe hören können, die „meine Hitze hätten abkühlen, u. mir Schulmethode hätten lehren sollen.“<sup>19</sup> In der naturgemäßen Ausbildung der natürlichen Anlagen erkennt Herder das Hauptanliegen einer Erziehung des Menschen. So können, zu gegebener Zeit, die Anstrengungen der Pedanten für den von ungebändigten Naturkräften getriebenen Heranwachsenden eine wichtige Ausgleichsfunktion besitzen. Herders Verhältnis zur traditionellen Schulphilosophie – Kant zählt er im eben zitierten Hamannbrief ausdrücklich nicht zu ihren Repräsentanten – muss als ambivalent bezeichnet werden. Obwohl er in der Antrittsrede das Systemdenken, welches „den elenden Grundsatz zum Mittelpunkt hat“<sup>20</sup>, scharf ablehnt, schätzt er dennoch die Solidität überlieferten Wissens.

Wie ist nun der erwünschte Interessenausgleich zwischen den beiden Bestimmungsfaktoren ,Genie' und ,Unterricht' zu erreichen? Die Frage kann hier – auch für die Rigaer Zeit – nur summarisch beantwortet werden. In den *Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen* vom 31. Januar 1766 rezensierte Herder eine vom Hallenser Gymnasialrektor Johann Peter Miller fünf Monate

17 Der Artikel ,Anmut' von Karl-Heinz Göttert in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hg. von Gert Ueding. Bd. 1. Tübingen 1992, Sp. 610 – 632, erwähnt auch Herders Schulrede (Sp. 627), in der ,Grazie' und ,Anmut', was unbedingt hervorzuheben ist, zu pädagogischen Schlüsselkategorien werden.

18 Johann Gottfried Herder: Briefe (Anm. 8), S. 46 (Juli 1765).

19 Vgl. ebd.

20 Herder: SWS, Bd. 30 (Anm. 11), S. 20.

zuvor unter dem Titel *Die Hofnung besserer Zeiten für die Schulen* verfasste Programmschrift.<sup>21</sup> Miller geht es um die Gründung von Realschulen, von sogenannten deutschen Schulen in den kleineren Städten und um eine bessere Ausbildung in der Muttersprache. Der elementare Lateinunterricht soll dem Gymnasium vorbehalten sein, der untersten Kaderschule der angehenden Gelehrten. Diese folgen ohnehin ihren Neigungen und beschreiten gerne den für sie richtigen Weg. Daher bedarf der gelehrte Nachwuchs der propädeutischen Nachhilfe der öffentlichen Lateinschulen nicht, in denen ohnehin nur Zwang herrsche. Man richte sich dort nach der alten Gewohnheit, statt nach der viel älteren Natur.<sup>22</sup> Von den Machtsprüchen des Pedanten und *dessen* Voreingenommenheit für das Altertum distanziert sich Miller im Namen der aufgeklärten Vernunft und, wörtlich, der Menschenliebe des rechtschaffenen Patrioten.<sup>23</sup> Herder stimmt in seiner Besprechung fast ganz mit Millers pädagogischen Reformzielen überein<sup>24</sup> und bezeichnet dessen Werklein noch in der

21 Johann Peter Miller: *Die // Hofnung besserer Zeiten für die Schulen. // Eine Einladungsschrift // womit // zur feyerlichen Begehung // des // Zweyten Jubelfestes // des // evangelischlutherschen Gymnasii zu Halle // und zur // Anhörung einiger Reden // Donnerstags den 29sten August // sowol // Vormittags von 9. Uhr in der Schulkirche // als // Nachmittags von 2. Uhr in dem größern Hörsale // geziemend einladet // M. Johann Peter Miller // des Gymn. Rektor. // Halle, // bey Johann Justinus Gebauer. 1765. [Exemplar: Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt, Halle: Sign.: an Pon QK Yb 3650]. – Herders Rezension siehe: SWS (Anm. 6), Bd. 1, Berlin 1877, S. 118 – 121. – Über Johann Peter Miller vgl. den Artikel von Rudolf W. Keck/Red. In: *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*. 2. vollständig überarbeitete Auflage. Hg. von Wilhelm Kühlmann in Verbindung mit Achim Aurnhammer, Jürgen Eysen, Karina Kellermann, Steffen Martus, Reimund B. Szuj. Bd. 8: Marq – Or. Berlin/New York 2010, S. 245f.*

22 Miller: *Hofnung* (Anm. 21), S. 18. Der mit der ‚Natur‘ als ontologischer Gegebenheit verknüpfte Altersbeweis legitimiert hier die Reform.

23 Ebd., S. 23.

24 Herder: SWS, Bd. 1 (Anm. 21), S. 120, befürwortet die Erweiterung der Realfächer und die Einschränkung des ‚Despotismus der Lateinischen Sprache‘, wirft Miller aber vor, dass er die ganze Philologie damit gleichsetze, den schönen Wissenschaften zu wenig Referenz erweise und mit seinem Nützlichkeitsfimmel dem Genie schade. Schließlich missfällt ihm das harte Urteil des Theologen über die Mythologie, dem er u. a. mit der berühmt gewordenen Passage in der dritten Sammlung der ‚Fragmente‘ (SWS Bd. 2, Berlin 1877, S. 426 – 449: Vom neuem Gebrauch der Mythologie) entgegnet. Vgl. dazu die Feststellung von Manfred Frank: *Der kommende Gott. Vorlesungen über die Neue*

1767 in Riga erschienenen *Dritten Sammlung der Fragmente* als die „kleinste und vielleicht beste unter den vielen neuern Schriften über die Schulen.“<sup>25</sup> Herder konsultierte, wie man sieht, in Riga neueste pädagogische Literatur und verdankte ihr auch wichtige Anregungen.

Wenige Tage nach der Besprechung der Millerschrift erschien nämlich im selben Rezensionsorgan<sup>26</sup> Herders Kritik zu Johann Jakob Rambachs (1737 – 1818) *Schreiben über die Frage: Ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Original=Schriftsteller Schuld sey*. In der dem Amtskollegen Johann Peter Miller zugedachten Glückwunschschrift<sup>27</sup> bekämpft der Rektor des Quedlinburger Gymnasiums die von Edward Young (1683 – 1765) vertretene Meinung, dass die berühmten Werke der Alten die Neueren „an sich ziehen, mit Vorurtheil erfüllen und zaghaft machen.“<sup>28</sup> Herder kann mit Young einig gehen und Rambachs Youngkritik zurückweisen, der dem Engländer unterstellt, mit der geäußerten Befürchtung die Gültigkeit der antiken Muster in Zweifel zu ziehen. Indirekt verurteilt Herder Rambachs ahistorischen Rationalismus, der in den Dichtungen der Alten die Natur schlechthin am Werk, d.h. die *unverändert* gültigen Regeln der Vernunft in ihnen verwirklicht sieht. Wollte anstelle von Rambach

ein Genie, wie Young, ein Supplement zu Youngs Gedanken von Original werken schreiben: so müste er untersuchen, wie weit die Griechen in jedem Fach Originale seyn konnten und musten: was die Römer von ihnen geborgt: und in welchen

---

Mythologie. I. Teil. Frankfurt a. M. 1982, 5. Vorlesung, S. 123 – 152, Herder diskutierte im erwähnten Fragment die Frage, ob „eine Mythologie unter Bedingungen der Aufklärung überhaupt in poetologischen Kontexten zulässig sei“ (S. 124).

25 Herder: SWS, Bd. 1 (Anm. 21), S. 381.

26 Es handelt sich um das 10. Stück der Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen vom 3. Februar 1766. Die Rezension findet sich bei Herder: SWS, Bd. 1 (Anm. 21), S. 121 – 123.

27 Schreiben // über die Frage: // Ob das Lesen der Alten an dem Mangel // der Original=Schriftsteller Schuld sey, // womit // dem verdienstvollen // Herrn Rector Miller // zu dem bevorstehenden // Jubiläum // des Hallischen Gymnasii // Glück gewünscht wird // von // Johann Jakob Rambach, // des Fürstl. Quedlinb. Gymn. Rector. // Quedlinburg und Leipzig, // in der Biesterfeldischen Buchhandlung // 1765 [Exemplar: Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin, Sign.: 10 in: Ay 28640]. Über Johann Jakob Rambach vgl. Carl Bertheau: Rambach, Johann Jakob. In: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 27. Leipzig 1888, S. 201f.

28 Rambach: Schreiben (Anm. 28), S. 5.

Stücken wir eigene Bahnen eröffnet. Man müste den Unterschied der Griechischen wilden und natürlichen Dichterzeiten von den unsrigen bestimmen [...] ein Plan, der etwas mehr, als ein Schulprogramm fodert.<sup>29</sup>

Mit dieser großzügigen Planskizze einer Geschichte der Dichtung anhand eines Kulturvergleichs geht Herder weit über die von Young behandelten Fragen hinaus.<sup>30</sup> Die Entwicklung der schönen Literatur wäre von den noch naturnahen griechischen Anfängen bis hin in die jüngste Gegenwart darzustellen und ihr Anteil an der kulturellen Entwicklung als ganzer zu bestimmen. Herder deutet hier den weiten Horizont historischer Kontinuität, um dessen Erkenntnis es ihm geht, freilich nur an. Er hat dann bereits mit den *Fragmenten*, wo er das Verhältnis der Neueren zu den antiken Autoren wiederum im Sinn Edward Youngs thematisiert,<sup>31</sup> erste Bausteine zu einer kulturhistorisch respektive geschichtsphilosophisch abgestützten Literaturkritik geliefert. Den Schulphilologen wirft er dort vor, an Wörtern und grammatischen Formen kleben zu bleiben, ohne den vom antiken Autor angestimmten Ton in der eigenen Seele vernehmen zu können. Den genialen Leser hingegen versetzt die Flamme des Geistes, die sich

<sup>29</sup> Herder: SWS, Bd. 1 (Anm. 21), S. 122f.

<sup>30</sup> Herder hat Edward Youngs ‚Conjectures on Original Composition in a Letter to the Author of Sir Charles Grandison [= Richardson]‘ (London 1759) in der Übersetzung von Hans Ernst von Teubern: Gedanken // über die // Original=Werke. // In einem Schreiben des D. Youngs // an dem [sic] Verfasser des Grandison. // [Vignette] // Aus dem Englischen. // Leipzig, // bey Johann Samuel Heinsii Erben, // 1760, kennengelernt. Vgl. Faksimileausgabe mit Nachwort und Dokumentation zur Wirkungsgeschichte in Deutschland von Gerhard Sauder. Heidelberg 1977 (Dokumentation VIa, Herders Exzerpte aus Young, S. [96]–[101]). Unter den wirkungsgeschichtlichen Dokumenten befindet sich auch ein längerer Auszug aus Rambachs Schreiben (XI, Johann Jakob Rambach. Aus: J. J. Rambach, Vermischte Abhandlungen aus der Geschichte und Litteratur. Halle 1771, S. [116–128]), allerdings nicht aus der hier herangezogenen Erstausgabe.

<sup>31</sup> Herder: SWS, Bd. 1 (Anm. 21), S. 383. Vgl. Karl Menges: Herder und die ‚Querelle des Anciens et des Modernes‘. Eine wirkungsgeschichtliche Replik. In: Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985. Bd. 8. Hg. von Walter Haug und Wilfried Barner: Ethische contra ästhetische Legitimation von Literatur. Traditionalismus und Modernismus: Kontroversen um den Avantgardismus. Tübingen 1986, S. 154–160. Herders Auseinandersetzung mit der Querellethematik, auch in der Rigaer Zeit, verdient in ihrem Verlauf eine ausführliche Darstellung. Zum thematischen Horizont vgl. Lucas Marco Gisi: Einbildungskraft und Mythologie. Die Verschränkung von Anthropologie und Geschichte im 18. Jahrhundert. Berlin/New York 2007.

bei der Lektüre antiker Autoren entzündet, in die Welt des Altertums zurück. Mit zunehmender Begeisterung erwacht der Eifer, das antike Muster durch eine eigene Schöpfung zu übertreffen. Der nun zum Autor gewordene Rezipient gewinnt mit dem neu geschaffenen Kunstwerk die verlorene historische Distanz zum nachempfundenen Vorbild zurück.<sup>32</sup> Hier greift Herder auf die der exegetischen Tradition vertraute Dichotomie von ‚totem Buchstaben‘ und ‚lebendigem Geist‘ zurück. ‚Geist‘ ist für ihn sowohl historisches Einfühlungsvermögen, divinatorische hermeneutische Kompetenz, als auch, untrennbar mit ihr verbunden, schöpferische Kraft des Dichters. Im Gegensatz zur spiritualistischen Bedeutungsvariante, wie sie auch der radikale Pietismus kennt,<sup>33</sup> steht ‚Geist‘ für Herder nicht mit Gelehrsamkeit schlechthin auf Kriegsfuß, sondern nur mit ihrer Kümmerform, die sich in der Buchstabenpedanterie der Grammatiker kundtut. Wie schon vor ihm Miller verabscheut auch er die Suche nach Parallelstellen in den wie Steinbrüche ausgebeuteten Werken der alten Autoren.<sup>34</sup> Die Regsamkeit des ‚Geistes‘ als einer schöpferischen Potenz bildet für ihn die anthropologische Basis der Dichtungstheorie, aber auch das Fundament der profanen Hermeneutik und jeder konstruktiven gelehrten Tätigkeit. ‚Schulphilosophie‘, mehr noch ‚Schulphilologie‘, bringt Herder aber mit einer defizitären Form von Erkenntnis, mit bloß memorativ abrufbarer Kenntnis, mit geschlossenen Gedankensystemen, Paragrapheneinteilungen und starren, feststehenden Begriffen, mit den Zwängen der traditionellen Gelehrtschule und ihren lebensfeindlichen Unterdrückungsmechanismen in Verbindung.<sup>35</sup> Dagegen sollen, von antiken Texten stimuliert, alle Seelenkräfte des Menschen in Schwingung versetzt, die natürlichen Talente entwickelt und so, um es paradox,

32 Zusammenhängend vgl. vor allem: Herder: SWS, Bd. 1 (Anm. 21), Fragmente, Dritte Sammlung, ab S. 406 bis 411.

33 Vgl. dazu Hanspeter Marti: Die Rhetorik des Heiligen Geistes. Gelehrsamkeit, poesis sacra und sermo mysticus bei Gottfried Arnold. In: Gottfried Arnold. Radikaler Pietist und Gelehrter. Jubiläumsgabe von und für Dietrich Blaufuß und Hanspeter Marti. Hg. von Antje Mißfeldt. Köln/Weimar/Wien 2011, S. 15 – 76.

34 Vgl. Miller: Hofnung (Anm. 21), S. 14: „Jeder allegirt für sich vortheilhafte Parallelstellen und Konstruktionen und verschweigt die, ihm nachtheiligen und dem Gegner vortheilhaften Loca auctorum.“ Herder zur Parallelstellenmethode vgl. SWS Bd. 3 (Anm. 6), Zweites Wäldchen über einige Klotzische Schriften, S. 325f., S. 351f.

35 Zusammenhängend, auch zum Folgenden, vgl. Herder: SWS, Bd. 1 (Anm. 21), Fragmente, Dritte Sammlung, ab S. 378.



jedoch genau auszudrücken, ‚Genies‘ *herangebildet* werden. Zu diesen gehört der geniale Literaturkritiker. Dass bei ihm die rezeptiven und produktiven Komponenten geistiger Potenz in einem ausgeglichenen Verhältnis zueinander stehen, schlägt sich auch in seinem Schreibstil, der ‚schönen Prosa‘, nieder.<sup>36</sup> Diese verbindet begriffliche Richtigkeit mit sinnlich-anschaulicher Darstellung. Literaturkritik hält, indem sie den Bann sprachlicher Objektivation bricht und ihre eigenen Aussagen mit der Gattungsbestimmung ‚Fragment‘ historisch relativiert, den schöpferischen Prozess in Gang, der nach jedem geschaffenen Werk zum Stillstand zu kommen droht. An diesem Fortgang produktiver Arbeit hat sich, dem Dichter ähnlich, auch der Philosoph zu beteiligen, der mehr als *Vor-* denn als Nachdenker exakte Begriffe erst bzw. neu entwickelt. Erkenntnis, wie Herder sie in den *Fragmenten* umschreibt, zeichnet sich aus durch ‚Historizität‘, ‚Ästhetizität‘ und begriffliche Exaktheit, sprich ‚Logizität‘. Die ersten beiden Bestimmungen stehen in krassem Widerspruch zum Bild, das, in Herders Sicht, die Schulphilosophie von der Sache entwirft, während das dritte Prädikat, die Richtigkeit der Begriffe, allerdings auch ihren Einfluss verrät. Wichtiger als diese Übereinstimmung in den Merkmalen des Erkenntnisbegriffs ist zunächst aber noch eine weitere *Differenz*: Die Schulphilosophen verwechseln nach Herder den noch Lernenden mit dem schon Gelehrten. Sie konfrontieren ihn mit ausgedachten, ihm jedoch unverständlichen Lehrsätzen:

Wolfs und B.[aumgarten]s Vortrag, ist der beste, nach dem sie dachten, und jeder Philosoph denken will – aber auch der, in welchem man denken lernt? die Ordnung der Natur unserer Seele? die Sprache der Philosophischen Erziehung?<sup>37</sup>

An die Stelle gleichgültiger Vermittlung von allgemein anerkanntem Wissen soll in der Schule der Vorgang ihrer Erarbeitung durch selbstständiges Denken treten. Diese Zielsetzung verlagert den Schwerpunkt des Unterrichts von den feststehenden ‚res‘ der etablierten Disziplinen auf die Genese der Erkenntnis im Bewusstsein des Lernenden. Pädagogik ist angewandte Psychologie. Herders Einsatz für die Realschule, sein staatspolitisch-patriotischer Utilitarismus,<sup>38</sup>

36 Herder: SWS, Bd. 1 (Anm. 21), Fragmente, Erste Sammlung, S. 159.

37 Herder: SWS, Bd. 2 (Anm. 25), Fragmente, Erste Sammlung, S. 102.

38 Herder: SWS, Bd. 1 (Anm. 21), Fragmente, Dritte Sammlung, S. 382: „Die Welt braucht hundert tüchtige Männer und einen Philologen: hundert Stellen, wo Realwissenschaften unentbehrlich sind; eine, wo eine gelehrte und Grammatische Kännntniß des alten Roms

die Ablehnung der Lateinschule, der neulateinischen Dichtung<sup>39</sup> und, oft mit deutlich konfessionalistischer Spitze, des Lateins als ‚römischer‘ Sprache,<sup>40</sup> andererseits seine Förderung der deutschen Sprache und Literatur, vor allem aber die auf die Wurzeln der Sprache zurückgehende Sprachkritik, das alles qualifiziert Herder als Verfechter einer pädagogischen Aufklärung anderen, neuen Formats. Seine Kritik der Schulphilosophie betrifft vor allem den Unterricht in den philosophischen Elementardisziplinen ‚Logik‘ und ‚Rhetorik‘:

In der Scholoratorie und Schullogik bestand bei vielen Schulen ein Theil der Weisheit darinn, wie man einige Rhetorische und Logische Kunstgriffe, Werkzeuge und Spielwerke Lateinisch benennen sollte [...]. Dies bringt jene dürre unfruchtbare Barbarei in die Methode, die ein Lexicon von Namen zu lernen aufgibt, und die Seele vom Denken zurückhält.<sup>41</sup>

Herder vermeidet, einmal mehr, jede Verallgemeinerung. Ambivalenz prägt auch hier sein Bild von der herkömmlichen Schule. Nicht genug, dass er Alexander Gottlieb Baumgarten (1714 – 1762) und damit auch der Wolffschen Schulphilosophie wichtige Denkanstöße verdankt, auf die ich im Einzelnen nicht näher eingehen will, da dies andere schon getan haben.<sup>42</sup> Herder war in Riga als Lehrer selbst Teil der Schule, musste bei allem Innovationswillen schulische Konventionen beachten, las die pädagogischen Traktätchen von Schulrektoren wie Rambach und Miller, rezensierte sie sogar und machte das Reformprogramm Millers weitgehend zu seinem eigenen. Ambivalent ist auch das Verhältnis Herders zur lateinischen Sprache. Diese wird von ihm nur aus der zeitgenössischen *schönen* Literatur verbannt. Sie soll aber als internationale Gelehrtensprache ihre wichtige

---

gefordert wird.“ Die Reformpädagogik der Rigaer Schriften behandelt beiläufig J[ohannes]. Böhme: Herder und das Gymnasium. Ein Stück aus dem Kampfe der realistischen und humanistischen Bildung am Ende des vorigen Jahrhunderts. Hamburg 1890.

39 Herder: SWS, Bd. 1 (Anm. 21), S. 413.

40 Ebd., S. 365.

41 Ebd., S. 385.

42 Hans Adler: Die Prägnanz des Dunklen. Gnoseologie – Ästhetik – Geschichtsphilosophie bei Johann Gottfried Herder. Hamburg 1990: „Sehr wohl weiß Herder deren [= der Schulphilosophie] Leistung zu schätzen, wie er in seinem Verriss der Ästhetik Riedels deutlich macht. Aller eigenen Kritik zum Trotz bekennt er sich dort gegen die ‚großen Antiwolfianer‘ und ‚neuen Schönphilosophen‘ zum Rationalismus der Schule als Ausgangspunkt“ (S. 69).

Funktion behalten und vor allem von den Altertumsforschern als Kommunikationsmittel gepflegt werden.<sup>43</sup> Herder greift in den *Fragmenten*, wo es ihm um die Legitimation der Altphilologie als kulturgeschichtlicher Disziplin geht, gern auf die Autorität des Neuhumanisten Johann Matthias Gesner (1691–1761) zurück.<sup>44</sup> Schließlich ist das Latein als weitgehend ausgebildete, präzise Sprache, ganz unabhängig von der poetischen Würde der römischen Musterautoren, für Herder ein sehr geeignetes Werkzeug philosophischen Denkens, ein Mittel der Aufklärung. Herder identifiziert das Neulatein des Schulphilosophen Baumgarten mit der Sprache der Aufklärung im novantiken Gewand: aus ihr spreche „philosophischer Geist“.<sup>45</sup> An der Sprache der römischen Klassiker vermisst Herder aber ein zukunftsweisendes Moment. Im Kontext kommt das tiefe Bedauern über die jahrhundertelange Unterjochung des deutschen Geistes durch die ihm fremde Latinität, aber auch die Meinung zum Ausdruck, dass sogar die widerwärtigsten historischen Bedingtheiten den aufklärerischen Fortschritt nicht nur nicht aufhalten, sondern ihn sogar herbeiführen helfen.

Weder war Herder in Riga Anhänger einer der damals an den deutschen Universitäten etablierten schulphilosophischen Richtungen, noch hat er selbst eine solche begründet. Er war an pädagogischen Fragen interessiert, machte den traditionellen Schulunterricht zum Gegenstand seines Nachdenkens, setzte sich mit der herkömmlichen Gelehrtenschule kritisch auseinander und distanzierte sich in manchem grundsätzlich von ihr. Von der ‚Schulphilosophie‘ der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat er aber entweder unmittelbar, wie von Christian Wolff und Alexander Gottlieb Baumgarten, oder dann indirekt, wie von Christian Thomasius und seinen Anhängern, auch entscheidende Impulse erhalten. Schließlich verdankt er viel den pädagogischen Schriften zeitgenössischer Schulmänner sowie neuhumanistischen Reformprogrammen.

Vielleicht gehört es zu den Hauptaufgaben künftiger Forschung, die Einflüsse der hier skizzierten Umfelder, in denen sich der frühe Herder bewegte, mehr noch als bisher und, vor allem im Hinblick auf sein späteres Schaffen, genau zu untersuchen. Das Bild der Persönlichkeit, das dabei entsteht, scheint sich mit Herders Paradox des traditionsgebundenen Originalgenies zu decken. Als ein solches sah er wohl sich selbst.

43 Herder: SWS, Bd. 1 (Anm. 21), S. 413.

44 Herder: SWS, Bd. 3 (Anm. 6), ab S. 354.

45 Herder: SWS, Bd. 1 (Anm. 21), S. 237f.

Hanspeter Marti

## Aufklärung in Kurland im Spiegel der Freundschaft des Astronomen Johann III Bernoulli mit Johann Jakob Ferber, Professor an der Academia Petrina in Mitau

Die Akademien von Berlin und St. Petersburg zählten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu den beliebten Aufenthaltsorten von Schweizer Gelehrten.<sup>1</sup> Mitau, die Hauptstadt Kurlands, lag am Reiseweg zwischen den beiden aufklärerischen Zentren und deshalb in ihrem geographischen und geistigen Einzugsbereich.<sup>2</sup> Als Mitglieder der Berliner Akademie der Wissenschaften trugen Schweizer zur Verbreitung der Aufklärung in Kurland wesentlich bei. Während in den Selbstdarstellungen mancher Aufklärer und im Epochenbild ihrer Interpreten oft genug der Fortschritt des Denkens und der Kommunikationsformen im ‚siècle des lumières‘ hervorgehoben wird, lassen sich am Beispiel Kurlands, einer damals am ‚Rande‘ Europas gelegenen Region, die Hindernisse und Schwierigkeiten des Austauschs gelehrter Nachrichten, die erschwerte aufklärerische Praxis also, veranschaulichen. Dementsprechend liegt im Folgenden der Akzent weniger auf Inhalt und Aneignung der übermittelten Kenntnisse als auf den Leistungsgrenzen der Medien ihrer Vermittlung. Es wird, mit anderen Worten, der Alltag eines kurländischen Gelehrten vorgestellt, der den Austausch mit den Standesgenossen im entfernten Ausland suchte, diese

---

\* Dieser Aufsatz ist eine Bearbeitung eines unter demselben Titel erschienenen Beitrags in: *Regionaler Kulturraum und intellektuelle Kommunikation vom Humanismus bis ins Zeitalter des Internet*. Festschrift für Klaus Garber. Hg. von Axel E. Walter. Amsterdam/New York 2005, S. 489 – 520.

- 1 Dazu: *Schweizer im Berlin des 18. Jahrhunderts*. Hg. von Martin Fontius und Helmut Holzhey. Berlin 1996, vgl. meine Rezension in: *Aufklärung* 11/2, 1996, S. 114 – 117; Rudolf Mumenthaler: *Im Paradies der Gelehrten. Schweizer Wissenschaftler im Zarenreich (1725 – 1917)*. Zürich 1996.
- 2 Zu Berlin und Mitau vgl. Heinz Ischreyt: *Mitau und die Berliner Aufklärung*. In: *Jahrbuch des baltischen Deutschtums* 1975, S. 65 – 75.

Kontakte aber immer wieder zu verlieren und in den anscheinend unvermeidlichen Zustand der Isolation zurückzufallen drohte. Diese kleine Studie stellt zugleich ein Kapitel der Geschichte frühneuzeitlicher Beziehungen zwischen gelehrten Schweizern und Gelehrten im Baltikum dar.<sup>3</sup>

Herzog Peter von Biron (1724 – 1800) gründete trotz hartnäckigem Widerstand des kurländischen Adels, von seinem Minister Friedrich Wilhelm von Raison (1726 – 1791) unterstützt, 1775 in Mitau das akademische Gymnasium, die *Academia Petrina*.<sup>4</sup> An der Verwirklichung dieses Vorhabens war der Schweizer Johann Georg Sulzer, Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin, maßgeblich beteiligt.<sup>5</sup> Von ihm stammt der aufklärerischen

---

3 Zu einzelnen Aspekten der wechselseitigen Beziehungen gibt es kleinere Publikationen, so von Arvo Tering über Schweizer Bildungsreisen von Balten in der frühen Neuzeit. In: Programm und Exempel. Texte und Studien der Arbeitsstelle für kulturwissenschaftliche Forschungen. Bd. 1. Engi 1996, S. 47 – 50, wieder abgedruckt in: Max Schweizer (Hg.): Zwischen Riga und Lugano. Schweizerisch-lettisches Lesebuch. Zürich 2002, S. 276 – 279; ebd., S. 280 – 291, meine Bernoulli-Vorstudie: Ein reisender Schweizer Gelehrter im Baltikum, die mit dem vorliegenden Beitrag erweitert und vertieft wird. Zum Thema der schweizerisch-baltischen Beziehungen allgemein siehe auch die anderen drei Textanthologien des Herausgebers Max Schweizer: Estland, Lettland, Litauen – Schweizerisch-baltisches Lesebuch. Zürich 2001; Zwischen Vilnius und Bern. Schweizerisch-litauisches Lesebuch. Zürich 2002; Zwischen Tallinn und Zürich. Schweizerisch-estnisches Lesebuch. Zürich 2002. Ferner: Karin Marti-Weissenbach: Ein bedeutender Balto-Glarner – Zum 120. Geburtstag des Mediziners Emil Winteler. In: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus 79, 1999, S. 60 – 64.

4 Ihre Gründungszeit ist gut erforscht. Dazu William Meyer: Die Gründungsgeschichte der *Academia Petrina* in Mitau. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärungszeit in Kurland. In: Sitzungsberichte der Kurzemer (Kurländischen) Gesellschaft für Literatur und Kunst und Jahresberichte des Kurzemer (Kurländischen) Provinzialmuseums in Jelgava (Mitau) aus den Jahren 1935/1936. Riga 1937, S. 35 – 168; Karl Dannenberg: Zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums zu Mitau. Festschrift zur Säcularfeier des Gymnasiums am 17. Juni 1875. Mitau 1875; Erich Donnert: Wissenschaftslehre und Bildung am Gymnasium Academicum zu Mitau von 1775 bis 1806. Ein Beitrag zu den Anfängen des Hochschulwesens im Baltikum. In: Wegenetz europäischen Geistes. Wissenschaftszentren und geistige Wechselbeziehungen zwischen Mittel- und Südosteuropa vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Hg. von Richard Georg Plaschka und Karlheinz Mack. München 1983, S. 178 – 205.

5 Vgl. Frank Grunert, Gideon Stiening (Hg.): Johann Georg Sulzer (1720 – 1779). Aufklärung zwischen Christian Wolff und David Hume. Berlin 2011. Siehe auch den Aufsatz von Ursula Caflisch-Schnetzler in diesem Band.

Zielsetzungen verpflichtete Unterrichtsplan der neuen Bildungsstätte, für die Sulzer zudem im Alten Reich und in Schweden geeignete Lehrkräfte rekrutierte. Die Kurländer mussten vor der Eröffnung des Mitauer Gymnasiums ihre Studien im Ausland, vor allem in Deutschland oder in Skandinavien, absolvieren. Nun hatten sie immerhin die Möglichkeit, das für eine Pfarr- oder für eine Verwaltungsstelle, für den höheren Schuldienst oder ein Medizinstudium erforderliche Grundwissen im eigenen Land zu erwerben. Wollten sie dagegen eingehendere Studien betreiben oder einen akademischen Grad erwerben, war ein Aufenthalt an einer ausländischen Universität nach wie vor unumgänglich.

In der Fundationsurkunde vom 8. Juni 1775 wird auf die Hauptaufgabe der Petrina, eine staatstragende Elite heranzubilden, eigens hingewiesen und dem Lehrkörper, der selber zu dieser aufgeklärten Oberschicht gehörte, Publikationsfreiheit, d. h. Freiheit von staatlicher Zensur, zugestanden. Dieses Recht freier Meinungsäußerung war aber an die Bedingung der politischen Loyalität gebunden. Die Professoren hatten nämlich dafür zu sorgen,

[...] dass unter ihrer Censur nichts erscheine, was den Oberherrlichen und Unsern Landesherrschaftlichen Rechten, sowohl auch den Rechten Unserer Lieben Ritter und Landschaft und übrigen Einsaassen dieser Herzogthümer nachtheilig fallen, oder auch den benachbarten Mächten anstössig seyn könnte.<sup>6</sup>

In dieser Regelung spiegelt sich das Herrschaftsdenken des aufgeklärten Absolutismus, der dem vernunftgeleiteten Gehorsam der literarischen Elite und deren Einsicht in ihre dienende Rolle im Staat vertraut. Der staatspolitische Utilitarismus, der das Gründungsstatut bestimmt, findet seinen Niederschlag denn auch im Sulzerschen Lehrplan. Dieser, dem wissenschaftlichen und pädagogischen Fortschritt verpflichtet,<sup>7</sup> distanziert sich von der einseitigen Ausrichtung auf philologische Fächer, freilich ohne diese zu vernachlässigen, und räumt dem naturwissenschaftlichen Realwissen wie auch den modernen Fremdsprachen Englisch und Französisch im Unterricht einen wichtigen Platz ein. Als berufliche und politische Kaderschmiede erfüllte das akademische Gymnasium in der

6 Die Gründungsurkunde ist veröffentlicht bei Dannenberg: Zur Geschichte und Statistik (Anm. 4), S. 219 – 227, das Zitat siehe dort, Passus XXXI., S. 226.

7 Die aufklärerische Tendenz des Mitauer Bildungsprogramms hebt auch Donnert: Wissenschaftslehre und Bildung (Anm. 4), S. 183f., hervor.

Vermittlung gemeinnütziger Kenntnisse sowie in der Heranbildung moralisch integrier, Staat, Kirche und Wirtschaft nützlicher Persönlichkeiten eine Schlüsselfunktion. In der Klasse der Wissenschaften, die auf die untere der Literatur folgte, wurden u. a.<sup>8</sup> Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Geschichte der Völker, Philosophie, Naturrecht und Beredsamkeit gelehrt.<sup>9</sup> Im Lehrplan kommt der Physik unter den Wissenschaften eine Vorrangstellung zu, weil sie die in der Natur wirksame göttliche Weisheit erkennen helfe sowie „das wahre Fundament der wichtigsten Künste, des Landbaues und aller der Manufacturen [ist], zu welchen fast gar alle mechanischen Künste anfangen.“<sup>10</sup>

Wie die Mathematik und die Philosophie gehörte die Physik zu den mit vier Wochenstunden am besten dotierten Fächern.<sup>11</sup> Der naturkundliche Unterricht solle praxisbezogen, auf den beruflichen Alltag der künftigen Bildungseliten ausgerichtet sein, er solle die Studenten folglich nicht zu naturwissenschaftlichen Fachgelehrten, zu Spezialisten, ausbilden:

Fast jeder Mensch, der irgend etwas zu verwalten hat, er sey Landedelmann oder Landesherrlicher Rath, er sey Landprediger oder Landbauer, oder Unternehmer, irgend einiger zur Handlung, Manufactur und Kunstwesen gehöriger Werke, hat gründliche Kenntniß nöthig, wenn er sich vor schädlichen Unternehmungen, und dem eben so schädlichen Schlendrian der gemeinen Practick, hüten will.<sup>12</sup>

Johann Jakob Ferber (1743 – 1790), der erste Mitauer Professor für Naturgeschichte und Physik, behandelte der Reihe nach einzelne Teilgebiete des Fachs,

8 Zum Lehrstoff der oberen Klasse gehörten auch die Bibelexegese (*critica sacra*), orientalische Sprachen, Grundkenntnisse in der Jurisprudenz (römische Antiquitäten) sowie propädeutisches Wissen in Medizin (Naturgeschichte und Chemie).

9 Der Mitauer Unterrichtsplan liegt in zwei frühen Ausgaben gedruckt vor: (1.) Entwurf der Einrichtung, des, von Sr. Hochfürstl. Durchlaucht, dem Herzoge von Curland, in Mitau neugestifteten Gymnasii Academici. [Vignette] Gedruckt bey dem Hochfürstl. Hofbuchdrucker Johann Friedrich Steffenhagen

1773 (Exemplar in der Universitätsbibliothek Tartu). (2.) Entwurf der Einrichtung Des von Sr. Hochfürstl. Durchl. dem Herzoge von Curland in Mitau neugestifteten Gymnasii Academici. [Vignette] Mitau bey Jakob Friedrich Hinz 1774 (Exemplar ebd.). – Im Folgenden wird aus der späteren Ausgabe der Schulordnung zitiert.

10 Entwurf der Einrichtung (Anm. 9), S. 46.

11 Ebd., S. 65.

12 Ebd., § 2, S. 47.

so beispielsweise im Sommersemester 1778 am Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag jeweils von vier bis fünf Uhr nachmittags die Botanik auf der Grundlage des Lehrbuchs von Karl Friedrich Dieterich (1734–1805) sowie die Geschichte der Pflanzen nach der Ordnung des Linnéschen Systems, wie es Christian Friedrich Reuß (1745–1813) und Johann Beckmann (1739–1811) in verkürzter Form vorstellten.<sup>13</sup>

Johann Georg Sulzer wurde, über seinen Tod hinaus, von den Mitauer Gelehrten als geistiger Vater der Petrina und als fachliche Autorität in pädagogischen und ästhetischen Fragen verehrt. Doch reichten die Kontakte mit Schweizer Aufklärern über den mit der Mitauer Schulgründung verbundenen offiziellen Gedankenaustausch weit hinaus.<sup>14</sup> So unterhielt Johann Jakob Ferber während seiner Mitauer Jahre mit Johann III Bernoulli eine persönliche Beziehung, die sich nicht wie die Korrespondenz Bernoullis mit Ferbers Amtskollegen, dem Mathematiker und Astronomen Wilhelm Gottlieb Friedrich Beitle (1745–1811),<sup>15</sup> in fachbezogenen Darlegungen erschöpfte. Sie war gegenseitig von großem

13 Anzeige der öffentlichen und privat [sic] Vorlesungen, welche sämtliche Professoren der Hochfürstlichen Petrinischen Akademie zu Mitau, vom 6ten Julius bis zum 23ten Dezember 1778, zu halten Willens sind, nebst einer Nachricht, wie die Stunden unter die übrigen Lehrer an dem Hochfürstlichen Petrino für dieses halbe Jahr vertheilt worden. Mitau [o. J.], S. 3. – Bei den erwähnten Lehrbüchern handelte es sich wohl um: a) Karl Friedrich Dieterich: Pflanzenreich nach dem neuesten Natursystem des Königl. Schwedischen Ritters und Leibarztes Carl von Linné. 2 Tle. Erfurt 1770; b) Karl von Linné: Systema naturae ex editione duodecima in epitomen redactum et praelectionibus academicis accommodatum a Iohanne Beckmanno. Tomus II: Regnum vegetabile. Göttingen 1772; c) Christian Friedrich Reuß: Compendium botanices systematis Linneani. Ulm 1774.

14 Aufschlussreich die neun Schreiben von Charlotte Elisabeth (Elisa) Constantia von der Recke an Lavater (ebd., FA Lav Ms 532). Zu den Beziehungen Lavaters sowie weiterer Zürcher zum Baltikum der Beitrag von Ursula Caflisch-Schnetzler in diesem Band. Ferner dies.: Gelehrte Wissenschaft versus nützliche Wissenschaft. Das Collegium Carolinum in Zürich im Spiegel der Ausbildung von Gelehrten. In: Hanspeter Marti, Karin Marti-Weissenbach (Hg.): Reformierte Orthodoxie und Aufklärung. Die Zürcher Hohe Schule im 17. und 18. Jahrhundert. Wien/Köln/Weimar 2012, S. 301–347, hier S. 301–305.

15 Biographie Beitle's bei Dannenberg: Zur Geschichte und Statistik (Anm. 4), S. 5 („Verzeichnis der Professoren, Directoren, Oberlehrer und Lehrer des Gymnasiums zu Mitau von 1775–1875“). Die fünf Schreiben Beitle's an Bernoulli (20.12.1783, 10.11.1784, 28.12.1785, 26.5.1786, 17.2.1787) befinden sich im Bernoulli-Nachlass der Universitätsbibliothek Basel (Signatur: L Ia 731, Bl. 21–34).



Vertrauen geprägt. Deshalb besitzen Ferbers Briefe an Bernoulli – die Gegenbriefe blieben nicht erhalten – außer dem biographischen einen nicht zu unterschätzenden wissenschafts- und sozialgeschichtlichen Dokumentationswert.<sup>16</sup>

Johann III Bernoulli wurde 1744 als Mitglied der bekannten Basler Mathematikerfamilie geboren,<sup>17</sup> absolvierte in seiner Vaterstadt ein Rechtsstudium und wurde von seinem Vater Johann II Bernoulli (1710 – 1790) in Mathematik sowie von seinem Onkel Daniel Bernoulli (1700 – 1782) in Astronomie unterrichtet. 1764 schon war er Mitglied der mathematischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in Berlin, von 1767 an königlicher Astronom und Leiter der Sternwarte – obwohl sein Verhältnis zum König nicht unproblematisch war –, von 1791 an Direktor der mathematischen Klasse, 1807 starb er in Berlin-Köpenick. Neben seinen astronomischen und mathematischen Arbeiten verfasste er Reiseberichte, die er als Beiträge zur *historia litteraria* verstand und daher mit Nachrichten über Gelehrte, Schulen, Bibliotheken, naturwissenschaftliche Sammlungen, Münz- und Kunstkabinette sowie über andere kulturelle und technische Einrichtungen anreicherte.<sup>18</sup> Auch machte er sich als Heraus-

16 Außer den einschlägigen brieflichen Zeugnissen in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel ist auf das Briefcorpus im Historischen Archiv Lettlands in Riga (Korrespondenz Bernoullis mit Friedrich Konrad Gadebusch) sowie auf die Kopien hinzuweisen, die das Herder-Institut in Marburg aufbewahrt (freundliche Mitteilung von Dr. Arvo Tering, Tartu). Vgl. auch Christina Kupffer: *Geschichte als Gedächtnis. Der livländische Historiker und Jurist Friedrich Konrad Gadebusch (1719 – 1788)*. Köln/Weimar/Wien 2004. – Über Briefpartner Bernoullis im damals polnischen Litauen siehe Roger Jaquel: *L'astronome et voyageur Jean (III) Bernoulli (1744 – 1807) et l'histoire de l'astronomie en Pologne*. In: *Actes du 98<sup>e</sup> congrès national des sociétés savantes* (Saint-Étienne, 1973). Section des sciences. Bd. 1. Paris 1975, S. 71 – 84 (Brief des Jesuiten Martin Odlanicki Poczobut vom 26.5.1778).

17 Biographische Fakten bei Fritz Nagel: *Friedrich der Grosse und die Basler Mathematiker Bernoulli*. In: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 88, 1988, S. 89 – 108, hier S. 103 – 108, auch über das bisweilen gespannte Verhältnis Johann III Bernoullis zu Friedrich dem Großen; Roger Jaquel: *Bernoulli, Jean (Johann) III (1744 – 1807)*. In: *Dictionnaire des journalistes (1600 – 1789)*. Hg. von Jean Sgard. Supplément I. Grenoble 1980, S. 10 – 19; Kurzbibliographie bei René Bernoulli-Sutter: *Die Familie Bernoulli*. Basel 1972, S. 87.

18 Zu den Reiseberichten, leider ohne Auswertung der erwähnten handschriftlich überlieferten Briefe: Mathis Leibetseder: *Subskribieren und Publizieren als gesellschaftlich verpflichtende Gaben? Von den Spuren eines personalen Netzwerkes in einer Serienpublikation des späten 18. Jahrhunderts*. In: *Das achtzehnte Jahrhundert. Zeitschrift*

geber von damals zum Teil nur handschriftlich überlieferter apodemischer Literatur einen Namen. Das Briefcorpus, das 2730 Schreiben von Bernoullis Korrespondenten und 60 von Johann III Bernoulli umfasst, zählt europaweit zu den wichtigsten wissenschaftsgeschichtlichen Quellen des ausgehenden 18. Jahrhunderts, ist aber bis anhin, wohl auch, weil Johann III im Schatten seiner bekannteren Verwandten gestanden hat, recht selten ausgewertet worden.<sup>19</sup>

Bernoullis kurländischer Briefpartner Johann Jakob Ferber wurde 1743 in Karlskrona (Schweden) geboren.<sup>20</sup> Er absolvierte an der Universität Uppsala bei Karl von Linné und dem Mineralogen Johann Georg Wallerius ein naturwissenschaftliches Studium. Am 22. Juni 1763 verteidigte Ferber unter dem Präsidium Linnés

---

der Deutschen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts 31/1, 2007, S. 31–41. Ders.: »Beförderer dieses Werkes«. Die Käufer und Leser von *Johann Bernoulli's Sammlung kurzer Reisebeschreibungen* (1781–1784). In: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte 16, 2007, S. 11–28.

19 Fritz Nagel: Die Mathematiker Bernoulli und Berlin. In: Schweizer im Berlin des 18. Jahrhunderts (Anm. 1), S. 355–372, hier S. 371f.; ders.: Die Bernoulli-Edition Basel: Geschichte, gegenwärtiger Stand und Zukunftsperspektiven. In: Pro saeculo XVIII<sup>o</sup> Societas Helvetica. Bulletin 2, 1993, S. 24–31 (auch zur wechselvollen Geschichte des Bernoulli-Nachlasses). – Außer Fritz Nagel, dem Leiter der Bernoulli-Forschungsstelle, Basel, dem ich für hilfreiche Unterstützung bei der Suche nach entlegenen gedruckten Kongressakten danke, beschäftigte sich bis jetzt bloß Roger Jaquel (in verschiedenen Einzelstudien) ausführlicher mit Johann III Bernoulli. Jaquel wies die Forschung auch auf den Quellenwert der Briefsammlung hin, vgl. Une source négligée de l'histoire des sciences: La correspondance inédite de Jean (III) Bernoulli (1744–1807). In: Actes du XIII<sup>e</sup> congrès international d'histoire des sciences, Moscou, 18–24 août 1971. Section V. Histoire des mathématiques et de la mécanique. Moscou 1974, S. 65–70.

20 Biographische Daten bei Dannenberg: Zur Geschichte und Statistik (Anm. 4), S. 7, und im Vorwort zu: Johann Jacob Ferber: Briefe an Friedrich Nicolai aus Mitau und St. Petersburg. Hg. von Heinz Ischreyt und eingeleitet von Albrecht Timm. Berlin 1974, S. 5–11; Günter Hoppe: Johann Jacob Ferber (1743–1790). Zum Leben und Wirken des bedeutenden Geo- und Montanwissenschaftlers. In: Der Aufschluss 46, 1995, S. 234–244. – In einer Liste wichtiger Korrespondenten Johann III Bernoullis fehlt Johann Jakob Ferber (36 Schreiben), während andere, im Nachlass mit weniger Briefen vertretene Autoren vorkommen. Vgl. Roger Jaquel: L'astronome bressan et parisien Joseph Jérôme de Lalande (1732–1807) et l'astronome bâlois et berlinois Jean III Bernoulli (1744–1807). Leur correspondance inédite (et presque inconnue) dans les Archives de la Bibliothèque universitaire de Bâle. In: 112<sup>e</sup> Congrès national des Sociétés savantes, Lyon, 1987. Histoire des Sciences et des Techniques. Bd. 1, S. 87–101, hier S. 93.

die *Disquisitio de prolepsi plantarum* (Uppsala 1763). Diese Dissertation enthält eine englischsprachige Grußadresse des Amerikaners Adam Kuhn (1741–1814), der später als Professor an der Medical School of the College of Philadelphia lehrte. 1764 bildete sich Ferber im Fach ‚Chemie‘ in Berlin bei Andreas Sigismund Marggraf, dem Direktor der physikalischen Klasse der Berliner Akademie, weiter. Nach ausgedehnten Bildungsreisen und verschiedenen Tätigkeiten im Bergbau-sektor wurde Ferber, damals schon ein führender Mineraloge, auf Empfehlung Johann Georg Sulzers 1774 an die Petrina nach Mitau berufen. Hier entstanden, neben der den Broterwerb sichernden Unterrichtstätigkeit, verschiedene fachwissenschaftliche Publikationen.<sup>21</sup> 1783 übernahm Ferber, für kurze Zeit nur, eine Professur für Mineralogie an der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. 1786 trat er als Oberbergrat in königlich-preußische Dienste und wurde Mitglied der Berliner Akademie. 1790 starb Ferber auf einer Dienstreise, die ihn nach Frankreich und in die Schweiz führte, in Bern.

Schon in einem der ersten Briefe an den Aufklärer Christoph Friedrich Nicolai (1733–1811) beklagte sich Ferber über die beträchtliche Entfernung seines Wohnorts von den Zentren der Gelehrsamkeit sowie über die damit verbundenen Schwierigkeiten, Fachwissen zu beschaffen, und äußerte den Wunsch, „näher an Berlin leben zu können.“<sup>22</sup> Ein knappes Jahr später, am 2. Mai 1778, nahm der Mitauer Gelehrte mit dem an der Berliner Akademie tätigen Johann III Bernoulli erstmals brieflichen Kontakt auf,<sup>23</sup> ein weiteres Indiz für Ferbers wiederholtes Bemühen, den Berliner Aufklärern wenigstens geistig nahe zu sein. Den Anlass für den intendierten Briefwechsel bildete das Lob, das Ferbers italienischer Reisebericht<sup>24</sup> in Bernoullis Reisebeschreibungen

21 Zum Beispiel: Versuch einer Oryktographie von Derbyshire in England. Mitau 1776; Bergmännische Nachrichten von den merkwürdigsten mineralischen Gegenden der Herzoglich-Zweybrückischen, Chur-Pfälzischen, Wild- und Rheingräflichen und Nassauischen Länder. Mitau 1776; Physikalisch-Metallurgische Abhandlungen über die Gebirge und Bergwerke in Ungarn. Berlin 1780.

22 Ferber: Briefe an Friedrich Nicolai (Anm. 20), S. 28, Brief vom 31.7.1777; das erste überlieferte Schreiben Ferbers an Nicolai datiert vom 5.12.1776.

23 Die Korrespondenz von Johann Jakob Ferber mit Johann III Bernoulli befindet sich in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel unter der Signatur L Ia 690.

24 Johann Jakob Ferber: Briefe aus Wälschland über natürliche Merkwürdigkeiten dieses Landes, an den Herausgeber derselben Ignatz Edlen von Born. Prag 1773.

erhalten hatte.<sup>25</sup> Ferber unterbreitete Bernoulli das Projekt eines länderkundlichen Reisehandbuchs,

[...] in welchem die berühmtesten Gelehrten, die vorzüglichsten Natur= und Kunst=Sammlungen, die ergiebigsten Naturprodukte und die merkwürdigsten Manufakturen und Fabriken der gesitteten Länder in Europa, nach Art der französischen Briefe [Bernoullis]<sup>26</sup>

vorgestellt werden sollten.<sup>27</sup> Das geplante gelehrte Vademecum hätte seinen Stoff aus (zum Teil nur handschriftlich überlieferten) Reiseberichten und aus brieflichen Mitteilungen zu beziehen.<sup>28</sup> In den Reisen erblickten Ferber und Bernoulli das beste Mittel, auf Erfahrungsbasis zu Erkenntnissen zu gelangen, im Brief die geeignetste Form, empirisches Wissen rasch und immer wieder erneuerbar auszutauschen, im Buch schließlich den für eine breite (gelehrte) Öffentlichkeit geeigneten Multiplikator der gesammelten Informationen. Hierin stimmen sie mit dem in der gelehrten Aufklärungsgesellschaft verbreiteten Konsens über die optimalen Formen von Kenntniserwerb und Wissensvermittlung überein.<sup>29</sup>

Ferber betont, dass er das Handbuchvorhaben schon längst verwirklicht hätte, wenn er weniger abgelegen wohnen, geeignete Mitarbeiter finden würde und von den Verlagen tatkräftiger unterstützt worden wäre.<sup>30</sup> Der Mitauer Gelehrte

25 Ferber an Bernoulli (Anm. 23), 2.5.1778, Bl. 123<sup>r</sup>. Vgl. Johann III Bernoulli: Zusätze zu den neuesten Reisebeschreibungen von Italien nach der in Herrn D. J. J. Volkmanns historisch kritischen Nachrichten angenommenen Ordnung. Bd. 1. Leipzig 1777, S. 7f.

26 Johann III Bernoulli: *Lettres sur différens sujets, écrites pendant le cours d'un voyage par l'Allemagne, la Suisse, la France méridionale et l'Italie*, en 1774 et 1775. 3 Bde. Berlin 1777–1779.

27 Ferber an Bernoulli (Anm. 23), Bl. 123<sup>v</sup>.

28 Ebd.

29 Dazu Hans Erich Bödeker: Reisen. Bedeutung und Funktion für die deutsche Aufklärungsgesellschaft. In: Reisen im 18. Jahrhundert. Neue Untersuchungen. Hg. von Wolfgang Grieb und Hans-Wolf Jäger. Heidelberg 1986, S. 91–110, hier S. 104. Zum Nützlichkeitsanspruch und Empirismus aufklärerischer Reisen vgl. Wolfgang Grieb: Reiseliteratur im späten 18. Jahrhundert. In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bd. 3: Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789. München 1980, S. 739–764.

30 Ferber an Bernoulli (Anm. 23), Bl. 124<sup>r</sup>.

sah sich, im Falle von Bernoullis Bereitschaft zur Zusammenarbeit, nolens volens hauptsächlich in der Rolle des Stofflieferanten.<sup>31</sup>

Noch im selben Sommer entschloss sich Bernoulli zu einer Reise nach St. Petersburg, auf der er bei Johann Jakob Ferber in Mitau Zwischenstation machte. Weil die Fahrt ins Zarenreich für ihn nicht zu einem Abenteuer mit ungewissem Ausgang werden durfte, begegnete der von den materiellen Kontingenzen seiner preußischen Anstellung Betroffene den noch größeren Unwägbarkeiten der Reise mit dem Kalkül sorgfältigster Planung, Empfehlungsschreiben, Einladungen und nützliche Winke von Freunden erleichterten dem nicht sehr begüterten, aber keineswegs genügsamen Schweizer Gelehrten die Reisestrapazen und verminderten die Risiken der langen Fahrt auf ein für ihn erträgliches Minimum. Er reiste am 2. Juli 1778 in Königsberg ab und traf am 11. Juli in der kurländischen Hauptstadt ein. Bereits während der Anreise hatte er von Ferber brieflich Nachricht erhalten, dass er bei ihm herzlich willkommen sei.<sup>32</sup> Bernoulli weilte bis zum 15. Juli in Mitau als Gast seines Briefpartners.<sup>33</sup> Auch auf dem Rückweg von St. Petersburg besuchte der Schweizer noch einmal den Mitauer Freund, der ihn mit Herzog Peter und dessen Gemahlin persönlich bekannt machte.<sup>34</sup>

Bernoullis Augenzeugenbericht über die Russlandreise enthält einige sonst nirgends verfügbare Informationen aus erster Hand über Kultur und Wissenschaft im spätaufklärerischen Mitau.<sup>35</sup> Andererseits unterstreichen die

<sup>31</sup> Ebd.

<sup>32</sup> Ebd., Brief vom 5.7.1778, Bl. 125<sup>r-v</sup>; siehe dazu auch Johann III Bernoulli: Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Curland, Rußland und Pohlen, in den Jahren 1777 und 1778. Dritter Band. Reise von Danzig nach Königsberg, und von da nach Petersburg, im Jahre 1778. Leipzig 1779, S. 229, aus dem hervorgeht, wie gerne sich Bernoulli von seinem Gastgeber einladen ließ.

<sup>33</sup> Reise- und Aufenthaltsdaten sind dem Bericht Johann Bernoullis zu entnehmen (vorige Anm.).

<sup>34</sup> Bernoulli: Reisen (Anm. 32). Sechster Band. Rückreise von St. Petersburg über Mitau und Warschau nach Berlin. Leipzig 1780, S. 24.

<sup>35</sup> Zum historischen Dokumentationsgehalt des Reiseberichts siehe auch Gerhard Koziellek: Deutsche Reiseberichte über das Polen Stanislaus August Poniatowskis. In: Europäisches Reisen im Zeitalter der Aufklärung. Heidelberg 1992, S. 196 – 222; Gert Robel: Bemerkungen zu deutschen Reisebeschreibungen über das Rußland der Epoche Katharinas II. In: ebd., S. 223 – 241; Heinrich Riggenbach: Johann Bernoullis Reisebericht. Ein gelehrter Schweizer über das Polen um 1778. In: »Der letzte Ritter und erste Bürger

zahlreichen Querverweise auf gelehrte Literatur sowie die paraphrasierten Inhalte, die ihr entnommen wurden, den litterärgeschichtlichen Charakter des Diariums. Der Autor scheint die Absatzmöglichkeiten der aus der Reise hervorgegangenen Publikation genau erwogen zu haben, indem er ein vielseitig verwendbares Werk zu schaffen versuchte. Jenseits von allzu vergänglichen Empfindungs- und Erlebniswerten, doch auch nicht ohne Rücksicht auf ästhetische Qualitäten, sollte es den Leser mit einer Auswahl anmutig präsentierter, solider Kenntnisse versorgen. Daher hielt der Verfasser bereits im Vorwort des sechsbändigen Werks übertriebenen Objektivitätsansprüchen möglicher Kritiker das subjektive Gepräge jeder Reiseberichterstattung, kurz das Recht auf individuelle Auswahl des Erzählenswerten, entgegen.<sup>36</sup> Er war bestrebt, die unterhaltsame Präsentation der Inhalte mit der nüchternen Sachlichkeit bloßer Wissensvermittlung zu kombinieren und dazu noch den pragmatischen Erfordernissen der Reiseanleitung zu genügen. Der Ehrgeiz, diesen heterogenen Anforderungen entsprechen zu können, wurde, wie es scheint, mit dem Preis bezahlt, alle Wirkungsabsichten mehr oder weniger zu verfehlen. Bernoulli bediente mit seiner ‚Mehr-als-Reisebeschreibung‘ in erster Linie die Gelehrten mit standesgemäßen, aktuellen Kenntnissen, die den Horizont von Berichterstatter und Adressaten einerseits erweiterten, andererseits aber auf die ihnen ohnehin vertraute Perspektive beschränkten. Fremdwahrnehmung geht hier in der Begegnung mit Seinesgleichen sowie in der Selbstbegegnung auf, fällt mit dem Verbleib am Ort der Herkunft, der Aufrechterhaltung und Legitimierung des bürgerlich-gelehrten Status quo zusammen. Der Berichterstatter gewinnt seine Stabilität und Identität aus der Abwehr des Fremden: Für die wirtschaftlichen, politischen und sozialen Gegebenheiten in den bereisten Gegenden zeigte er nur Interesse, soweit sie für sein persönliches Wohlbefinden und für das Fortkommen während der Reise von Belang waren. Mit Bernoulli reiste, überspitzt formuliert, das aufgeklärte Berlin nach Mitau, wo es nicht Kurland, sondern die Berliner Aufklärung suchte und auch antraf.

---

im Osten Europas«. Kosciuszko, das aufständische Reformpolen und die Verbundenheit zwischen Polen und der Schweiz. Basel/Frankfurt/M. 1996, S. 257 – 274, insbesondere S. 272. – Ferner Meyer: Die Gründungsgeschichte der Academia Petrina (Anm. 4), zu Bernoullis Beschreibung der Petrina, S. 113f.

<sup>36</sup> Bernoulli: Reisen (Anm. 32). Erster Band. Reise nach Danzig und Beschreibung der Merkwürdigkeiten dieser Stadt. Leipzig 1779, Vorbericht Bl. [\*2<sup>v</sup>].

Außer der Absicht, seine an der Petersburger Akademie wirkenden Landsleute Leonhard Euler (1707–1783), dessen Sohn Johann Albrecht Euler (1734–1800)<sup>37</sup> sowie Niklaus Fuß (1755–1826) zu besuchen, scheint Bernoulli die Reise nach Russland hauptsächlich aus Selbsterhaltungsgründen angetreten zu haben.<sup>38</sup> Von der belastenden Beziehung zu Friedrich dem Großen war bereits die Rede. Bernoulli hoffte in Russland Bilder des italienischen Renaissancemalers Andrea del Sarto (1486–1530) verkaufen sowie später aus den Produkten seines Reisejournalismus Nutzen ziehen zu können. Mit der Petersburger Reise setzte auch die Zusammenarbeit mit Johann Jakob Ferber ein, der Bernoulli wertvolles litterär-geschichtliches Material über Kurland, insbesondere biographische Angaben über die Mitauer Professoren, verschaffte.<sup>39</sup> Der Reisebericht

37 Johann Albrecht Euler war von den Reiseplänen begeistert, wie aus seinem Brief an Bernoulli vom 1.6.1778 hervorgeht (Bernoulli-Nachlass, L Ia 731, Bl. 86<sup>r</sup>). Zu seiner Freundschaft mit Johann III Bernoulli siehe Roger Jaquel: Leonhard Euler, son fils Johann Albrecht et leur ami Jean III Bernoulli jusqu'en 1766. In: Leonhard Euler 1707–1783. Beiträge zu Leben und Werk. Gedenkband des Kantons Basel-Stadt. Basel 1983, S. 435–445; ders.: Les correspondances de Léonhard Euler (1707–1783), de son fils J. A. Euler (1734–1800) et de leur ami Jean III Bernoulli (1744–1807). In: Actes du 101<sup>e</sup> Congrès national des sociétés savantes. Sciences, fasc. III. Lille 1976, S. 69–78; ferner Wilhelm Stieda: Johann Albrecht Euler in seinen Briefen 1766–1790. Ein Beitrag zur Geschichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Leipzig 1932.

38 Zu den Reisemotiven siehe Ursula Ramspott: Johann Bernoullis „Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Curland, Rußland und Pohlen, in den Jahren 1777 und 1778“. Ein Beitrag zur Erforschung der deutsch-russischen kulturellen Beziehungen im 18. Jahrhundert. In: Studien zur Geschichte der russischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Hg. von Helmut Grasshoff und Ulf Lehmann. Bd. 4. Berlin 1970, S. 439–453, hier S. 442. – Über die Basler an der Petersburger Akademie der Wissenschaften siehe Mumenthaler: Im Paradies der Gelehrten (Anm. 1); schon 1767 hatte Daniel Bernoulli, der Neffe von Johann III, seinen Verwandten dem in St. Petersburg weilenden Leonhard Euler empfohlen (ebd., S. 64f.). Über Johann III Bernoullis Begegnungen mit den Baslern in St. Petersburg siehe seine Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Curland, Rußland und Pohlen, in den Jahren 1777 und 1778. Vierter Band. Aufenthalt zu St. Petersburg, nebst dem Verzeichniß der kaiserl. Gemäldesammlung. Leipzig 1780.

39 Die Lebensläufe verfassten die Mitauer Professoren selbst und übergaben sie Ferber, der sie Bernoulli weiterleitete. Die Autographen, auf die auch der Reisebericht hinweist (Bernoulli: Reisen, Bd. 3, Anm. 32, S. 231), befinden sich heute noch im Bernoulli-Nachlass.

entspricht daher in weiten Teilen einer Topographie kurländischer Gelehrsamkeit der Spätaufklärung und stellt damit einen ersten Schritt in der Verwirklichung des von Ferber angeregten landeskundlichen Plans dar.

Noch am Ankunftstag besichtigte Bernoulli, von Ferber begleitet, in Mitau das akademische Gymnasium,<sup>40</sup> das er in einer anschaulichen Beschreibung als eine fortschrittliche, mit neuen technischen Hilfsmitteln versehene Schule preist. Die astronomischen Instrumente, welche bei ihm auf großes Interesse stießen, waren allerdings nicht in dem als Sternwarte bestimmten Turm untergebracht, da dieser noch nicht bezugsbereit war. Ferber zeigte seinem Gast eine Anzahl unveröffentlichter Manuskripte mit Beobachtungen, die er auf seinen Reisen zusammengetragen hatte. Der Hauptteil der Mineraliensammlung Ferbers lagerte noch in Schweden, und was sich von dieser zum Zeitpunkt von Bernoullis Besuch in Mitau befand, war noch nicht aufgestellt.<sup>41</sup> Der Eindruck des bloß Vorbereiteten, Unfertigen, von Kurland als einem Kulturland im Aufbau, drängt sich in den geschilderten Details immer wieder in den Vordergrund. Der Autor hält in einer Momentaufnahme den aktuellsten Stand der Dinge fest, was die Publikation rasch veralten ließ. Dieses Schicksal teilte sie mit den auf Neuigkeiten ausgerichteten Zeitungen und Zeitschriften, die sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der besonderen Gunst des Publikums erfreuten.

Im Haus von Buchhändler Jakob Friedrich Hinz († 1787), der Freimaurer und ein Freund Ferbers war,<sup>42</sup> bewunderte Bernoulli die große Büchersammlung der Mitauer Loge. Unter den Raritäten der Bibliothek hebt er ein Werk Tycho Brahes (1546 – 1601) mit einer eigenhändigen Widmung des Autors an den Magdeburger Schulrektor Georg Rollenhagen (1542 – 1609) hervor.<sup>43</sup> Auch Handschriften landeskundlichen Inhalts sowie eine Karte von Kurland

40 Der Bericht über Mitau ebd., S. 230 – 253 (Hinreise), sowie Bernoulli: Reisen, Bd. 6 (Anm. 34), S. 21 – 26 (Rückreise).

41 Bernoulli: Reisen, Bd. 3 (Anm. 32), S. 235.

42 Über ihn siehe Heinz Ischreyt: Jakob Friedrich Hinz. Ein vergessener Buchhändler und Verleger in Mitau. In: Nordost-Archiv 5, 1972, S. 3 – 14, wo einmal mehr Bernoullis Reisebericht als historische Quelle ausgeschöpft wird.

43 Bernoulli: Reisen, Bd. 3 (Anm. 32), S. 243. Es handelt sich wohl um die 1598 in Wandsbek erschienene ‚Astronomiae instauratae mechanica‘, die Bernoulli unter dem Titel „Stellarum octavi orbis inerrantium accurata restitutio“ erwähnt.



befanden sich in der Freimaurerbibliothek.<sup>44</sup> Bei Buchhändler Hinz lernte Bernoulli auch den aufgeklärten Pastor und Sozialkritiker Johann Georg Eisen (1717–1779) kennen.<sup>45</sup> Am zweiten Tag seines Mitauer Aufenthalts folgte Bernoulli einer Einladung seines Fachgenossen Beitler zum Mittagessen, bevor er dann, wiederum in Begleitung Ferbers, ein herzogliches Lustschloss aufsuchte, wo er eine Gemäldesammlung betrachtete, aus der er in seinem Bericht einige herausragende Stücke aufzählt.<sup>46</sup> Der Rest der Zeit war einem Stadtspaziergang und geselligen Anlässen gewidmet, bei denen er Landmarschall Christoph Dietrich Georg von Medem (1721–1782), einen der höchsten politischen Amtsträger Kurlands, sowie Baron Dietrich von Kayserlingk (1713–1793) persönlich kennenlernte. Ebenso wie die kurländischen Gelehrten dem herzoglichen Hof, den Ministern und hohen Beamten mannigfach verbunden und verpflichtet waren, erwiesen der Herzog und sein enger Mitarbeiterstab den Gästen der Mitauer Professoren durch Einladungen ihre Reverenz. So machte Bernoulli auch Bekanntschaft mit Wilhelm von Raison, als er die Gelegenheit hatte, im Haus des einflussreichen kurländischen Politikers zu speisen.<sup>47</sup> Im wechselseitigen Bedürfnis nach Geselligkeit und in deren Pflege verwirklichte sich, gesellschaftspolitisch wirksam, das gegen den kurländischen Adel gerichtete Zweckbündnis von Schule, Wissenschaft und Hof. Diese Allianz trug das Siegel der deutschsprachigen Elite, die zur Erhaltung und Festigung ihrer kulturellen Identität insbesondere der Beziehungen zum nahegelegenen Königsberg bedurfte. Dies zeigt das Beispiel des Philosophieprofessors Johann August Starck (1741–1816), den Bernoulli in Mitau ebenfalls persönlich kennenlernte. Vor seinem Domizilwechsel nach Kurland war der mit der Tochter des Königsberger Hofpredigers Johann Schulze verheiratete Freimaurer Theologieprofessor an der Albertina gewesen.<sup>48</sup> Starcks Gemahlin betätigte sich als Pastellmalerin; die Fertigkeit in dieser Kunst hatte sie bei Matthäus Josef Pigulsky (1724–1817) in Königsberg gelernt. Porträts, die von den Königsbergern Johann Gottlieb Becker und Andreas Ernst Knopke (†1779) gemalt wurden, schmückten ihre

---

44 Ebd.

45 Ebd., S. 251.

46 Ebd., S. 246f.

47 Ebd.

48 Ebd., S. 250. Biographische Daten bei Dannenberg: Zur Geschichte und Statistik (Anm. 4), S. 10f.

Wohnung.<sup>49</sup> Auch die Gemäldesammlung des Hofgerichtsadvokaten Christoph Ludwig Tetsch (1735 – 1793), die Bernoulli beschreibt, hatte teil am eben illustrierten Kunsttransfer, der hier auf weiter entfernte Regionen des Alten Reichs ausgedehnt war: Tetsch übernahm Bilder des Erfurter Malers Jakob Samuel Beck (1715 – 1778), die dieser zuvor seinem in der Nähe von Mitau lebenden Schüler Johann Heinrich Baumann (1753 – 1832) überlassen hatte.<sup>50</sup> Im Garten schließlich, den der Hofgerichtsadvokat dem Professor der Naturlehre für Experimente mit fremdländischen Pflanzen zur Verfügung stellte,<sup>51</sup> traf provinzielle Enge mit dem unabsehbar weiten Horizont privat initiiertter Forschungsbestrebungen auf kleinstem Raum zusammen. Bernoulli flocht in seine Reisebeschreibung auch gerne Kuriositäten ein. Unter den geladenen Gästen im Haus Ferber lernte er einen Mann kennen, dem beim Genuss von Erdbeeren die Nase anschwell, ein Phänomen, das ihm aus der gelehrten Literatur vertraut war und wofür er eine vernünftige Erklärung suchte.<sup>52</sup> Im Beobachten, Beschreiben und Erklären besteht die Vorgehensweise des empirischen Rationalismus; deren erste beiden Komponenten treten auch in Bernoullis Umgang mit Werken der bildenden Künste, hauptsächlich der Malerei und der Architektur, hervor.

Auf der Rückreise von St. Petersburg erreichte Bernoulli in Begleitung des italienischen Architekten Carlo Galli Bibiena (1728 – 1787) am 12. September spät abends Mitau, wo sie auf die eindringliche Bitte Ferbers hin in dessen Haus Quartier nahmen. Am folgenden Tag, einem Sonntag, fanden sie sich als Gäste Herzog Peters am kurländischen Hof ein.<sup>53</sup> Der Aufenthalt im Schloss wird ausführlich beschrieben, eine Reverenz des Erzählers an die höfische Repräsentationskultur: „Die Unterredung war zum Theil allgemein; mit Anstand lebhaft und ohne Zwang.“<sup>54</sup>

In Bernoullis Wiedergabe subjektiver Eindrücke mischt sich der Stolz, mit dem Hofadel verkehren zu dürfen.<sup>55</sup> Zurückhaltend formuliert, finden jedoch

<sup>49</sup> Bernoulli: Reisen, Bd. 3 (Anm. 32), S. 251.

<sup>50</sup> Ebd., S. 252.

<sup>51</sup> Ebd., S. 253.

<sup>52</sup> Ebd., S. 252.

<sup>53</sup> Bernoulli: Reisen, Bd. 6 (Anm. 34), S. 21 – 26. – Bernoulli trifft im Herzog einen alten Bekannten, dem er, wie er schreibt, (wohl 1764) schon einmal in Berlin persönlich begegnet war.

<sup>54</sup> Ebd., S. 21.

<sup>55</sup> Ebd., vermerkt Bernoulli, dass er die Ehre hatte, dem Herzog gegenüberzusitzen.

auch kritische Bemerkungen Eingang in den Reisebericht,<sup>56</sup> Ausdruck der beanspruchten Meinungsfreiheit in ästhetischen Fragen ohne Rücksicht auf das Ansehen der Person, deren Geschmack beurteilt wird. Unter den Künsten, die am kurländischen Hof gepflegt wurden, fehlte die Musik nicht, wie die Einladung Ferbers und Bernoullis zu einem Konzert der Hofkapelle beweist.<sup>57</sup> In der Beschreibung des Schlosses und des Hoflebens herrscht der ästhetische Blickwinkel vor, die Politik bleibt ausgespart, durch die Darstellung und Beurteilung kultureller Genüsse gerade dann verdeckt und verbrämt, wenn sie sich vordrängen könnte oder gar aufdrängen müsste. Hofnachrichten über die Beziehung des Herzogs zu seiner Mutter sowie Informationen über das Gesprächsverhalten der alten Herzogin (Benigna von Trotta, 1703–1782)<sup>58</sup> befriedigten wohl die Neugier nicht nur des gelehrten Publikums. Konzessionen dieser Art an breitere Leserkreise beeinträchtigten aber die Homogenität des litterärgeschichtlich konzipierten Werkes stark.

Bernoullis Reisediarium misst das Fremde am Maßstab der Norm des Fortschritts in der Geschichte der Menschheit, am Grad der Ausbreitung von Kultur und Umgangsformen, von Bildung und Humanität. Das geschieht aber nicht so explizit wie in Publikationen anderer Spätaufklärer: Weder stehen bei ihm umfassende geschichtsphilosophische Fortschrittsmodelle zur Debatte, noch enthält der Bericht auch nur Rudimente einer progress- und theorieorientierten Geschichtsphilosophie. Der Berichterstatter verzichtet auf die Erörterung philosophischer Grundfragen, stellt keine Gedankensysteme auf und entwickelt nicht den von solchen gelenkten missionarischen Impetus. Trotzdem stellen die geschilderten Tatsachen Beweisstücke für eine im Bericht präsen- te, obwohl vage Fortschrittshoffnung dar, deren Berechtigung mit dem Beispiel eines kulturellen Entwicklungslandes unterstrichen wird.<sup>59</sup> Bernoullis Denken und

56 Ebd., S. 22: „[...] doch werden nicht einem jeden die etwas gar zu massiven silbernen Zierrathen gefallen.“

57 Ebd., S. 24f.

58 Ebd., S. 24.

59 Den ersten Aufschwung der Kulturgeschichte in der deutschen Spätaufklärung und die Prägung des Begriffs ‚Kulturgeschichte‘ (Johann Christoph Adelung 1782) behandelt Hans Schleier: Kulturgeschichte der Völker als Evolution und Vervollkommenung des Menschen. Deutsche Kulturhistoriker Ende des 18. Jahrhunderts. In: Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlhpfordt. Bd. 4. Deutsche Aufklärung. Hg. von Erich Donnert. Weimar/Köln/Wien 1997, S. 619–642.

Handeln bestimmte der eudämonistische Pragmatismus. Dieser gewinnt in den Reisekommentaren immer wieder die Oberhand, wenn das Wohlbefinden des Reisenden durch Unannehmlichkeiten und Beschwerden, angefangen bei dem in den Herbergen fehlenden metallenen Essbesteck,<sup>60</sup> beeinträchtigt wurde. Die Diskrepanz von Anspruch und Wirklichkeit schien oft genug unüberbrückbar. Vor allem das damals polnische Litauen erfuhr Bernoulli als ein von der europäischen Zivilisation weitgehend unberührtes Land. Andererseits faszinierten ihn in den Städten Riga, Mitau und Dorpat die Anzeichen kulturellen Aufschwungs, vor allem die private Initiative der dort tätigen Künstler, Sammler und Gelehrten. Der Leser erfährt, wie öffentliche Bauten, Schulen, Kirchen, Rathäuser, Museen und Bibliotheken, errichtet, aber auch, wie auf dem Land die Verkehrswege verbessert, Böden urbarisiert und die Erträge gesteigert wurden. In der Brieffreundschaft übernahm Bernoulli die ihm von Ferber zugedachte Rolle eines Wissensvermittlers und Ratgebers, eine Aufgabe, die seine Belastbarkeit, wie sich zeigen wird, oft genug auf eine harte Probe stellte.

Johann III Bernoullis Beschreibung der Reise nach St. Petersburg erschien, wie erwähnt, 1779 und 1780 in sechs Bänden.<sup>61</sup> Von Ferber wurde eine solche Publikation schon vor ihrem Erscheinen als „Unternehmung von großem Nutzen für alle, die fremde Länder vernünftig kennenlernen wollen“,<sup>62</sup> verstanden. Diese Charakteristik wies in die Richtung, welche die deutsche Kulturgeschichtsschreibung der Spätaufklärung vorgezeichnet hatte.<sup>63</sup> Als das Werk wie geplant vorlag, hoffte Ferber für Bernoullis Reisebericht einige kurländische Pränumeranten zu finden.<sup>64</sup> Der Mitauer Buchhändler Hinz bot Bernoullis Reisebeschreibungen

60 Bernoulli: Reisen, Bd. 6 (Anm. 34), S. 29. Siehe auch ebd., S. 33: „Was mir am wenigsten behagen wollte, waren die hölzernen Löffel; sie sind oder werden bald sehr rauch, und die beste Hühnersuppe auf einer solchen Bürste hinunter geschluckt, kam mir ganz unschmackhaft vor; ich aß sie lieber mit einem kleinen silbernen Theelöffel – einen größern hatte ich nicht bey mir – oder trank sie aus einem Glase.“

61 Bde. 1 – 3: Leipzig 1779; Bde. 4 – 6: Leipzig 1780. Der erste Band der Reisebeschreibung erschien zudem 1782 in Warschau in französischer Sprache, vgl. Jaquel: *L'astronome et voyageur Jean (III) Bernoulli* (Anm. 16), S. 73, Anm. 4.

62 Ferber an Bernoulli (Anm. 23), 2.5.1778, Bl. 123<sup>v</sup>.

63 Schleier: *Kulturgeschichte* (Anm. 59), S. 623f.

64 Am 3.8.1780 bestätigt Ferber Bernoulli den Erhalt des 4. bis 6. Teils der Petersburger Reise und gibt zu bedenken, daß „unser hiesiges Publikum, wenige gute Menschen ausgenommen, von der Lecture nicht so große Liebhaber sind, als man in Deutschland glaubt; indeßen zweifle ich nicht, einige Pränumeranten zusammenzubringen [...]“.

aber nicht an.<sup>65</sup> Einem Adligen, der sie in Riga gekauft hatte, fielen einige Irrtümer auf, und Ferber versprach, Bernoulli inhaltliche Korrekturen zu übermitteln.<sup>66</sup> Immerhin zählte der rätselhafte Abenteurer Lizen, eine historisch wohl kaum mehr identifizierbare Gestalt, die Bernoulli auf seiner Reise zufällig getroffen hatte und die für ihn das ungesicherte Leben personifizierte, also ein Alter Ego verkörperte, in Kurland zu den wenigen Abnehmern der Reiseschilderung:

Er ist noch derselbe Mensch, als sie ihn beschrieben haben. Diesen Theil ihrer Reise schleppt er in der Tasche mit sich herum, hat ihn prächtig binden und mit Papier durchschießen lassen, um ihn, wie er sagt, mit Anmerkungen versehen der großen Kaiserinn zuzuschicken. [...] Er bedrohet Sie mit einer freundschaftlichen Zuschrift, worin er das ausführlichere seines Lebenslaufs melden und Sie bitten will, es ebenfalls bekannt zu machen. Ich glaube, der Geck freut sich so wie mancher junger Auctor, daß er seinen Namen gedruckt sieht.<sup>67</sup>

Im Bernoulli-Nachlass fehlt ein Dokument aus der Feder dieses Sonderlings. Auch für Bernoullis Sammlung von Reisebeschreibungen,<sup>68</sup> zu denen Ferber Aufsätze beisteuern wollte,<sup>69</sup> fanden sich schließlich nur wenige kurländische Interessenten.<sup>70</sup> Sie gehörten alle der gelehrten Elite an (Professoren, juristisch gebildete Beamte, Pfarrer).<sup>71</sup> In Kurland ließ sich mit Reiseliteratur, einem von

---

(Anm. 23, Bl. 154<sup>r</sup>). Über die Pränumeration und die damit verbundenen Missbräuche siehe Reinhard Wittmann: Die frühen Buchhändlerzeitschriften als Spiegel des literarischen Lebens. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 13, 1973, Sp. 613 – 932, hier Sp. 859.

65 Ferber an Bernoulli (Anm. 23), 23.3.1780, Bl. 152<sup>v</sup>.

66 Ebd. sowie Ferbers Schreiben vom 1.10.1780.

67 Ferber an Bernoulli (Anm. 23), 8.4.1781, Bl. 170<sup>r-v</sup>, unter Bezugnahme auf Bernoulli: Reisen, Bd. 3 (Anm. 32), insbesondere S. 202 – 208.

68 Johann Bernoulli: Sammlung kurzer Reisebeschreibungen und anderer zur Erweiterung der Länder- und Menschenkenntniß dienender Nachrichten. 10 Bde. Berlin 1781 – 1783.

69 Ferber an Bernoulli (Anm. 23), 9.9.1781, Bl. 175v.

70 Am 17.2.1781 meldet Ferber (ebd., Bl. 167<sup>r</sup>), dass sechs Dukaten eingegangene Pränumerationsgelder für sechs Exemplare der Sammlung kurzer Reisebeschreibungen (Anm. 68) bezahlt werden können. Immer wieder ist in Briefen Ferbers von erwarteten oder erhaltenen Teilen von Bernoullis Sammlung und von den Pränumerationen die Rede (7.10. und 13.12.1781, 24.1., 19.9. und 26.12.1782).

71 Ferber an Bernoulli (Anm. 23), 8.4.1781, Bl. 169<sup>r</sup>: Bericht über acht Exemplare des ersten Bandes der Sammlung kurzer Reisebeschreibungen (Anm. 68); je ein Stück war

den Aufklärern und ihrem Publikum bevorzugten Genre, kein Geschäft machen. Die Gründe dafür liegen nach Ferber im Geldmangel, im tiefen Bildungsstand, im fehlenden Geschmack selbst der Gelehrten<sup>72</sup> sowie in der grundsätzlichen Abwehr der Lektüre auf Seiten des Adels.<sup>73</sup> Ferber beklagte sich wiederholt über die hohen Transportkosten, welche die Bücher aus Deutschland verteuerten und suchte, wo auch immer, nach Einsparungsmöglichkeiten.<sup>74</sup> Das mangelnde Interesse an Reiseliteratur im bereisten Land mag zum Misserfolg der Pränumerationskampagne beigetragen haben. Auch war die gleiche Mühe für den Absatz anderer Werke Bernoullis kaum erfolgreicher: In Kurland fehlte das gelehrte Fachpublikum.<sup>75</sup> Abgesehen davon war das Pränumerationsystem generell mit Schwächen behaftet: Zum Beispiel gab es Schwierigkeiten, bei den Kunden innert nützlicher Frist das geforderte Geld eintreiben zu können.<sup>76</sup> Trotzdem verpflichteten sich Bernoulli und Ferber gegenseitig zum

---

für Ferber (Geschenk), für Professor Beseke, die Hofgerichtsadvokaten Jakob Andreae (1731–1814), Sigismund Georg Schwander (1727–1784) und Christoph Ludwig Tetsch (1735–1793), für Ulrich Georg von Behr aus Schleck (1745–1813), Hofkanzler Johann Ernst von Taube (1740–1794) sowie für Pastor Johann Christoph Ruprecht (1728–1792) in Grünhof bestimmt.

- 72 Ferber an Bernoulli (Anm. 23), 1.10.1780, Bl. 166<sup>r</sup>: Die Gelehrten seien, so Ferber, „reine Handwerker/: unter uns sey es gesagt! die bloß fürs Brodt arbeiten und sich seit ihren academischen Jahren um keine Litteratur bekümmern.“
- 73 Unmissverständlich im Brief (Anm. 23) vom 23.6.1782, Bl. 194<sup>r</sup>: „[...] wie vergeblich alle Ermunterungen sind, Menschen, die größtentheils nur mit Pferden und Hunden umgehen, eine bessere Liebhaberei einzufloßen.“
- 74 Um die Kosten zu verringern, bittet Ferber Bernoulli (Anm. 23), 5.5.1782, Bl. 188<sup>r</sup>, z. B. zwei bis drei Lieferungen der Sammlung kurzer Reisebeschreibungen (Anm. 68) gleichzeitig zu schicken.
- 75 Das zeigte sich bei der von Bernoulli veranstalteten Ausgabe mathematischer Werke Lamberts (Bernoulli an Ferber (Anm. 23), 13.12.1781, Bl. 180<sup>r</sup>, und 14.2.1782, Bl. 183<sup>r</sup>: Zwei Exemplare konnte er nach Mitau schicken, eines für Hofrat Schwander, das andere für die Bibliothek der Petrina). Aber auch Bernoullis Edition der Übersetzung von Friedrich Osterwalds ‚Beschreibung des Fürstenthums Welsch= Neuenburg und Vallengin (Berlin/Leipzig/ Dessau 1783)‘ war nicht sehr gefragt (Briefe Ferbers vom 19.9., 20.10. und 26.12.1782).
- 76 Klage Ferbers, dass das Geld für den zweiten Teil der ‚Sammlung kurzer Reisebeschreibungen‘ (Anm. 68) noch nicht beisammen sei (Briefe vom 24.1.1782 und vom 14.2.1782). An anderer Stelle beteuert er (26.12.1782), dass er „es daran nicht mangeln laße, die hiesigen paar Pränumeranten gelegentlich und auf eine schickliche Art zur baldigen

Pränumerieren,<sup>77</sup> denn Pränumerationen hielten Gelehrtenkontakte am Leben. Nach dem Wegzug Ferbers nach St. Petersburg besorgte in Mitau sein Kollege Beseke für Bernoulli dieses Geschäft.<sup>78</sup> Das aufwendige Prozedere schien sich mit der Zeit trotz der Zähigkeit, mit der an ihm festgehalten wurde, totzulau-  
fen: Aufwand und Ertrag standen in keinem Verhältnis zueinander. Selbst für populärwissenschaftliche Werke gab es in Kurland in der Zeit der Spätaufklärung keinen nennenswerten Absatz. Das geistige Leben beschränkte sich auf die Hauptstadt Mitau, die Petrina und den herzoglichen Hof, auf dem Land auf einzelne Geistliche und ein paar Vertreter der weltlichen Oberschicht. Die Briefe Ferbers dokumentieren realitätsnah die Schattenseiten und die Mängel-  
lage, der Reisebericht Bernoullis hebt die kulturellen Leistungen sowie die Dichte gelehrter Aktivitäten hervor. Den Briefzeugnissen ist zu entnehmen, mit wie großen Schwierigkeiten die Bemühungen der Aufklärer in Kurland verbunden waren und wie deren Aktivitäten stets von der düsteren Aussicht auf ein gänzliches Scheitern begleitet wurden. Die Fortschrittsperspektive in Bernoullis Reisebeschreibung wird auch durch das Problem der Literaturver-  
sorgung relativiert, das Ferber in seinen Briefen häufig zur Sprache brachte.

In Kurland wie auch in den angrenzenden Territorien war, wie angedeutet, das wissenschaftliche Bücherangebot sehr begrenzt. Die einheimischen Ver-  
lage boten wenige einschlägige Publikationen an, so dass die kurländischen Buchhändler die Fachliteratur mit hohen Transportkosten und großen Beschaf-  
fungsrisiken meistens aus Deutschland sowie aus anderen europäischen Län-  
dern importieren mussten. Daher zog es Ferber oft vor, durch Vermittlung von Freunden die Bücher zu günstigen Konditionen direkt aus dem fernen  
Ausland zu beziehen. Auch das konnte erhebliche Schwierigkeiten bereiten. In den Briefen an Johann III Bernoulli beklagte sich Ferber über den Mangel an

---

Entrichtung der Pränumeration anzumahnen; aber zufällige Ursachen, als Abwesenheit aus der Stadt, Vergeßenheit u. dgl. machen doch, daß es in die Länge zieht, eh' ich von ihnen allen das Geld zusammen kriege. Auch kann ich wegen der Kleinigkeit von einem Dukaten, die ein jeder zu entrichten hat, nicht füglich oft und zu dringend erinnern [...].“ (Anm. 23), Bl. 203<sup>v</sup>. Ferber schoss sogar fehlende Pränumerationsgelder vor (Brief vom 23.1.1783). Noch im Schreiben vom 31.10.1783 aus St. Petersburg (Bl. 217<sup>r</sup>) klagte er, dass mancher sich als Pränumerant aufschreiben lasse, das Buch entgegennehme, aber erst nach langem Säumen bezahle.

77 Ferber an Bernoulli (Anm. 23), 4.11.1781, Bl. 178.

78 Ebd., 1.6.1783, Bl. 214.

gelehrten Nachrichten,<sup>79</sup> den er immer wieder durch gezielte Nachfragen und laufenden Informationsaustausch zu beheben versuchte.<sup>80</sup> Er bat seinen Freund um Bekanntgabe der Titel neu erschienener Bücher oder um die Beschaffung und Zusendung von Werken.<sup>81</sup> Buchhändler Hinz fiel ohnehin auch als Informant aus, weil er die Leipziger Messe nicht mehr besuchte.<sup>82</sup> Messekataloge trafen oft erst Monate nach der Messe am kurländischen Bestimmungsort ein.<sup>83</sup> Und der hohe Preis der Bücher hielt Ferber davon ab, Fachliteratur bei Hartknoch in Riga zu beschaffen.<sup>84</sup> Weil ein deutscher Buchhändler, bei dem er preiswert einkaufen konnte, ihn nicht mehr zu den bisher günstigen Bedingungen belieferte, traten neue Schwierigkeiten auf, die er mit der Unterstützung seines Berliner Freundes zu beseitigen hoffte. Bernoulli sollte in Berlin einen Buchhändler ausfindig machen, der ebenfalls Rabatte gewähren würde, was, freilich ohne dass der frühere Preisvorteil herauszuholen gewesen wäre, schließlich gelang.<sup>85</sup>

Besonders aufwendig war der Erwerb wissenschaftlicher Fachzeitschriften, die unentbehrliche Informationen über neueste Entwicklungen und Erkenntnisse in den Naturwissenschaften enthielten. Die Wünsche nach dem Erwerb gelehrter Journale, der Seismographen des wissenschaftlichen Fortschritts, waren in Kurland nicht leicht zu erfüllen, vor allem wenn es sich um Periodika aus dem fernen Ausland handelte.<sup>86</sup> Nervenaufreibend war der Kauf der in Paris herausgekommenen *Observations et mémoires sur la physique, sur l'histoire naturelle et sur les arts et métiers* des Franzosen Jean-Baptiste-François Rozier (1734–1793). Da das begehrte französische Periodikum über den kurländischen Buchhandel kaum zu bekommen war, scheute Ferber keinen Aufwand,

79 Ebd., 5.12.1779, Bl. 150<sup>r</sup>; 8.4.1781, Bl. 169<sup>v</sup>.

80 Ebd., 3.8.1780, Bl. 154<sup>v</sup>.

81 Ebd., 8.4.1781, Bl. 169<sup>v</sup>.

82 Ebd., 3.6.1779, Bl. 148<sup>r</sup>.

83 Ebd., 23.1.1783, Bl. 209<sup>v</sup>.

84 Ebd., 19.9.1782, Bl. 199<sup>v</sup>.

85 Ebd., sowie Brief vom 20.10.1782, Bl.20<sup>r</sup> (Rabatteinbuße fünf Prozent).

86 Ebd., 3.8.1780, Bl. 154<sup>v</sup>: „Von deutschen gelehrten Arbeiten erfahre ich hier alles ziemlich bald aus deutschen Journalen, Cataloguen und gelehrten Zeitungen. Aber von auswärtigen Journalen bekomme ich hier nur das Tableau raisonné de la Littérature du 18me Siecle zu sehen, welches wegen der Entfernung und andren Schwierigkeiten sehr spät und unordentlich aus Hamburg ankommt.“



es direkt aus Paris zu erhalten. In der nachfolgend kurz referierten Geschichte des teilweise missglückten Erwerbs tritt die Diskrepanz zwischen dem aufklärerischen Ideal wissenschaftlicher Kommunikation und den realen Bedingtheiten der Informationsbeschaffung in einer damaligen europäischen Randregion augenfällig in Erscheinung.

Am 1. Oktober 1780 äußert Ferber in einem Brief an Bernoulli erstmals den Wunsch, Roziers Gelehrtenjournal zu besitzen,<sup>87</sup> und am 8. April 1781 bekräftigt er diesen, unter der Voraussetzung, dass die Zeitschrift preiswert, vielleicht sogar auf einer Auktion, zu haben sei.<sup>88</sup> Am 7. Oktober 1781 bittet Ferber, die 19 Bände des Periodikums in Paris zu beschaffen,<sup>89</sup> was noch vor Mitte Dezember geschah.<sup>90</sup> Erst im Frühjahr 1782 stand fest, dass die *Observations* für Bernoulli erhältlich seien. Ferber hätte die Transportkosten zu übernehmen.<sup>91</sup> Nachdem dieser Anfang Juni vergeblich gehofft hatte, die Zeitschrift sei in Berlin eingetroffen,<sup>92</sup> erreichte ihn Ende des Monats die überraschende Meldung, dass der Bücherballen, der die *Observations* enthielt, zwischen Straßburg und Frankfurt am Main verlorengegangen sei.<sup>93</sup> Ferber wartete lange vergeblich auf ein Ersatzexemplar.<sup>94</sup> Aus seinem Brief vom 23. Januar 1783 geht hervor, dass der verlangte Ersatz inzwischen in Berlin angekommen sei, in der Sendung aber zwei Jahrgänge der Zeitschrift fehlten, auf die Ferber aber auf gar keinen Fall verzichten wollte.<sup>95</sup> Mitte März 1783 erreichte das Bücherpaket Königsberg.<sup>96</sup>

87 Ebd., Bl. 166<sup>v</sup>: „Melden Sie mir auch, ob sie einen guten Canal wissen, wodurch ich zu der completen Sammlung aller Theile, vom ersten Anfang ab, von des A. Rozier Journal de Physique kommen könnte ohne zu große Kosten? und wie viel diese wohl auf solche Art betragen mögten?“

88 Ebd., Bl. 169<sup>v</sup>.

89 Ebd., Bl. 177<sup>r</sup>.

90 Ebd., Bl. 179<sup>r</sup>.

91 Ebd., Bl. 187<sup>r</sup>. Man erwog verschiedene Transportmöglichkeiten (die Seewege von Stettin nach Libau, von Stettin nach Riga mit Zoll in Riga, ferner über Lübeck nach Libau; den Landweg von Berlin nach Mitau).

92 Ebd., 2.6.1782, Bl. 191<sup>r</sup>.

93 Ebd., 23.6.1782, Bl. 193<sup>r</sup>, unter Bezugnahme auf ein Schreiben Bernoullis vom 15. Juni.

94 Ebd., 19.9.1782, Bl. 198<sup>r</sup>.

95 Ebd., Bl. 206<sup>v</sup>: „Daß ein Jahrgang in der Mitte fehlt, ist ein schlimmer Umstand, wenn auch ein späterer an der Stelle gegeben ist. Wenn werde ich wohl den fehlenden erhalten? Das Werk ist ja sonst incomplet.“

96 Ebd., 16.3.1783, Bl. 212<sup>r</sup>.

Am 1. Juni desselben Jahres berichtet Ferber, die unvollständige Sendung nun endlich erhalten zu haben.<sup>97</sup> Noch Ende Oktober bestand er auf dem Erwerb des fehlenden Rests, nicht ohne seinem Ärger über die lästigen Vorkommnisse Ausdruck zu geben.<sup>98</sup> Im Sommer 1784 konnte er zufällig einige Hefte der *Observations* in St. Petersburg erhandeln, ohne nach der vier Jahre dauernden Beschaffungsanstrengung den lange gehegten Kaufwunsch ganz erfüllt zu sehen.<sup>99</sup> Die damit verbundenen Komplikationen zeigen, von wie vielen Unwägbarkeiten die Literaturversorgung und damit der Erfolg der gelehrten Aufklärung in Kurland abhängig war. Freilich handelte es sich bei den *Observations*, selbst für kurländische Verhältnisse, um einen krassen Ausnahmefall, der aber das prinzipielle Missverhältnis von Aufwand und Ertrag im beschwerlichen Alltag des kurländischen Gelehrten treffend veranschaulicht.

Überhaupt konnte sich Ferber nur in den Mußestunden der Forschungsarbeit zuwenden. Die Anforderungen des Lehrberufs ließen sich, ganz abgesehen von der aufwendigen Informationsbeschaffung, mit der Lieblingstätigkeit kaum in Einklang bringen. Zu groß war die Diskrepanz zwischen dem für die Forschung benötigten mineralogischen Spezialwissen und dem Lehrstoff des petrinischen Unterrichtsplans in den naturwissenschaftlichen Fächern. Um als Wissenschaftler bestehen zu können, war Ferber auf Unterstützung von außen angewiesen. Als fleißiger Rezensent in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* bekam er zwar leichter Zugang zu wissenschaftlicher Fachliteratur, mit der ihn Friedrich Nicolai belieferte, war dadurch aber um so mehr vom Wohlwollen der Berliner Aufklärer abhängig.<sup>100</sup> Johann III Bernoulli wurde von Ferber auch für nichtwissenschaftliche Dienstleistungen eingespannt, die der kurländischen Oberschicht zugute kamen. So war Ferber, mit Bernoullis Unterstützung, begüterten Personen behilflich, aus Paris ein Hörrohr zu bekommen.<sup>101</sup> Auch suchte Bernoulli für Minister Burchard Alexius Konstantin von Krüdener (1746 – 1802) nach einer Schweizer Gouvernante, nachdem Ferber ihn gebeten

97 Ebd., Bl. 215<sup>r</sup>.

98 Ebd., 31.10.1783, Bl. 216<sup>r</sup> (aus St. Petersburg).

99 Ebd., 22.10.1784, Bl. 218<sup>r</sup>.

100 Ferber: Briefe an Friedrich Nicolai (Anm. 20), S. 64 (20.12.1778), S. 68 (6.6.1779), S. 128 (26.1.1783). Ferber verfasste achtzig Rezensionen für die ‚Allgemeine deutsche Bibliothek‘ (Hoppe: Johann Jacob Ferber, Anm. 20, S. 236).

101 Ferber an Bernoulli (Anm. 23), 20.12.1778, Bl. 138<sup>r</sup>; 3.6.1779, Bl. 148<sup>r</sup>; 9.9.1779, Bl. 148a<sup>r</sup>; 9.9.1781, Bl. 175<sup>v</sup>; 13.12.1781, Bl. 179<sup>r</sup>.

hatte, sich der Angelegenheit anzunehmen.<sup>102</sup> Die erfolgreichen Bemühungen scheiterten zum Verdruss der beiden Brieffreunde am Verhalten des Ministers, der wider Erwarten eine andere Wahl traf.<sup>103</sup> Als der Herzog die technische Infrastruktur für gelehrte Aktivitäten verbessern und zu diesem Zweck eine akademische Druckerei einrichten wollte, konnte er auf die tatkräftige Hilfe Ferbers und Bernoullis zählen.<sup>104</sup>

Ferber erörterte in seinen Briefen an Bernoulli auch wichtige Fragen der Literaturproduktion, vor allem die Rolle des Autors im Marktgeschehen der Zeit und die Stärkung seiner Position durch die Selbstverlagsidee.<sup>105</sup> Daher erlangte neben Berlin, vielmehr via Berlin, das kleine Dessau als Zentrum der Aufklärung auch für kurländische Gelehrte kurzfristig Bedeutung.<sup>106</sup> Der antipreußische Affekt, der auf territorialpolitischer Ebene das Verhältnis der Dessauer zum friderizianischen Staat trübte,<sup>107</sup> trat unter den kosmopolitisch gesinnten Aufklärern der beiden Provenienzen zurück. Eine Zeitlang gingen in Kurland die Berliner und die Dessauer Aufklärung Hand in Hand, was aus der Verschmelzung der Einflüsse beider Richtungen in der Korrespondenz von Johann III Bernoulli mit Johann Jakob Ferber ersichtlich ist.

Unter Fürst Leopold Friedrich Franz (1751 – 1817) setzte sich in Anhalt-Dessau der von geistiger Toleranz geprägte aufgeklärte Absolutismus durch, der die im Territorium ansässigen Gelehrten unbehelligt von Zensureingriffen arbeiten ließ und in der Judenemanzipation eine Pionierrolle übernahm.<sup>108</sup> Neben

102 Ebd., 24.1.1782, Bl. 181<sup>v</sup>–182<sup>r</sup>.

103 Ebd., 31.3.1782, Bl. 185<sup>r-v</sup>.

104 Ebd., 1.10.1781, Bl. 156<sup>r-v</sup>; 8.4.1781, Bl. 169<sup>v</sup>.

105 Dazu siehe Gunter Berg: Die Selbstverlagsidee bei deutschen Autoren im 18. Jahrhundert. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 6, 1966, Sp. 1371 – 1396.

106 Zur Aufklärung in Dessau vgl.: Erhard Hirsch: Die Dessau-Wörlitzer Reformbewegung im Zeitalter der Aufklärung. Tübingen 2003. »Die Stammutter der guten Schulen«. Das Dessauer Philanthropinum und der deutsche Philanthropismus 1774 – 1793. Hg. von Jörn Garber. Tübingen 2008.

107 Zum politischen Gegensatz Dessau – Berlin siehe Eduard Hirsch: Progressive Leistungen und reaktionäre Tendenzen des Dessau-Wörlitzer Kulturkreises in der Rezeption der aufgeklärten Zeitgenossen (1770 – 1815). Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Ideologie im Zeitalter der Französischen Revolution. 2 Bde. Diss. phil. Halle-Wittenberg 1969 (masch.), hier Bd. 1, S. 197.

108 Dazu ebd., S. 197f., wo von einem »Vater-Franz-Mythos« (S. 211) die Rede ist. Zur Judenemanzipation siehe Eduard Hirsch: Zeitung und Zeitschrift als Erziehungsmittel zu

dem von Johann Bernhard Basedow 1774 gegründeten Philantropinum, das eine vom livländischen Adel und von Balten anderer sozialer Herkunft gern besuchte Ausbildungsstätte wurde,<sup>109</sup> trat auch die ‚Allgemeine Buchhandlung der Gelehrten‘ für die Ziele der Aufklärung ein.<sup>110</sup> Vom Leipziger Karl Christoph Reiche (um 1742 – 1794) in der Residenzstadt Dessau 1781 ins Leben gerufen,<sup>111</sup> wollte die neu gegründete Firma die Autoren stärken, deren Verhältnis zum Publikum verbessern, sie am Buchmarkt teilhaben lassen und im Kampf gegen die Monopolstrukturen des etablierten Buchhandels unterstützen:

Denn wahr ist's immer, nur allzu oft hat nur ein einziger Gelehrter den ärmsten Buchhändler dergestalt in die Höhe gehoben, daß er von dem mehrmaligen 2, 3, ja 4000 faltigen Abdrucke seiner Schriften, die beste Equipage halten, Palläste erbauen, und seinen Kindern Rittersitze hinterlassen können, da im Gegentheile der Gelehrte in der grössesten Armuth blieben ist, und desselben Frau und Kinder in der grössesten Dürftigkeit verschmachten müssen.<sup>112</sup>

Die ‚Allgemeine Buchhandlung der Gelehrten‘ versprach den Autoren, die ihre Dienste in Anspruch nahmen, eine Gewinnbeteiligung von  $66\frac{2}{3}$  Prozent des Ladenpreises, während  $8\frac{1}{3}$  Prozent für die Deckung der Unkosten und die restlichen 25 Prozent als Rabatt für den Sortimentsbuchhandel vorgesehen waren.<sup>113</sup> Darüber hinaus bot sie ihnen an, Selbstanzeigen in den *Berichten der allgemeinen Buchhandlung der Gelehrten* kostenlos zu veröffentlichen.<sup>114</sup> Mit

---

bürgerlichem Selbstbewußtsein. Das aufgeklärte Zeitungswesen Anhalt-Dessaus zur Zeit des Dessau-Wörlitzer Kulturkreises. In: Buch und Wissenschaft. Hg. von Wolfram Kaiser. Halle a. d. S. 1982, S. 115 – 134, besonders S. 129.

<sup>109</sup> Siehe ebd., S. 121 und 131.

<sup>110</sup> Stephanie Rahmede: Die Buchhandlung der Gelehrten zu Dessau. Ein Beitrag zur Schriftstelleremanzipation um 1800. Wiesbaden 2008.

<sup>111</sup> Vgl. ebd., S. 125f.; fürstliches Privileg vom 18.1.1781 (P[aul] Wahl: Dessau und der Selbstverlag. Die Buchhandlung der Gelehrten in Dessau 1781/85. In: Anhaltischer Kalender 1933, S. 74 – 77, hier S. 74).

<sup>112</sup> Nachricht und Fundations=Gesetze von der Buchhandlung der Gelehrten, die in der Fürstl. Anhalt. Residenzstadt Dessau errichtet ist. Dessau 1781, S. 7.

<sup>113</sup> Ebd., S. 38; Erhard Hirsch: Dessau-Wörlitz. Aufklärung und Frühklassik. Leipzig 1985, S. 115, wo die  $8\frac{3}{4}$  Prozent Unkosten in  $8\frac{1}{3}$  Prozent zu korrigieren sind.

<sup>114</sup> Die ‚Berichte der allgemeinen Buchhandlung der Gelehrten‘ erschienen 1781 – 1784 (Reprint: Quellen zur Geschichte des Buchwesens. Hg. von Reinhard Wittmann.

ihrem hauseigenen Nachrichtenorgan verfolgte die ‚Allgemeine Buchhandlung‘ autorenfreundliche, werbe- und absatzstrategische, aber auch volksaufklärerische Ziele.<sup>115</sup> Als Gelehrtenjournal hatten die *Berichte* eine wichtige Informationsfunktion und dank des weit gespannten Netzes von Mitarbeitern und Kunden eine große Verbreitung. Viele renommierte Autoren wie Johann Heinrich Campe, Georg Förster, Johann Wolfgang Goethe, Johann Gottfried Herder, Sophie La Roche, Georg Christoph Lichtenberg, Johann Georg Meusel, August Ludwig von Schlözer, Johann Joachim Spalding, Johann Heinrich Voß und Christoph Martin Wieland ließen sich auf eine Zusammenarbeit mit dem anfänglich Vertrauen weckenden Unternehmen ein.<sup>116</sup> Ungefähr 800 Bücher und 30 Zeitschriften wurden von der ‚Buchhandlung der Gelehrten‘ in den vier Jahren ihres Bestehens verlegt.<sup>117</sup> Mit der Gründung einer Verlagskasse, der die Verfasser die Druckkosten vorschießen und sich dadurch einen Reingewinn von 55 Prozent des Ladenpreises sichern konnten, kam eine weitere Einrichtung hinzu, durch welche die Autoren gestärkt wurden.<sup>118</sup> Die Initiative der Dessauer rief die Buchhändler, auch Friedrich Nicolai,<sup>119</sup> auf den Plan, welche die entstandene Konkurrenz aufs schärfste bekämpften und schließlich den Sieg davontrugen. Die Dessauer Verlagsanstalt verfügte nicht über die zur Selbstbehauptung erforderlichen Organisationsstrukturen und Geschäftserfahrungen.<sup>120</sup>

Johann III Bernoulli war seit den Anfängen der ‚Allgemeinen Buchhandlung der Gelehrten‘ ein Förderer der Dessauer Selbstverlagsidee und konnte auch Johann Jakob Ferber eine Zeitlang dafür begeistern. Im Briefwechsel der beiden Gelehrten ist das Schicksal des Dessauer Unternehmens vom erfolgreichen Start bis zu den deutlichen Anzeichen seiner Krise gut dokumentiert.

---

München 1981). – Zu den Selbstanzeigen siehe: Nachricht und Fundations=Gesetze (Anm. 112), S. 46 – 50, sowie die Berichte (1781), S. 130.

115 Berichte (1781) (Anm. 114), S. 266, wird die Verbreitung von Literatur auf dem Land gefordert.

116 Hirsch: Dessau-Wörlitz (Anm. 113), S. 114.

117 Hirsch: Zeitung und Zeitschrift (Anm. 108), S. 126.

118 Hirsch: Dessau-Wörlitz (Anm. 113), S. 115; ders.: Die »Allgemeine Buchhandlung der Gelehrten und Künstler« und die »Verlagskasse« zu Dessau (1781 – 1785). In: Dessauer Kalender 13, 1969, S. 69 – 74; Wahl: Dessau und der Selbstverlag (Anm. 111), S. 76.

119 Siehe dazu die Verteidigung der Berichte (Anm. 114) durch die Dessauer in: Nachricht und Fundations=Gesetze (Anm. 112), S. 47f., als Antwort auf Nicolais Kritik in der ‚Allgemeinen deutschen Bibliothek‘.

120 Hirsch: Dessau-Wörlitz (Anm. 113), S. 116f.

Sein Werdegang beweist, dass der Verwirklichung einer aufgeklärten gelehrtkritischen (bürgerlichen) Öffentlichkeit, zu der sich die Gelehrtenbuchhandlung bekannte, selbst da enge Grenzen gesetzt waren, wo fürstliche Toleranzpolitik den für das literarische Schaffen und die Distribution der Bücher erforderlichen Freiraum geschaffen hatte.

Bereits im 3. Stück der *Berichte* hatte Johann III Bernoulli die beiden ersten Bände seiner *Sammlung kurzer Reisebeschreibungen* angekündigt.<sup>121</sup> Unter den baltischen Freunden nahmen Justizbürgermeister Friedrich Konrad Gadebusch (1719–1788) in Dorpat sowie Ferber in Mitau Pränumerationen und andere Bestellungen entgegen.<sup>122</sup> In Mitau zählten außerdem Rechtsprofessor Besecke und Hofmarschall Ewald von Klopmann (1734–1804), in Libau der Mediziner Karl Ephraim Hoheisel (1747–1807) zu den Förderern des Sammelwerks.<sup>123</sup> Mit einer am 8. Oktober 1781 gezeichneten Anzeige warb Bernoulli für die von ihm geplante Ausgabe von Johann Heinrich Lamberts (1728–1777) Briefwechsel.<sup>124</sup>

Nachdem sich Ferber in seinem Brief vom 9. September 1781 erstmals über das Dessauer Unternehmen bei Bernoulli erkundigt hatte,<sup>125</sup> zeigte er in seinem Schreiben vom 7. Oktober Interesse für die *Berichte*,<sup>126</sup> die er in der Folgezeit als wissenschaftliche Informationsquelle nicht mehr missen wollte.<sup>127</sup> Er ließ sogar die *Sciagraphia regni mineralis, secundum principia proxima digesti* des schwedischen Mineralogen Torbern Olof Bergmann (1735–1784) durch die Dessauer drucken und verkaufen,<sup>128</sup> ein Werk, das er zuvor mit einer lateinischen

121 *Berichte* (1781, 3. Stück) (Anm. 114), S. 203–210.

122 Ebd., S. 209f.

123 Bernoulli: *Sammlung kurzer Reisebeschreibungen* (Anm. 68), Bd. 1, Bl. (a8<sup>r</sup>). Vgl. auch Bd. 2, S. V und VII, die erweiterte Liste der Förderer (siehe die in Anm. 71 erwähnten Personen).

124 *Berichte* (1781, 8. Stück) (Anm. 114), S. 669–673.

125 Ferber an Bernoulli (Anm. 23), Bl. 174<sup>r</sup>: „Es wäre mir lieb zu erfahren ob die Buchhandl. [ung] der Gelehrten in Deßau und Berlin wirklich zu Stande kommt? [...] Wahrlich machen es die bisherigen Hren Verleger mit den armen Gelehrten zu arg.“

126 Ebd., Bl. 176<sup>v</sup>.

127 Ebd., Briefe vom 24.1.1782, Bl. 181<sup>r</sup>, und vom 16.3.1783, Bl. 212<sup>r</sup>.

128 Am 24.1.1782 will Ferber von Bernoulli wissen, wie es um die Pränumerationen für Bergmanns *Sciagraphia* steht, und fragt ihn an, ob man nicht den Rest der gedruckten Exemplare der Dessauer Buchhandlung zum Verkauf überlassen soll (Anm. 23), Bl. 182<sup>v</sup>. Aus dem Schreiben vom 14.2.1782, Bl. 183<sup>v</sup>, geht hervor, dass sich nur drei Interessenten gemeldet hätten. Ferber erwägt, Bergmanns Werk durch die Dessauer sogar drucken zu

Anzeige in den *Berichten* angekündigt hatte.<sup>129</sup> Aber auch dieses Publikationsprojekt ging nicht ohne Verzögerungen und Pannen über die Bühne. Am 23. Juni 1782 gab Ferber in einem langen Schreiben der Enttäuschung über das Schweigen der Dessauer Verantwortlichen Ausdruck.<sup>130</sup> Für die administrativen Probleme der Dessauer brachte er zwar Verständnis auf, aber „ohne dergleichen Briefwechsel kann ihre Handlung nicht getrieben werden, weil wahrscheinlich kein Gelehrter blinde Kuh spielen, und in der Ungewißheit leben will, wenn und wie seine Angelegenheiten besorgt werden.“<sup>131</sup>

Anfang September steigerte sich die Unzufriedenheit noch, als Ferber nach langem Warten erfuhr, dass die Bücher mit schlimmen drucktechnischen Mängeln behaftet waren, und er befürchten musste, das Werk auf eigene Kosten neu drucken lassen zu müssen.<sup>132</sup> Im Brief vom 26. Dezember 1782 bereut er, mit der ‚Buchhandlung der Gelehrten‘ in Geschäftsverkehr getreten zu sein, und betont, wie erleichtert er sei, künftig mit ihr nichts mehr zu tun zu haben.<sup>133</sup> Auch in späteren Schreiben beklagt sich Ferber bitter über die Geschäftspraktiken der Dessauer, ohne vorerst allerdings auf die *Berichte* verzichten zu wollen.<sup>134</sup> Schließlich legte er, als das Ende des Periodikums ohnehin absehbar war,

---

lassen, „um alle Scherereyen zu vermeiden [...]“ (ebd.). Im Brief vom 31.3.1782 berichtet er, den Dessauern den Druck- und Verkaufsauftrag gegeben und das Manuskript abgeschickt zu haben (Bl. 186<sup>v</sup>). Die ‚Sciagraphia‘ erschien noch 1782 in Dessau mit dem Erscheinungsvermerk: „Lipsiae et Dessaviae in Bibliopolio Eruditorum MDCCLXXXII“ (Exemplar der Universitätsbibliothek Basel, Sign.: H m XI 47).

129 *Berichte* (1782, 1. Stück) (Anm. 114), S. 63–67, Anzeige, datiert auf den 28.10.1781. Johann III Bernoulli und Friedrich Nicolai setzen sich für die Verbreitung von Bergmanns Werk ein. Weitere Kontakte Ferbers gibt es in dieser Sache nach Wien (Ignaz von Born), Stettin, Göttingen, Straßburg, Hamburg, Leipzig, Erlangen, St. Petersburg, Warschau und Kopenhagen (ebd., S. 67f.). Später, auf Mitte August 1782 datiert, zeigt Ferber die ‚Sciagraphia‘ (*Berichte*, 1782, 10. Stück, S. 301–306) noch in deutscher Sprache an, nicht ohne an naturwissenschaftlichen Systemen Kritik zu üben, die sich nicht auf Beobachtungen stützten (ebd., S. 302f.).

130 Schreiben Ferbers an Bernoulli (Anm. 23), Bl. 195<sup>r</sup>–197<sup>r</sup>, mit der Schuldzuweisung an die Dessauische Gelehrtenbuchhandlung.

131 Ebd., Bl. 195<sup>v</sup>–196<sup>r</sup>.

132 Ebd., 19.9.1782, Bl. 198<sup>v</sup>.

133 Ebd., Bl. 205<sup>r</sup>.

134 Ebd., Briefe vom 23.1.1783, vom 16.3.1783 und vom 31.10.1783.

auf dessen Erwerb auch keinen Wert mehr.<sup>135</sup> Enttäuscht und um eine weitere Aussicht betrogen, aus der Isolation herauszukommen, musste der Aufklärer im fernen Mitau klein begeben.

Doch die Erfahrung mit dem selbst im Kleinen gefährdeten, oft gar verunmöglichten Fortschritt der Sache entmutigte den Zweckoptimisten nicht, wenigstens eine Verbesserung der persönlichen Lebensumstände anzustreben. Schon bald nach der Übernahme des Lehramts in Mitau sah Johann Jakob Ferber seine berufliche Zukunft an einer der großen Akademien. Als Forschungsstätten beanspruchten sie, Trägerinnen des wissenschaftlichen Fortschritts zu sein, und standen damals in einem Konkurrenzverhältnis zu den Hohen Schulen.<sup>136</sup> Sie waren Drehscheiben der internationalen gelehrten Kommunikation und Zentren der Aufklärung, vor allem im Bereich der Naturwissenschaften, denen sich manche unter ihnen vorzugsweise zuwandten.<sup>137</sup> Ferber äußerte immer wieder den Wunsch, als wissenschaftlicher Spezialist

<sup>135</sup> Ebd., 22.10.1784, Bl. 218<sup>r</sup>.

<sup>136</sup> Man wird sich davor hüten müssen, in den damaligen Hohen Schulen ohne jede Differenzierung rückständige Einrichtungen zu erblicken. Überhaupt darf der Gegensatz zwischen Universitäten und Akademien nicht verabsolutiert werden. In St. Petersburg z. B. waren die Akademiemitglieder verpflichtet, Lehrveranstaltungen abzuhalten (siehe dazu Rudolf Mumenthaler: Schweizer Sekretäre der Petersburger Akademie der Wissenschaften. Zu ihrer Rolle als Vermittler wissenschaftlicher Beziehungen. In: Bild und Begegnung. Kulturelle Wechselseitigkeit zwischen der Schweiz und Osteuropa im Wandel der Zeit. Hg. von Peter Brang, Carsten Goehrke, Robin Kemball, Heinrich Riggenbach. Basel/Frankfurt a. M. 1996, S. 419 – 446, hier S. 435f.).

<sup>137</sup> Aus der Fülle von Publikationen seien hier nur einige wichtige genannt, die ihrerseits weitere Literaturangaben vermitteln: Ludwig Hammermayer: Akademiebewegung und Wissenschaftsorganisation. Formen, Tendenzen und Wandel in Europa während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Wissenschaftspolitik in Mittel- und Osteuropa. Wissenschaftliche Gesellschaften, Akademien und Hochschulen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Hg. von Erik Amburger, Michal Ciesla und László Sziklay. Berlin 1976, S. 1 – 84; Jürgen Voss: Die Akademien als Organisationsträger der Wissenschaften im 18. Jahrhundert. In: Historische Zeitschrift 231, 1980, S. 43 – 74; Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition. Die europäischen Akademien der Frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung. Hg. von Klaus Garber, Heinz Wismann und Winfried Siebers. 2 Bde. Tübingen 1996; Wolfgang Pross: Adel und experimentelle Naturwissenschaft: Die Rolle der Akademien im 18. Jahrhundert. In: Artisten und Philosophen. Wissenschafts- und Wirkungsgeschichte einer Fakultät vom 13. bis zum 19. Jahrhundert. Hg. von Rainer Christoph Schwinges. Basel 1999, S. 255 – 296.



an einer Akademie tätig zu sein und den Schuldienst in Mitau aufzugeben. Bald stand die Akademie in St. Petersburg, bald die Preußische Akademie der Wissenschaften im Vordergrund. Wiederholt betonte er, in der Annahme, Bernoulli könne ihm eine Stelle vermitteln, wie gerne er nach Berlin ziehen und mit ihm zusammenarbeiten würde.<sup>138</sup> Doch aufdrängen mochte er sich nicht.<sup>139</sup> Ferber erbat von seinem Briefpartner neueste Informationen über Akademievorträge, die seine Fachgebiete betrafen, da es einige Jahre dauere, bis die gedruckte Abhandlung erscheine.<sup>140</sup> Noch bevor er hoffte, in Berlin unterzukommen, wollte er sein Glück in St. Petersburg versuchen.<sup>141</sup> Diese sehr konkreten Pläne wurden dort bekannt. Deshalb zog man bei einem Mitauer Kollegen, Geschichtsprofessor Heinrich Friedrich Jäger (1747 – 1811), über die Person Ferbers Erkundigungen ein, was dieser sehr missbilligte, wie er seinem Brieffreund im Vertrauen mitteilte.<sup>142</sup> Mit Bernoulli tauschte Ferber immer wieder Nachrichten über die St. Petersburger Akademie aus.<sup>143</sup> Am 1. Juni 1783 teilte er ihm mit, dass er Mitau verlasse und als ordentliches Mitglied der Petersburger Akademie eine Professur für Mineralogie antrete.<sup>144</sup> Mit dem Domizilwechsel brach bald auch die regelmäßige Korrespondenz zwischen

138 Ferber an Bernoulli (Anm. 23), 1.10.1780, Bl. 166<sup>v</sup>: „Sollte im Ernst sich für mich da kein Plätzchen finden können, ohne andre zu verdrängen! Denken Sie doch an mich bey Gelegenheit!“ Ferner die Schreiben vom 7.10.1781, 13.12.1781 und 5.5.1782.

139 Ebd., 2.6.1782, Bl. 192<sup>f</sup>.

140 Ebd., 16.3.1783, Bl. 213<sup>f</sup>.

141 Ebd., 20.12.1778, Bl. 136<sup>v</sup>; aus dem Schreiben geht hervor, dass Bernoulli wegen des schlechten Salärs an der Berliner Akademie ebenfalls daran dachte, an die Akademie von St. Petersburg zu wechseln.

142 Ebd., Briefe vom 9.9. und 7.10.1781.

143 Ebd., Briefe vom 13.12.1781, 26.12.1781, 16.3.1783.

144 Ebd., Bl. 214<sup>f</sup>. Johann Albrecht Euler konnte, schon lange bevor Ferber Mitau wirklich verließ, nicht verstehen, dass dieser mit dem Gedanken spielte, seinen Platz an der Petrina mit einer finanziell weit weniger lukrativen Anstellung in Petersburg zu vertauschen (Schreiben an Johann III Bernoulli, Anm. 37, vom 14./15.12.1780 und vom 14./15.5.1781, Bl. 110<sup>v</sup> und 113<sup>v</sup>). Zur Lebenshaltung in Mitau siehe Heinrich Bosse: Die Einkünfte kur-ländischer Literaten am Ende des 18. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für Ostforschung 35, 1986, S. 516 – 594; Heinz Ischreyt: Über einen Mitauer Gelehrtenhaushalt um 1780. In: Wirtschaft, Technik und Geschichte. Beiträge zur Erforschung der Kulturbeziehungen in Deutschland und Osteuropa. Festschrift für Albrecht Timm zum 65. Geburtstag. Hg. von Volker Schmidtchen und Eckhard Jäger. Berlin 1980, S. 231 – 239.

den beiden Gelehrten ab.<sup>145</sup> Nach einem kurzen Aufenthalt in St. Petersburg gelang Ferber 1786 dann der Einstand in die Berliner Akademie. Von diesem Zeitpunkt an fehlt es an brieflichen Zeugnissen, die seine Beziehung zu Bernoulli dokumentieren.

Der Briefwechsel mit Johann III Bernoulli gibt Einblick in die kurze Episode, welche die Mitauer Lehrtätigkeit im Leben Ferbers darstellte, wie auch Aufschluss über die Auswirkungen der institutionell verankerten Aufgabenteilung zwischen Lehr- und Forschungstätigkeit, wie sie sich mit dem Bedeutungszuwachs der Akademien in der Zeit der Spätaufklärung verstärkt abzuzeichnen begann.<sup>146</sup> Letztere wurden „zu einem bedeutenden Katalysator und Promotor der europäischen Aufklärung und des rationalistisch-naturwissenschaftlich-technologischen Denkens und Handelns.“<sup>147</sup>

In Ferbers beruflicher Karriere spiegelt sich exemplarisch die Abkehr vom Typus des traditionellen Naturwissenschaftlers, allgemeiner, vom Schulphilosophen der Frühen Neuzeit. Ferber repräsentierte seit seinem Wegzug aus Mitau den an den Akademien beheimateten wissenschaftlichen Forscher und Spezialisten. Das Humboldtsche Universitätsmodell löste den Gegensatz zwischen den Tätigkeitsfeldern von Akademie und Universität in der postulierten Einheit von Lehre und Forschung auf, ohne den Akademien ihre Daseinsberechtigung als reine Forschungsstätten streitig zu machen. Eine systematische Auswertung einschlägiger Lebensläufe würde wertvolle Daten über die soziale Herkunft und den Bildungsweg der Akademiemitglieder, über die Migration spätaufklärerischer Gelehrter von den Hohen Schulen zu den Akademien, aber auch über soziale Umschichtungen und interkonfessionelle Beziehungen vermitteln, die auf die Gründung von Akademien in den einzelnen Regionen zurückgehen. Biographische Monographien und Aperçus, die auch Details über den Alltag der Gelehrten aus handschriftlichen Quelldokumenten aufgreifen, können aber durch sozialgeschichtliche Statistiken, so wertvoll diese auch sind, nicht ersetzt, sondern nur ergänzt werden. In der Korrespondenz Johann III Bernoullis mit Johann Jakob Ferber werden wissenschaftspolitische Strukturveränderungen im spätabolutistischen Staat aus der Optik der

145 Den letzten Brief an Bernoulli, der im Bernoulli-Nachlass erhalten ist, schrieb Ferber am 22.10.1784 in St. Petersburg.

146 Dazu auch Hammermayer: Akademiebewegung (Anm. 137), S. 6f.

147 Ebd.

unmittelbar Betroffenen diskutiert und verarbeitet. Mit den Karriereaussichten an den Akademien entstanden auch für die aus den Randgebieten des deutschen Sprachbereichs stammenden Wissenschaftler neue Möglichkeiten grenzüberschreitender Mobilität. Berlin und St. Petersburg zogen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Gelehrte aus der Schweiz wie auch aus dem baltischen Raum an. Auch veränderten die Akademien den beruflichen Alltag der Gelehrten grundlegend, selbst wenn dieser, wie Bernoullis Unzufriedenheit mit seinem Gehalt und den Spesenentschädigungen beweist,<sup>148</sup> nicht immer dem Wunschbild der Migranten entsprach. Ferber maß schon während seiner Tätigkeit an der Petrina den Akademien als wissenschaftlichen Informationszentren, aber auch als Auftrag- und Arbeitgeberinnen große Bedeutung bei. Als Kind der Aufklärung fand er schließlich an ihnen eine Bleibe.<sup>149</sup> Die Akademietätigkeit erlaubte ihm, sich ausschließlich den säkularen Wissenschaften zuzuwenden, das Erkenntnisideal zu verwirklichen, welches in den an Bernoulli gerichteten Briefen unterschwellig präsent war: Abkehr von der (Natur-)Spekulation, von religiösen Umfeldern (Schule und Kirche) und von theologischen Fragen, Abschied von allen Erscheinungsformen metaphysischer Kosmologie und damit auch von der Theodizee, Hinwendung zu den empirisch gegründeten Wissenschaften, insbesondere zur mineralogischen Länderkunde, und den Verfahren der Beobachtung, Beschreibung und Faktenermittlung. In den Briefen an Bernoulli war von den Voraussetzungen und methodischen Prämissen der von Ferber praktizierten wissenschaftlichen Arbeit nie die Rede. Gesprochen wurde dort über die Bedürfnisse und Sorgen des gelehrten Alltags, die kleinen, bisweilen aber folgenschweren Hindernisse des wissenschaftlichen Fortschritts. Doch nicht nur in Kurland stießen die Aufklärer bei der Verwirklichung ihrer Ziele auf manchmal unüberwindbare Schwierigkeiten.

148 Nagel: Friedrich der Grosse (Anm. 17), S. 104f.; indirekt: Ferbers Reaktion auf die Gehaltserhöhung für Bernoulli im Schreiben vom 5.5.1782 (Anm. 23), Bl. 190.

149 Die schematische Zuordnung bedürfte freilich weiterer Präzisierungen. So pflegte Ferber, ohne Freimaurer zu sein, zur Mitauer Loge enge Beziehungen; vgl. dazu Ferber: Briefe an Friedrich Nicolai (Anm. 20), S. 128 (Schreiben vom 26.1.1783). Über die Mitauer Freimaurer siehe Heinz Ischreyt: Streiflichter über die Freimaurerei in Kurland. In: Beförderer der Aufklärung in Mittel- und Osteuropa. Freimaurer, Gesellschaften, Clubs. Hg. von Éva H. Balázs, Ludwig Hammermayer, Hans Wagner und Jerzy Wojtowicz. Berlin 1979, S. 225 – 256.

Urs B. Leu

„Ihre Abhandlungen haben mir einen  
so hohen Genuss gewährt ...“

Der estnische Anatom und Embryologe Karl Ernst von Baer im Briefwechsel  
mit den Zürcher Forschern Oswald Heer und Jakob Messikommer

Beschäftigt man sich mit der Geschichte der baltisch-schweizerischen Kulturkontakte durch die Jahrhunderte hindurch, stößt man im 19. Jahrhundert unweigerlich auf einen der größten Gelehrten Estlands, nämlich Karl Ernst von Baer (1792 – 1876), und seinen Briefwechsel mit verschiedenen Schweizer Forschern. Von Baer wurde 1792 auf Gut Piep in Estland geboren. Nach dem Medizinstudium an der 1802 wieder gegründeten Universität Tartu (deutsch: Dorpat) folgten von 1814 bis 1817 Lehrjahre in Wien, Würzburg und Berlin. Danach wirkte er als Prosektor der Anatomischen Anstalt in Königsberg, sodann ebenda als Zoologieprofessor und Direktor des neuen Zoologischen Museums. 1827 entdeckte er das Säugetier-Ei und wurde damit zum Begründer der Embryologie. Von 1834 bis 1862 lehrte er Anatomie, Physiologie und Zoologie an der Universität St. Petersburg. In diese Zeit wie auch in die Jahre danach fielen verschiedene Forschungsreisen (1837 Nowaja Semlja, 1840 Lappland, 1853 – 1857 kaspische Expeditionen). 1867 erfolgte die Übersiedlung nach Tartu, wo er 1876 starb.

Zu seinen Schweizer Korrespondenten zählten der seit 1847 in Harvard lehrende Zoologe Louis Agassiz (1807 – 1873, 4 Briefe), der Paläobotaniker Oswald Heer (1809 – 1883, 3 Briefe), der seit 1847 in Würzburg wirkende Anatom und Physiologe Rudolf Albert von Kölliker (1817 – 1905, 3 Briefe), der im Zürcher Oberland tätige Landwirt und Pfahlbauforscher Jakob Messikommer (1828 – 1917, 7 Briefe), der Lausanner Archäologe und Geologe Karl Adolf Morlot (1820 – 1867, 2 Briefe), der an der 1833 gegründeten Universität Zürich lehrende deutsche Zoologe Lorenz Oken (1772 – 1851, 3 Briefe<sup>1</sup>), der Basler Zoologe Karl

---

1 Von Oken stammt nur ein Brief, den er während seiner Zürcher Zeit geschrieben hat (27. August 1841).



Abb. 1 Jakob Messikommer auf dem Grabungsgelände in Robenhausen (Album von Fritz Wiesendanger mit Fotos aus den Jahren von ca. 1890 bis 1915, Archiv Ortsgeschichte Wetzikon).

Ludwig Rütimeyer (1825 – 1895, 3 Briefe) und der Basler Theologe Karl Ferdinand Zimmermann-Bernoulli (1816 – 1889, 1 Brief).<sup>2</sup> Interessiert man sich für die Korrespondenz mit Zürcher Forschern, so schrumpft die Liste auf die zwei Namen Jakob Messikommer und Oswald Heer.

Jakob Messikommer verbrachte seine Jugendjahre auf dem elterlichen landwirtschaftlichen Betrieb bei Stegen-Wetzikon (Kanton Zürich), wo infolge des Todes seines Vaters bereits vom Fünfzehnjährigen ein voller Einsatz gefordert war. 1856 wurde er zum Schulpfleger gewählt. Im gleichen Jahr fand er in Torfschichten, die sich auf seinem Landgut befanden, einen pleistozänen Unterkiefer. 1858 kamen wegen des niederen Wasserstandes des Pfäffikersees die

2 Vgl. Erki Tammiksaar: Findbuch zum Nachlass von Karl Ernst von Baer (1792 – 1876), nach Vorarbeiten von Vello Kaavere. Gießen 1999. Die Briefe von Jakob Messikommer und Oswald Heer an Karl Ernst von Baer werden in der Universitätsbibliothek Göttingen aufbewahrt, Nachlass Baer, Briefe.

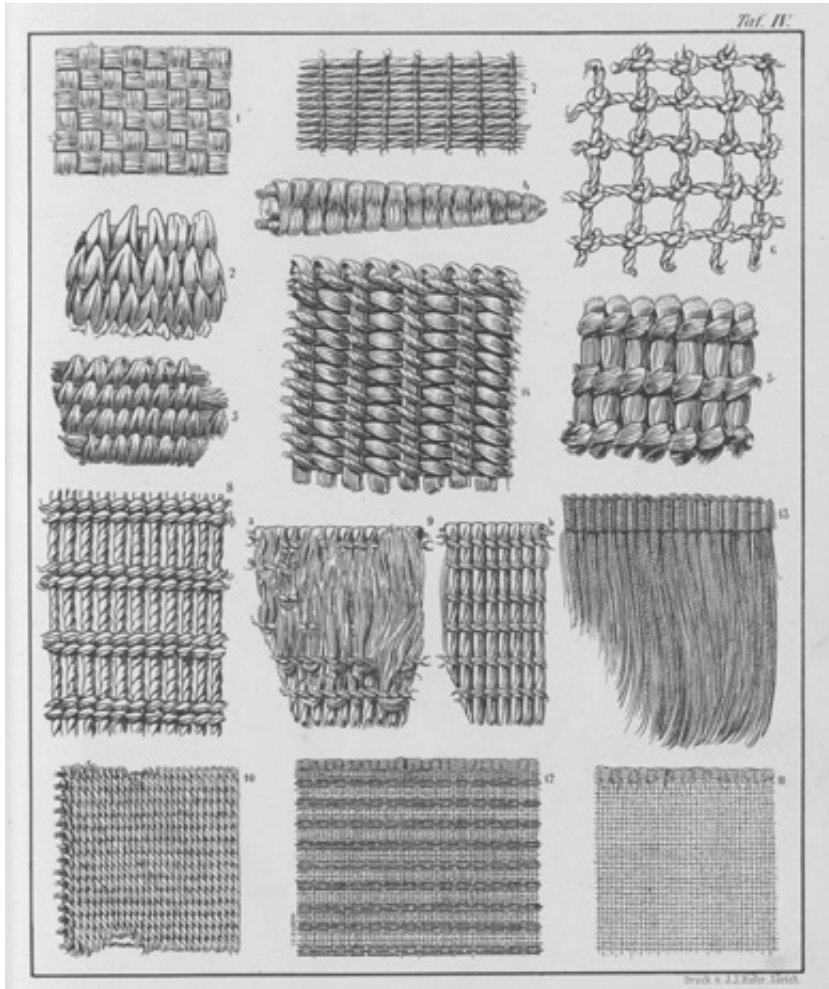


Abb. 2 Textile Pfahlbaufunde von Robenhausen, publiziert in: Ferdinand Keller, siehe Anm. 10, Tafel IV (Zentralbibliothek Zürich).

Pfahlbauten von Robenhausen bei Wetzikon zum Vorschein, deren Bergung sich Messikommer in den folgenden Jahrzehnten mit großem Einsatz widmete (Abb. 1).<sup>3</sup> Zur Deckung der Unkosten verkaufte er die Fundstücke in alle Welt. Die Ausgrabungen stießen auf internationales Interesse, weshalb ihn Forscher und Adelige aus aller Welt auf seinem Hof aufsuchten, wovon ein Besucherbuch zeugt, das heute im Staatsarchiv Zürich aufbewahrt wird.<sup>4</sup> 1893 wurde ihm von der Universität Zürich die Ehrendoktorwürde für seine Forschungstätigkeit verliehen. Er starb am 23. August 1917 nach kurzem Unwohlsein.

Oswald Heer wurde 1809 in Niederuzwil (SG) geboren, wuchs im Glarner Sernftal auf, studierte Theologie und Naturwissenschaften, wurde 1831 zum Verbi Divini Minister der Reformierten Kirche St. Gallen ordiniert, habilitierte sich 1834 an der Universität Zürich und lehrte seit 1835 zunächst an der Universität, dann auch am Polytechnikum in Zürich Botanik und Paläobotanik.<sup>5</sup> Zusammen mit dem Österreicher Franz Unger (1800 – 1870) und dem in Nordamerika tätigen Westschweizer Leo Lesquereux (1806 – 1889) zählt er zu den Pionieren in der Erforschung der Tertiärpflanzen, vornehmlich aus der Schweiz und der nördlichen Polarregionen, und beschrieb selber hunderte von neuen Arten. Heer war auch einer der ersten, der archäobotanische Studien anhand der seit 1853/54 am Zürichsee entdeckten Pfahlbaufunde betrieb. Die Evolutionstheorie Darwins, insbesondere dessen Selektionstheorie wie auch deren aggressive Popularisierung durch Ernst Haeckel (1834 – 1919) und andere, lehnte er entschieden ab.<sup>6</sup>

3 Kurt Altorfer: Die prähistorischen Feuchtbodensiedlungen am Südrand des Pfäffikersees: eine archäologische Bestandesaufnahme der Stationen Wetzikon-Robenhausen und Wetzikon-Himmerich. Dübendorf 2010.

4 Das Büchlein befindet sich im Archiv der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, das im Staatsarchiv Zürich aufbewahrt wird.

5 Vgl. Conradin Burga (Hg.): Oswald Heer (1809 – 1883). Paläobotaniker, Entomologe, Gründerpersönlichkeit. Zürich 2013.

6 Vgl. Urs B. Leu: Oswald Heers Briefwechsel im Spannungsfeld der geistigen und naturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts. In: Burga: Oswald Heer (Anm. 5), S. 419 – 421.

## Briefe von Jakob Messikommer an Karl Ernst von Baer

Von den sieben erhaltenen Briefen von Messikommer an Karl Ernst von Baer stammen drei aus den Jahren 1861/62; diese dürften ihn in St. Petersburg erreicht haben. Drei weitere datieren von 1863/64 und einer von 1873, womit letzterer in von Baers Zeit in Tartu fällt. Aus Messikommers Schreiben geht hervor, dass er von Baer noch einige Briefe mehr gesandt hat, die jedoch ihren Bestimmungsort offenbar nicht erreichten, weshalb sie sich auch nicht in von Baers Nachlass in der Universitätsbibliothek Gießen befinden. Gemäß dem Brief vom 11. Februar 1863 ließ Messikommer Baer mindestens zwei Sendungen mit Pfahlbaufunden zukommen, die sich möglicherweise heute noch in den Sammlungen der Eremitage in St. Petersburg befinden.<sup>7</sup> Die erwähnten Preise von beispielsweise 25 Franken für einen Topf oder 30 Franken für ein Beil der Pfahlbauern bewegen sich, verglichen mit heute, auf einem relativ tiefen Niveau, betrug doch beispielsweise Oswald Heers Jahreseinkommen als Hochschulprofessor im Jahr 1855 3500 Franken zuzüglich Anteilen an Schulgeldern und Honoraren der Zuhörer.<sup>8</sup>

## Edition der Briefe

Editorische Vorbemerkung: Die Zeichensetzung, die Groß- und Kleinschreibung sowie weitere, hier nicht im Einzelnen genannte kleine Abweichungen in der Schreibweise – z. B. steht hier ‚y‘ manchmal für ‚ÿ‘ – sind den heutigen Gepflogenheiten angepasst; in den Originalbriefen abgekürztes ‚u.‘ wird als ‚und‘ ausgeschrieben. Der Beginn einer neuen Seite wird in der Transkription nicht angezeigt.

Hochgeachteter Herr!

Indem ich Ihnen hiermit den Empfang der Summe von 213 Fr. für meine Sendung Antiquitäten melde, habe ich das weitere Vergnügen, Ihnen anzeigen zu können, daß ich in Folge der fortgesetzten Arbeiten auf der Pfahlbaute „Robenhausen“ wieder im Besitze von Geweben und Geflechten gekommen bin, welche sich durch ihre Größe und Schönheit auszeichnen. Z. B. Gewebe von 5" Länge und 3'<sup>9</sup> Breite, fast ebenso große Geflechte von Flachs und von

<sup>7</sup> Eine entsprechende Anfrage von mir blieb erwartungsgemäß unbeantwortet.

<sup>8</sup> Conradin Burga: Beruflicher und wissenschaftlicher Werdegang, Bedeutung und Ehrungen. In: ders.: Oswald Heer (Anm. 5), S. 98.

<sup>9</sup> 5 Zoll Breite, 3 Fuß Länge: ca. 12,7 x 90 cm.



Bast, wobei fast alle Nuo. [Nummern] vertreten sind, wie sie in dem Bericht über die Pfahlbauten von Herrn Dr. Keller bezeichnet sind (Abb. 2).<sup>10</sup> Ich offeriere Ihnen dieselben daher für Ihres Museum, indem ich von der Seltenheit solcher großer Stücke zu sehr überzeugt bin. Die Summe von 200 Fr. würde genügen, Sie in den Besitz des schönsten und seltensten Sortimentes aus dieser Zeit zu setzen, und ich erkläre mich bereit gegenüber Ihnen, diese Reste der ältesten Industrie mit Preisliste zur Auswahl zu übersenden, in der Meinung, daß Sie das, was Sie nicht wünschen, nur wieder retour senden können.

Es freut mich ebenso, Ihnen anzeigen zu können, daß ich wieder im Besitze von Bisonresten etc. bin, welche ich Ihnen überlassen kann. Ich werde Herrn Prof. Dr. Rüttimeyer in Basel, welcher geehrte Herr mir auf Morgen einen Besuch zugesagt hat, bitten, die Bezeichnung derselben zu übernehmen. – Für die Ächtheit der oben bezeichneten Gewebe etc. bürgt Ihnen Herr Dr. Ferdinand Keller.

Indem es mich sehr freuen würde, einen geehrten Auftrag von Ihnen möglichst bald zu erfüllen, versichere ich Sie meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit: Leben Sie wohl!

Stegen-Wetzikon  
d. 8. Okt. 186

Jb. Messikommer  
Schulpfleger

Hochgeachteter Herr!

Indem ich Sie im Besitze meines vor einigen Wochen an Sie abgegangenen Briefes glaube, erlaube ich mir, Ihnen hiermit anzuzeigen, daß ich wieder eine Anzahl schöner Reste von Bison, Auerochs, Elen [Elch] etc. habe, welche ich geneigt bin, Ihnen abzutreten. Ebenso wie ich in meinem frühern Schreiben bemerkte, besitze ich ein ausgezeichnet schönes Sortiment Gewebe und Geflechte aus der hiesigen Lokalität,<sup>11</sup> welche ich bis diesen Augenblick für Sie aufbewahrt habe, ich bitte Sie also, wenn es Ihnen möglich ist, mir anzuzeigen, ob und was Sie von hier noch wünschen. Was den Preis betrifft, so werde ich für die Industrieprodukte auf jedem Stück bemerken, was es kostet, und wenn Ihnen der Preis zu hoch ist, so dürfen Sie dasselbe nur wieder zurück schicken.

Leben Sie indeß wohl!

Und genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit:

Stegen-Wetzikon (Zürich)  
d. 14. Nov. 1861

Jb. Messikommer  
Schulpfleger

<sup>10</sup> Ferdinand Keller: Pfahlbauten. Vierter Bericht. In: Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 14/1, 1861, S. 1–35, siehe vor allem Taf. IV.

<sup>11</sup> Vgl. Altorfer: Die prähistorischen Feuchtbodensiedlungen (Anm. 3), S. 166–174.

Hochgeachteter Herr!

Indem ich hoffe, daß meine letzte Sendung Alterthümer aus den hiesigen Pfahlbauten wohlbehalten in St. Petersburg angekommen sei und daß dieselbe Ihren Erwartungen entsprochen habe, habe ich die Ehre Ihnen anzeigen zu können, daß ich in Folge meiner fortgesetzten Nachgrabungen wieder zu sehr schönen und seltenen Industrieprodukten wie Fischernetze sowie neuen, noch nie publizierten Geweben etc. gekommen bin, und ich offeriere Ihnen dieselbe [sic!] zu billigen Preisen für Ihres [sic!] Museum. Wenn meine letzte Sendung in Folge der Verpackung etc. auf der Reise Schaden gelitten hat, so erkläre ich mich bereit, denselben zu ersetzen [sic], im Übrigen versichere ich Sie, daß die Preise, die ich Ihnen notiere, die hier landesüblichen sind. Wenn es in Ihrem Wunsche liegt, auch wieder von diesen neuen Mustern keltischen Gewerbsfleißes Proben zu erhalten, so bitte ich Sie, nur mir die Summe zu melden, für welche Sie Gewebe und Geflechte sowie allfällige neue Funde zu erhalten wünschen. Der 5. Bericht über die Pfahlbauten von Herrn Dr. Keller, welcher nächstens erscheinen wird, wird über diese neuen Funde sowie über die Konstruktion jener uralten Niederlaßungen interessante Mittheilungen bringen. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie stets von dem Neuesten auf diesem Gebiete in Kenntniß zu setzen.

Leben Sie indeß wohl!

Und genehmigen Sie die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung und Ergebenheit:

Stegen-Wetzikon (Zürich)

d. 21. Aug. 1862

Jb. Messikommer

Hochgeachteter Herr!

Indem ich hoffe, daß meine frühern Briefe an Ihre geehrte Adresse gelangt seien, habe ich die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß der 5. Bericht über die Pfahlbauten von Herrn Dr. Keller, welcher die neuesten Entdeckungen auf diesem Gebiete enthalten wird, in den nächsten Wochen erscheint. Die Nachgrabungen auf der Pfahlbaute Robenhausen setze ich bei dem prächtigen Wetter fort, und es sind in meinem Besitze noch ausgezeichnete schöne Fragmente von Fischernetzen (einer neue Sorte) von beinahe einem Quadratfuß Oberfläche, wie sie noch kein Museum besitzt und welche ich Ihnen zur geneigten Abnahme bestens empfehle; ebenso habe ich gestern wieder eine Sendung von Knochen (meistens Kinnbackenstücke) von Herrn Prof. Rütimyer erhalten; es befinden sich darunter von Bison, Hirsch, Kuh, Reh, Ziege etc. etc.

Der Besuch von Herrn Dr. ... [sic!] Leibarzt der Großfürstin Helena [Pawlowna]<sup>12</sup> hat mich ungemein gefreut, wie sich überhaupt ein allgemeines Interesse an diesen uralten Überresten kund gibt, und ich hatte die Ehre nach Athen, Frankreich, Deutschland etc. Knochensendungen etc. zu machen.

<sup>12</sup> Prinzessin Friederike Charlotte Marie von Württemberg (1807–1873) wurde durch Heirat Großfürstin Elena Pawlowna von Russland.

Im Falle Sie eine dritte Sendung aus den Pfahlbauten wünschen, so würde ich es mir zur Pflicht machen, Ihnen von den neuesten und schönsten Gegenständen zu übermitteln.

Leben Sie indeß wohl!

Und genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit:

Stegen-Wetzikon

d. 11. Feb. 1863

Jb. Messikommer

Hochgeachteter Herr!

Der äußerst niedere Wasserstand dieses Sommers hat meine Ausgrabungen auf der Pfahlbaute Robenhausen sehr begünstigt, und ich habe diesen Umstand bestmöglichst benutzt. Ich bin daher im Besitze sehr schöner Knochenreste vom Auerochs, Elenthier [Elch], Bison, Wildschwein etc. etc., welche ich zu veräußern geneigt bin. Ebenso besitze ich wieder sehr schöne Werkzeuge und Industrieprodukte wie z. B. Faden, Fischernetze, kleinere und größere etc., welche ich Ihnen ebenfalls zum Ankaufe bestens empfehle.

Einige frühere an Sie gerichtete Briefe sind bis jetzt ohne Antwort geblieben, ich weiß daher nicht, ob sie an Ihre geehrte Adresse gelangt sind, und frankire [sic!] aus diesem Grunde diesen Brief nicht.

Wenn Sie einen Kauf zu machen wünschen, so werde ich Ihnen um die Summe von 200 Franken sehr schöne und zahlreiche Knochenreste von Auerochs und Bison etc. sowie der neuesten Funde der hiesigen Pfahlbaute wie Fischernetze, Messer von Eibenholz etc. (siehe 5. Bericht über die Pfahlbauten) übermitteln.

Indem ich Sie um Ihre gefällige Antwort bitte, versichere ich Sie meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit:

Stegen-Wetzikon (Zürich)

d. 22. Sept. 1863

Jb. Messikommer

Hochgeachteter Herr!

Mit großer Freude habe ich von meinem verehrten Freunde Herrn Dr. F. Keller vernommen, daß Sie im Russischen Kalender der baltischen Niederlaßung Robenhausen ehrend erwähnt haben, empfangen Sie, mein Herr, dafür meinen verbindlichsten Dank.

Ich weiß nicht, ob einige frühere Briefe von mir an Ihre geehrte Adresse gelangt sind oder nicht, wenn dieses nicht der Fall ist, so gereicht es mir heute um so mehr zum Vergnügen, Ihnen anzeigen zu können, daß ich letzten Spätsommer auf der Pfahlbaute Robenhausen sehr schöne und große Knochen von Urochs, Bison, Elen [Elch], Bär, Wildschwein, Torfschwein etc. gefunden habe. Herr Prof. Rütimeyer hat mir diese Knochen bezeichnet, und ich bin seit 8 Tagen wieder im Besitze derselben. Ebenso kann ich Gypsabgüsse von dem größten Urochsknochen, welcher je auf Pfahlbauten gefunden (von Robenhausen) wurde, abgeben. Ich offeriere Ihnen daher diese uralten Thierreste zum Ankauf für Ihres Museum, ebenso kann ich wieder neue

und schöne Sorten von Gewebe, sehr schöne Werkzeuge etc. etc. Mühlen etc. abgeben. Wenn Ihnen der Ankauf solcher Gegenstände angenehm ist, so bitte ich Sie nur, mir die Summe zu bezeichnen, für welche Sie zu kaufen wünschen.

Ich unterlaße den Brief zu frankiren, in der Hoffnung, daß Sie denselben eher erhalten werden.

Meine liebe Mutter hat sich schon oft angelegentlichst um Ihr Befinden erkundigt.

Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit:

Leben Sie wohl!

Stegen-Wetzikon (Zürich)

d. 22. Jun. 1864

Jb. Messikommer

Hochverehrtester Herr!

Vor einiger Zeit hatte ich das Vergnügen und die Ehre Herrn Professor Rosenberg<sup>13</sup> aus Dorpat bei mir begrüßen zu können, um dem Studium der Gelenkknochen obliegen zu können, zu welchem Zweck er meinen ganzen Knochenvorrath (innert 2 Tagen) von zirka 15 Zentner musterte. Bei dieser Gelegenheit vernehme ich von Herrn Prof. Rosenberg, daß Sie noch gesund und wohl in seiner Nähe lebten. Diese Nachricht freute mich sehr, und Herr Prof. Rosenberg wird Ihnen meine besten Grüße mündlich übermitteln. Ich erlaube mir nun, Ihnen, hochverehrtester Herr! die Anzeige zu machen, daß ich noch immer auf dem Gebiete der Pfahlbauten thätig bin und sehr schöne Funde aus der Stein- und Erzperiode besitze. Aus der Steinzeit besitze ich sehr schöne Werkzeuge in Stein und Knochen, namentlich sehr schönen Steinbeilen [sic!] im Hirschhornschaft, Nadeln etc. Geweben und Geflechten. Aus der Erzperiode (Pfahlbauten des Bielersees) besitze ich folgende Gegenstände zu nachgesetztem Preis:

Ganze Töpfe	à 25 Fr.
Trinkschaalen	à 10 Fr.
Beile, Messer, Sicheln aus Bronze	à 30 Fr.
Angel	à 5 Fr.
Haarnadeln	à 5 Fr.
Ringe verschiedener Größe	à 3 Fr.
Zierrathe je nach Größe und Schönheit	

<sup>13</sup> Es kommen zwei Rosenberg in Frage: Alexander Anton Rosenberg (1839 – 1926), Mediziner, 1873 – 1876 außerordentlicher Professor für Zootomie und Physiologie am Veterinärmedizinischen Institut der Universität Dorpat; Emil Rosenberg (1842 – 1925) Anatom, 1868 – 1875 zweiter Prosektor an der Universität Dorpat und seit 1876 Professor am Lehrstuhl für Embryologie. Von Baer erwähnt Alexander Rosenberg lobend in seiner Abhandlung ‚Ueber Darwin's Lehre‘ in: Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. St. Petersburg 1876, S. 235 – 480, hier S. 386.

Im Falle Sie von diesen Gegenständen, welche sehr selten und daher sehr gesucht sind, zu besitzen wünschen, bitte ich Sie um Ihre gefällige Anzeige.

Genehmigen Sie indeß, hochverehrtester Herr! die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit:

Stegen bei Wetzikon (Zürich)

d. 4. März 1873

Jakob Messikommer  
Antiquar

### Briefwechsel zwischen Oswald Heer und Karl Ernst von Baer

Eine Korrespondenz zwischen Oswald Heer (Abb. 3) und Karl Ernst von Baer ist lediglich für die Jahre 1866 und 1876 belegt. Heer beschäftigte sich vor allem in den 60er- und 70er-Jahren intensiv mit den fossilen Floren der arktischen Gebiete, weshalb er sich am 9. April 1866 bei von Baer nach Funden aus Nowaja Semlja<sup>14</sup> erkundigte. Im gleichen Brief sind auch die Schweizer Pfahlbaufunde ein Thema, die weltweites Aufsehen erregten. Heers langes Schreiben vom 18. April 1876 (Abb. 4) weist inhaltliche Überschneidungen mit dem ebenfalls längeren Schreiben vom 1. März 1875 an Charles Darwin auf.<sup>15</sup> Zentrales Thema sind die Darwinsche Abstammungslehre bzw. Heers Einwände dagegen. Der Schweizer und der Este/Balte waren sich in ihrer kritischen Haltung gegenüber dem Engländer einig. Für beide bewegte sich dieser auf naturwissenschaftlich-empirisch unsicherem bis spekulativem Boden.

Von Baer hat seine Bedenken gegenüber der Selektionstheorie des Darwinismus und ihrer Verleugnung der Teleologie in der Natur an verschiedenen Stellen veröffentlicht. Die wohl populärwissenschaftlichste Darstellung findet sich in einem Beitrag der Augsburger *Allgemeinen Zeitung* von Samstag, dem 10. Mai 1873, worin der vielbeachtete Embryologe zu bedenken gab:

<sup>14</sup> Russische Insel im Nordpolarmeer.

<sup>15</sup> Der Brief ist ediert in: Urs B. Leu: Der Paläobotaniker Oswald Heer im Briefwechsel mit Charles Darwin und Charles Lyell. Neujahrsblatt herausgegeben von der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich auf das Jahr 2014. 216. Stück. Zürich 2013, S. 15 – 17.

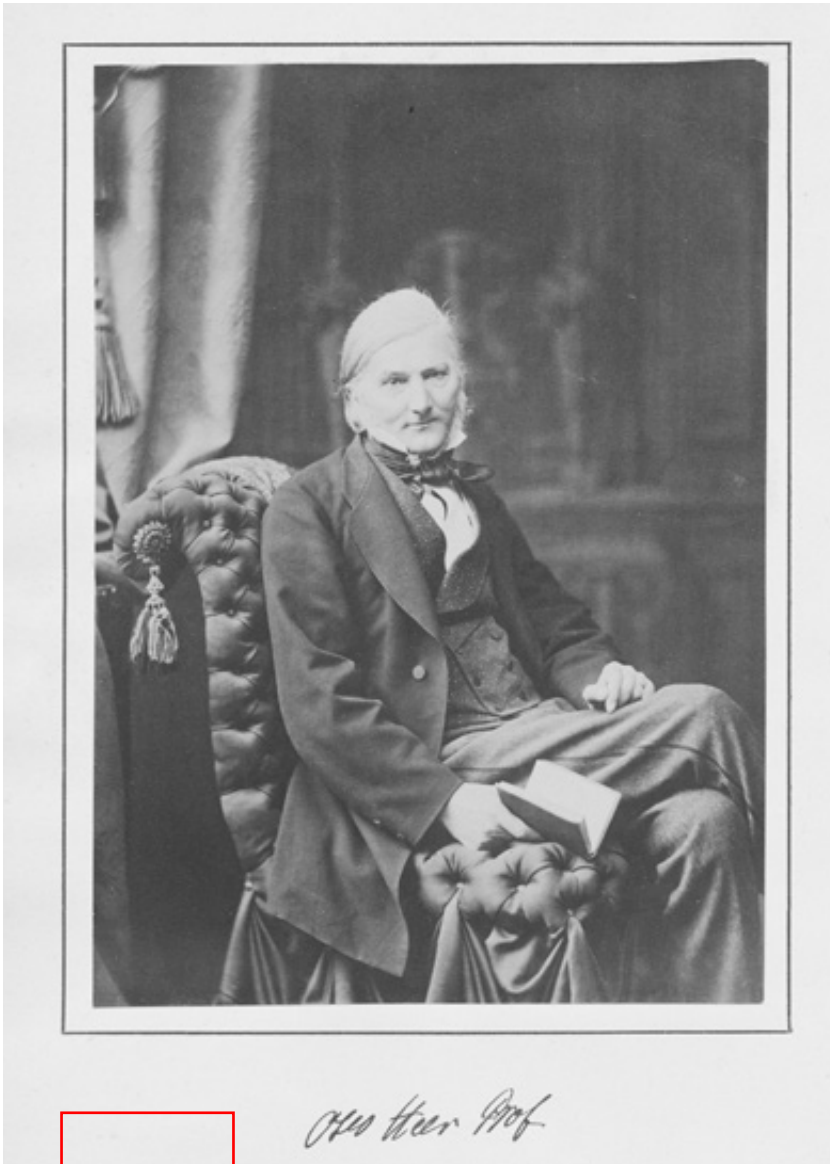


Abb. 3 Foto von Oswald Heer etwa aus dem Jahr 1875, aus: Karl Schröter: Oswald Heer. Lebensbild eines schweizerischen Naturforschers. Bd. 1. Zürich 1885 (Zentralbibliothek Zürich).

So finde ich in der gesammten Natur Zielstrebigkeit vermittelt durch Nothwendigkeiten. Diese kann man auf Stoffe und ihre Kräfte zurückführen; die Stoffe und ihre Kräfte selbst aber müssen zu einem bestimmten Maß abgemessen sein, weil sie sonst überhaupt nicht zu einem allgemeinen Ziel führen könnten. Diese Abmessung endlich kann nur von einer geistigen Einheit ausgegangen sein. Diese Einheit ist nur der Schöpfer. Die nähere Bestimmung des Wesens dieser Einheit, und der Art wie aus der Einheit die Vielheit geworden, wird der naturhistorischen Forschung stets unerreichbar bleiben. Die welche diese ursprüngliche geistige Einheit nicht anerkennen wollen, müssen annehmen daß die Welt aus einer unendlichen Zahl von Zufällen geworden sei. Zu dieser Ueberzeugung mich zu bekennen ist mir unmöglich. Die Unzahl von Zufällen müßte ohnehin doch auch wunderbar gegen einander abgewogen sein wenn etwas geordnetes [sic] aus ihnen werden sollte.<sup>16</sup>

Ausführlicher behandelte von Baer Darwins Hypothese<sup>17</sup> mit Blick auf ein gebildetes Publikum<sup>18</sup> in seinen beiden Arbeiten *Ueber Zielstrebigkeit in den organischen Körpern insbesondere* und *Ueber Darwin's Lehre*, die sich, wie angemerkt, im zweiten Band seiner 1876 in St. Petersburg veröffentlichten *Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften* finden. Bereits in der Vorrede zum genannten Band kommt seine Distanz zur Evolutionshypothese zum Ausdruck, wenn er schreibt:

16 Karl Ernst von Baer: Zum Streit über den Darwinismus. In: Allgemeine Zeitung, Nr. 130, 10. Mai 1873, S. 1988. Vgl. auch ders.: Ueber Darwin's Lehre (Anm. 13), S. 461f.: „Denn gingen die Naturkräfte nicht von einer Einheit aus, wären sie nicht gegen einander abgemessen, so könnten sie unmöglich etwas Harmonisches, in sich Fortbestehendes erzeugen. Diese Einheit ist doch wohl dieselbe, die der Mensch vor aller Naturforschung gefühlt und gehant hat, und deren Einheit und Unbeschränktheit er mit dem Worte Gott bezeichnet hat. Daß diese Gottheit ihre eigenen Gesetze willkürlich und launenhaft aufhebt, muß dem Naturforscher unglaublich sein, weil er sonst gar nicht Naturforscher sein kann. Er kann wohl Vögel ausstopfen und Schmetterlinge aufspannen; aber wenn er forschen will, wornach will er denn forschen? Doch wohl nach Regel und Gesetz!“

17 So lautet die Überschrift des zweiten Kapitels in seiner Abhandlung ‚Ueber Darwin's Lehre‘.

18 Vgl. seine Bemerkung in: Karl Ernst von Baer: Ueber Zielstrebigkeit in den organischen Körpern insbesondere. In: Studien (Anm. 13), S. 171 – 234, hier S. 183: „Da nicht sowohl für Gelehrte, als für Gebildete im weiteren Sinne des Wortes diese Sammlung bestimmt ist, und ich gebildete Frauen nicht ausschließen möchte, die der Griechischen Wortbildung nicht leicht nachgehen können, so hätte ich wohl schon früher, zur Vermeidung von Missverständnissen, die sehr verschiedene Ableitung und Bedeutung der für unser Ohr so ähnlich klingenden Worte ‚Theologie‘ und ‚Teleologie‘ erörtern sollen.“

Seitdem [seit dem Erscheinen des ersten Bandes] hat ein gewaltiger Strom unter dem Namen des Darwinismus sich über die Welt ergossen, welcher keine Ziele, sondern nur blinde Nothwendigkeit anerkennt, und dieser Strom wird mit besonderm Eifer gerade von denjenigen aufgenommen, denen die Mittel zur Beurtheilung fehlen. Ich stelle mich diesem Strom entgegen und suche zu zeigen, daß Hypothesen, die als ferne Zielpunkte strenger Untersuchung wohl ihren Werth haben, nicht als erreichte Errungenschaften verkündigt werden sollten, und daß selbst, wenn sie künftig erreicht werden könnten, die Zielstrebigkeit damit nicht im Entferntesten widerlegt werde.<sup>19</sup>

Wiederholt stellt er die mangelnde Datengrundlage der Darwinisten an den Pranger:

Hier aber können wir nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß, so kühn auch Darwin es unternimmt, alle Organisationsformen aus wenigen ersten Anfängen herzuleiten, er doch diese ersten Anfänge nicht zu erläutern vermag. Er nimmt sie nur an und gesteht damit, daß für den Anfang des Lebens seine Hypothese doch nicht ausreicht.<sup>20</sup>

Etwas später mahnt von Baer mit Blick auf die Argumentationsweise der Darwinianer:

Der Beweis kann nur auf der Grundlage von Beobachtungen erbaut werden. Es genügt nicht, daß man sagt, eine solche Ansicht entspricht unseren geistigen Bedürfnissen am meisten. Eine solche Versicherung giebt eine jede Hypothese, und sie muß so lange als Hypothese betrachtet werden, bis die Wahrheit derselben durch die Beobachtung erwiesen ist.<sup>21</sup>

Was den von Darwin postulierten Übergang einer Tierform in die andere angeht, kommentiert von Baer unbeschönigend:

Man muß aber gestehen, daß bisher noch gar nichts beobachtet ist, was eine solche Umwandlung, wie der Uebergang einer Thierclassen in die andere sein würde, beweise oder auch nur wahrscheinlich mache. [...] wie die Umwandlung von anderen Klassen der Wirbelthiere in die Beutelh Tiere, und ferner die der Beutelh Tiere in placentale erfolgt sein soll, ist noch nicht im entferntesten nachgewiesen. Ich gestehe, ich wünsche eine solche Nachweisung wäre gegeben,

<sup>19</sup> Karl Ernst von Baer: Vorrede zum zweiten Bande der Reden. In: Studien (Anm. 13), S. VII.

<sup>20</sup> Von Baer: Darwin's Lehre (Anm. 13), S. 278.

<sup>21</sup> Ebd., S. 299.



denn ich würde dann glauben tiefer in die Vorgänge der Natur zu blicken. Aber ich kenne keine solche Nachweisung, muß also meine völlige Unkenntnis von der Art, wie die höheren Lebensformen geworden sind, mir selbst eingestehen.<sup>22</sup>

Wiederholt weist von Baer darauf hin, dass viel mehr Zwischenglieder bzw. Übergangsformen gefunden werden müssten, falls eine Evolution des Lebens in ständigen kleinen Schritten wirklich stattgefunden haben sollte. Doch das Gegenteil ist der Fall:

Man darf nicht unbeachtet lassen, daß diese Zwischenformen, namentlich zwischen den warmblütigen und kaltblütigen Wirbelthieren ungemein selten vorkommen und daß sie keineswegs, so weit man sie bisher kennt, die Lücke stufenweise ausfüllen. Von Thieren, welche zwischen Wirbelthieren und Wirbellosen in der Mitte stünden, wüßte ich gar kein Beispiel anzuführen.<sup>23</sup>

Von Baer kann sich vielmehr des Eindrucks nicht erwehren, dass verschiedene Tiergruppen ohne nachweisbare Vorstufen aufgetreten sind:

Ueberblicken wir das in dieser Uebersicht Gesagte, so scheint es, daß doch gar manche Thiergruppen ganz ohne aufgefundene Uebergänge aufgetreten sind. So die Trilobiten [Dreilapperkrebse] und etwas später die Cephalopoden [Kopffüßer] in der Silurzeit. Denn die Cephalopoden kann man doch nicht füglich als Neubildungen der Brachiopoden ansehen, wenigstens fehlen alle Uebergänge. Ebenso treten später die Fische ohne nachweisbare Umbildung auf.<sup>24</sup>

Der estnische Embryologe gibt weiter zu bedenken, dass Variationen in der Flora und Fauna sich nicht addieren würden, bis etwas Neues entstanden sei, und dass auch bei geringen beobachtbaren Modifikationen es jeweils schwierig sei, einen echten Vorteil für das betreffende Lebewesen eruieren zu können.<sup>25</sup> Außerdem sei nicht alles im Fluss, denn lehrbuchmäßige, Jahrhunderte gültige Artbestimmungen wären bei fortwährender Veränderung gar nicht möglich.<sup>26</sup>

Dem Darwinschen Modell des allmählichen, sich über riesige Zeiträume hinschleppenden Veränderungsprozesses der Natur stellte von Baer viel mehr

<sup>22</sup> Ebd., S. 381f. und S. 383.

<sup>23</sup> Ebd., S. 379, vgl. auch S. 286 und 290.

<sup>24</sup> Ebd., S. 413.

<sup>25</sup> Ebd., S. 288, 333, 423 und 433.

<sup>26</sup> Ebd., S. 300.

die Beobachtung des plötzlichen Auftretens und der schnellen Diversifikation der Lebewesen gegenüber:

Werfen wir zuvörderst einen Blick zurück auf die Silurzeit, so spricht es wohl für Umwandlung, daß die Arten der Trilobiten sich aufsteigend in der Schicht stark vermehren. Aber in sehr kleinen Schritten scheinen die Umwandlungen nicht erfolgt zu sein, wenn man schon in der untersten Schicht 7 Sippen erkannt hat. Dagegen ist noch kein deutlicher Uebergang aus den Cambrischen Schichten in die Trilobiten nachgewiesen. Eben so wenig hat sich ein Uebergang von den Trilobiten oder auch von den Brachiopoden in die Cephalopoden nachweisen lassen. Vielmehr erscheinen diese letzteren plötzlich und variiren [sic!] dann sehr stark.<sup>27</sup>

Kein Wunder, spricht er darum auch von geradezu sprunghaften Veränderungen im Lauf der Geschichte der Lebewesen, der auch punktuelle Neubildungen zugrunde liegen können.<sup>28</sup> Für Oswald Heer hatten diese kurzen Phasen von Neubildungen in der Erdgeschichte, für die er den Begriff der ‚Umprägung‘ eingeführt hatte, geradezu System. Er konstatierte aufgrund des Fossilberichts lange Perioden mit nur geringen oder keinen Veränderungen mit gleichbleibenden Arten,<sup>29</sup> gefolgt von kurzen Zeiten starker Umprägungen und der

<sup>27</sup> Ebd., S. 391. Vgl. auch S. 400f.

<sup>28</sup> Ebd., S. 417, 436 und 440.

<sup>29</sup> Vgl. Oswald Heer: Eröffnungsrede bei der 48sten Jahresversammlung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. In: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 48, 1864, S. 34f.: „Die Wahrnehmung, dass auf der einen Seite die Arten durch viele Jahrtausende hindurch erwiesener Maassen [sic!] nicht die geringste Aenderung erfahren und dass an den Grenzmarken der Weltalter die Arten nicht ineinander verschmelzen, sondern dort die alten und neuen Arten nebeneinander liegen und übereinander greifen, muss gegen die Hypothese einer allmählichen, ununterbrochen und gleichmässig fortgehenden Transmutation sprechen und uns zur Ansicht führen, dass in relativ kurzer Zeit die Umprägung der Formen stattfand; dass die Art in verhältnissmässig kurzer Zeit in den ihr möglichen Formen ausgeprägt und den äussern Verhältnissen angepasst wurde, und dass sie dann während Jahrtausenden unverändert bleibt, *so dass die Zeit des Verharrens in bestimmter Form viel länger ist, als die Zeit der Ausprägung derselben* [im Original gesperrt]. Wir haben daher für diesen Vorgang den Ausdruck ‚*Umprägung der Arten*‘ [im Original gesperrt] gewählt, [...] welcher einen ganz andern Sinn hat, als die Transmutation oder Verwandlung der Arten von Darwin. Ueber die Grundbedingungen dieser Umprägung der Typen sind wir freilich noch gänzlich im Dunklen; wir wissen nicht, ob sie durch innere, im Wesen

Herausbildung neuer Arten. Abgesehen davon konnten sich jederzeit kleinere Umprägungsprozesse einstellen, die in unterschiedlicher Geschwindigkeit abliefen. Wie und warum diese im Einzelnen stattgefunden haben, vermochte er nicht zu beantworten, sah aber hinter allem die planende Hand eines allmächtigen Schöpfers, der nun nicht mehr direkt in das Geschehen eingriff, sondern den Lauf der Entwicklungsgeschichte von Anfang an programmiert hatte: „Der innere Grund der Entwicklung der Naturwelt nach einem bestimmten Plane muß ihr angeboren, muß vom Schöpfer in sie gelegt sein [...]“. <sup>30</sup>

Für Heer wie für von Baer waren es nicht wissenschaftliche, sondern weltanschauliche Gründe, die dazu geführt hatten, dass viele dem Darwinismus Beifall spendeten. Das Jahrhundert, das erklärt hatte, dass ‚Gott tot sei‘, wollte Gott auch aus dem kosmologischen und geologischen Weltbild verdrängen. Von Baer bemerkte dazu kurz und bündig: „Die Elimination des äußern Schöpfers ist es ja, was dem Darwinismus den Reiz verliehen hat.“ <sup>31</sup> Und Heer erklärte wenig später im Vorwort zur zweiten Auflage seiner *Urwelt der Schweiz*:

Die materialistische Welt- und Lebens-Ansicht glaubte in der Selectionstheorie Darwins eine große Stütze gefunden zu haben; sie vermeinte, daß durch sie das Schöpfungsräthsel gelöst und durch Annahme einer ziellosen und durch blinden Zufall bedingten Entstehung der vielgestaltigen, organischen Welt dem Schöpfer zu entfliehen sei. Es ist die Furcht vor der Zweckmäßigkeit in der Natur und noch mehr vor dem dadurch nothwendig gewordenen Zwecksetzer, welche manche Naturforscher veranlaßt hat, sich an die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl als rettende Planke anzuklammern [...]. <sup>32</sup>

Aufgrund der skizzierten Geistesverwandtschaft zwischen Karl Ernst von Baer und Oswald Heer <sup>33</sup> erstaunt es nicht, dass ihm letzterer ein Denkmal in Form

---

der Art liegende Motive oder durch äussern Anstoss und Aenderungen in den Lebensbedingungen herbeigeführt werden. Aber auch die Transmutationslehre vermag diesen Schleier nicht zu heben und führt uns durch Annahme von tausenden und abertausenden von Millionen von Jahren, die sie für ihre allmählichen Umwandlungen bedarf, auf schwindlige Höhen, die unser Geist nicht mehr zu fassen vermag.“

30 Oswald Heer: *Die Urwelt der Schweiz*. Zürich 1865, S. 594.

31 Von Baer: *Ueber Darwin's Lehre* (Anm. 16), S. 480.

32 Oswald Heer: *Die Urwelt der Schweiz*. Zürich 1879, S. Xf.

33 Vgl. zum Evolutionsdiskurs auch: Ortrun Riha, Thomas Schmuck: „Das allgemeinste Gesetz“. Karl Ernst von Baer (1792–1876) und die großen Diskurse des 19. Jahrhunderts. Aachen 2011, S. 157–229; Urs B. Leu: *Oswald Heers Briefwechsel im Spannungsfeld der*

eines Nachrufs in der *Allgemeinen Schweizer Zeitung* vom 7. Dezember 1876 gesetzt hat, der am Schluss dieses Beitrags wiedergegeben wird. Bereits ein Jahr zuvor tat Heer das Gleiche im Fall des schottischen Geologen Charles Lyell (1797–1875), mit dem er ebenfalls in verschiedenerlei Hinsicht verbunden war und dessen differenzierte Haltung gegenüber Darwin er sehr begrüßte.<sup>34</sup>

Heutzutage wird oft übersehen, dass nach dem Erscheinen von Darwins *Origin of Species* von 1859 alles andere als klar war, ob seine Evolutionshypothese wissenschaftlich haltbar sei oder nicht. Von Baer und Heer waren bei weitem nicht die einzigen Kritiker, die ihre Skepsis äußerten und denen die Datengrundlage zu dürftig war.<sup>35</sup> In Zürich nahm auch der Privatdozent für Geologie, Ulrich Stutz (1826–1894), in einem Vortrag kritisch Stellung, den er 1867 zum Thema *Ueber die Schöpfungsgeschichte nach Geologie und Bibel* im Rathaus hielt.<sup>36</sup> Auch im Ausland wurden verschiedene Stimmen von Forschern laut, die dem Engländer nicht folgen konnten. Von Wien über Prag bis Harvard regte sich von Ost bis West Widerstand. In Harvard opponierte bekanntlich der oben erwähnte Zoologe Louis Agassiz.<sup>37</sup> In Deutschland war es nicht zuletzt der berühmte Breslauer Paläobotaniker Heinrich Robert Goeppert (1800–1884), der 1865 schrieb, dass es sich nicht begreifen lasse, „wie alle diese unter einander so verschiedenen organischen Formen in gerader Linie von

---

geistigen und naturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts. In: Burga: Oswald Heer (Anm. 5), S. 375–446.

34 Der Nachruf erschien auf der Titelseite (!) der Neuen Zürcher Zeitung vom 6. März 1875. Vgl. Leu: Der Paläobotaniker Oswald Heer (Anm. 15), S. 81–84.

35 Vgl. Thomas Junker: Der Darwinismus-Streit in der deutschen Botanik. Evolution, Wissenschaftstheorie und Weltanschauung im 19. Jahrhundert. Norderstedt 2011 (zweite korrigierte und ergänzte Auflage).

36 Ulrich Stutz: Ueber die Schöpfungsgeschichte nach Geologie und Bibel. Ein akademischer Vortrag gehalten auf dem Rathause vor einem gemischten Publikum. Zürich 1867. Er bemerkte darin unter S. [18]: „Allein die konsequente Wissenschaft darf ein solches Verfahren [der Urzeugung] nicht kennen: Sie hat einfach einzugestehen, daß sie zur Hervorbringung des organischen Lebens auf Erden einer außermateriellen Kraft bedarf, die aus Unorganischem das Organische, aus Todtem das Leben zu erzeugen vermag.“ Vgl. Heinz Sulser: Der Zürcher Geologe Ulrich Stutz (1826–1895) und seine kritische Auseinandersetzung mit dem Evolutionskonzept Darwins – ein historisches Dokument zu einer alten Streitfrage. In: Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich 153, 2008, S. 7–13.

37 Louis Agassiz: De l'espèce et de la classification en zoologie. Paris 1869.

einander abstammen und am Ende [...] Abkömmlinge einer einzigen primordialen Form sein könnten, die sich [sic] unter steter Umgestaltung durch Erbllichkeit, individuelle Variation, Kampf ums Dasein, natürliche Züchtung (Hauptgrundsätze der Darwin'schen Theorie) zu den jetzt vorliegenden mannigfaltigen Lebensformen geführt hätten.“<sup>38</sup> Auch der in Prag lehrende Altmeister der Trilobitenforschung, Joachim Barrande (1799 – 1883), erteilte dem Darwinismus eine Absage: „En effet, l'étude spéciale de chacun des éléments zoologiques [...] nous a démontré, que les prévisions théoriques sont en complète discordance avec les faits observés par la paléontologie. Ces discordances sont si nombreuses et si prononcées, que la composition de la faune réelle semblerait avoir été calculée à dessin, pour contredire tout ce que nous enseignent les théories sur la première apparition et sur l'évolution primitive des formes de la vie animale sur le globe.“<sup>39</sup> In Wien konstatierte der Zoologe Ludwig Karl Schmarda (1819 – 1908):

[...] die Darwin'sche Ansicht lässt viel zu wünschen übrig. Sie erklärt nicht die Entstehung, sie rückt sie hinauf durch unendliche Reihen zu einigen Typen oder zu einem Urtypus, dem Urahn des Lebens, der Urzelle. Die Abänderung in noch so kleinen individuellen Verschiedenheiten ohne Ursache ist gegen das Gesetz der Beharrlichkeit, das in der organischen Natur eben so gültig ist wie in der unorganischen. [...] Sie [die Darwin'sche Ansicht] setzt den Zufall an die Stelle des Gesetzes, das unerbittlich die Welt beherrscht. Bei Hypothesen, in welchen wir die Unendlichkeit von Zeit und Raum zu Hilfe nehmen, gehen alle Deductionen ins Bodenlose.<sup>40</sup>

Last but not least sei auf den französischen Entomologen Jean-Henri Fabre (1823 – 1915) hingewiesen, dessen beliebte mehrbändige *Erinnerungen eines Insektenforschers* seit 1879 erschienen. Er kommt an verschiedenen Stellen darauf zu sprechen, dass Zufall und Selektion unmöglich die Wunderwelt der Insekten zu erklären vermöchten und beobachtet die ‚Fortschrittlichkeit‘ gewisser Zeitgenossen mit kritischem Blick:

38 Heinrich Robert Goeppert: Ueber Aphyllostachys, eine neue Pflanzengattung aus der Gruppe der Calamarien, so wie über das Verhältnis der fossilen Flora zu Darwin's Transmutations-Theorie. In: Nova acta academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae Germanicae naturae curiosorum 32, 1864, S. 13.

39 Joachim Barrande: Trilobites. Paris 1871, S. 19.

40 Ludwig K. Schmarda: Zoologie. Zweite umgearbeitete Auflage. Bd. I. Wien 1877, S. 217.

Den Menschen herunter- und das Tier hochzustufen, damit sie zusammenkommen und schließlich eins werden, das ist seit eh und je das übliche System der fortschrittlichen Theorien, die jetzt in Mode sind. Wie schade, dass man in diesen erhabenen Theorien, einer Marotte unserer Zeit, so häufig nur Behauptungen findet, die im Lichte von Experimenten ebenso absurd erscheinen wie die Grabwespe des gelehrten Erasmus Darwin [eine Fehldeutung von Charles Darwins Großvater]!<sup>41</sup>

Der Streit um Darwins Hypothese – um von Baers Begrifflichkeit zu verwenden – ist bekanntlich bis heute nicht abgeebbt. Erst unlängst haben der Bonner Genetiker Wolf-Ekkehard Lönnig<sup>42</sup> und der in New York lehrende Philosophieprofessor Thomas Nagel<sup>43</sup> grundsätzliche Aspekte neu in Frage gestellt. Aus wissenschaftshistorischer und wissenschaftstheoretischer Sicht muss daher Karl Ernst von Baer recht gegeben werden, dass im Fall der Evolutionstheorie nach wie vor nicht von einer Theorie, sondern höchstens von einer Hypothese gesprochen werden kann.<sup>44</sup> An folgender von Karl R. Popper (1902 – 1994) geäußerten Feststellung hat sich nichts geändert: „Wenn ich hier von Darwinismus spreche, meine ich immer die heutige Theorie – das heißt Darwins eigene Theorie der natürlichen Selektion, erhärtet durch die Mendelsche Vererbungstheorie, durch die Theorie der Mutation und Neukombination von Genen in einem Genpool und durch den entschlüsselten genetischen Code. Das ist eine enorm eindrucksvolle und einflussreiche Theorie. Die Behauptung, dass sie die Evolution restlos erklärt, ist natürlich eine kühne Behauptung und ganz und gar nicht nachgewiesen.“<sup>45</sup>

41 Jean-Henri Fabre: Erinnerungen eines Insektenforschers. Bd. 1. Berlin 2010, S. 118. Im Band 2 (Berlin 2010, S. 225) bezeichnet er die Selektionstheorie als bloße Luftblase.

42 Wolf-Ekkehard Lönnig: Die Evolution der karnivoren Pflanzen. Was die Selektion nicht leisten kann – Das Beispiel *Utricularia* (Wasserschlauch). Münster 2012 (dritte, verbesserte Auflage).

43 Thomas Nagel: Geist und Kosmos. Warum die materialistische neodarwinistische Konzeption der Natur so gut wie sicher falsch ist. Berlin 2013.

44 Vgl. auch: Karl R. Popper: Objective Knowledge. An Evolutionary Approach. Oxford 1979, S. 241f.

45 David Miller (Hg.): Karl R. Popper Lesebuch. Ausgewählte Texte zu Erkenntnistheorie, Philosophie der Naturwissenschaften, Metaphysik, Sozialphilosophie. Tübingen 2010, S. 227f.

## Edition der Briefe

Editorische Vorbemerkung: Die Zeichensetzung, die Groß- und Kleinschreibung sowie weitere, hier nicht im Einzelnen genannte kleine Abweichungen in der Schreibweise – z. B. steht hier ‚y‘ manchmal für ‚ÿ‘ – sind den heutigen Gepflogenheiten angepasst; in den Originalbriefen abgekürztes ‚u.‘ wird als ‚und‘ ausgeschrieben. Die lateinischen Pflanzennamen sind kursiv gesetzt. Der Beginn einer neuen Seite wird in der Transkription nicht angezeigt.

Hochgeehrter Herr!

Durch diese Zeilen gelange ich mit einer vielleicht unbescheidenen Bitte an Sie. Ich arbeite seit längerer Zeit an einer fossilen Flora der Polarländer; habe von den englischen Museen die von den Polarreisenden heimgebrachten sehr werthvollen Pflanzen zur Untersuchung erhalten und schon früher die im Surturbrande<sup>46</sup> Islands entdeckten Arten, so dass ich schon ein ziemlich grosses Material zusammengebracht habe, welches über den einstigen Zustand der Polarländer viel neues Licht bringen wird. Von sehr grossem Werthe wäre es für mich, auch die fossilen Pflanzen von Spitzbergen, der Bäreninsel und von Nowaja Semlja einer genauen Untersuchung zu unterwerfen und in meine Arbeit aufzunehmen. Ich habe mich für die Pflanzen der erstern Inseln nach Schweden gewendet und bin so frei, für Nowaja Semlja Ihre Güte in Anspruch zu nehmen. Es sind die von Ihnen dort entdeckten Pflanzen meines Wissens noch nicht abgebildet worden. Ist diess wirklich der Fall, möchte [ich] Sie bitten, mir zu diesem Zweck für einige Zeit sie mir gütigst anzuvertrauen. Sind sie aber abgebildet, haben Sie wohl die Gefälligkeit, mir zu sagen, wo diese Abbildungen und nähern Bestimmungen zu finden sind. Die von Middendorff im Taimyrlande gefundenen Nadelhölzer hat Goeppert [vgl. oben] untersucht und in Middendorffs<sup>47</sup> [...] überaus wichtigem Reisewerk veröffentlicht;<sup>48</sup> vielleicht

46 Die fasrige Braunkohle Islands wird als Surturbrand bezeichnet.

47 Taimyr ist eine Halbinsel in Nordrussland. Alexander Theodor von Middendorff (1815 – 1894), deutsch-baltischer Zoologe und Entdecker in russischen Diensten. Die entsprechenden Briefbände in der Universitätsbibliothek Gießen sind so eng gebunden, dass gewisse Worte nicht oder kaum erkennbar sind. Ich danke Herrn Dr. Olaf Schneider von der Universitätsbibliothek Gießen für seine Hilfe, derart undeutliche Stellen so weit wie möglich zu entziffern.

48 Johann Heinrich Robert Goeppert: Fossile Hölzer. In: Alexander Theodor von Middendorff (Hg.): Reise in den äussersten Norden und Osten Sibiriens während der Jahre 1843 und 1844. Bd. 1: Einleitung, Klimatologie, Geognosie, Botanik, Theil 1: Einleitung. Meteorologische, geothermische, magnetische und geognostische Beobachtungen. Fossile Hölzer, Mollusken und Fische. St. Petersburg 1848, S. 223 – 234. Das Werk war für Heer in der Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich greifbar, die heute in der Zentralbibliothek Zürich aufbewahrt wird (Signatur: NR 238).

sind aber seither aus Nordsibirien fossile Pflanzen nach Petersburg gekommen, welche noch nicht bestimmt sind, da namentlich in Nordostsibirien tertiäre und alte Steinkohlen häufig sind und ohne Zweifel auch erkennbare Pflanzen in den umgebenden Gesteinen enthalten. Bis jetzt sind aber, wie es scheint, nur Hölzer gesammelt worden, deren Species Bestimmung immer misslich und daher wenig lohnend ist.

Ich kann diesen Anlass nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen zu sagen, welch hohen Genuss mir Ihre Reden und kleinern Aufsätze verschafft haben.<sup>49</sup> Ich habe vor nun bald 30 Jahren mit wahrer Begeisterung Ihre Arbeit über die Entwicklungsgeschichte des Hühnchens verfolgt.<sup>50</sup> Sie haben damals ein Licht angezündet, das die ganze Physiologie umgestaltet hat. Dass nun dieser Mann, der von allen Sterblichen bis jetzt am tiefsten in das verborgene Schaffen der Natur eindrang, dem eiskalten, alles Geistesleben verachtenden Materialismus so offen und mit so überzeugenden Gründen entgegentritt, that mir in der innersten Seele wohl, und ich habe beim Lesen vieler Stellen Ihres Buches Ihnen im Geiste recht warm die Hand gedrückt.<sup>51</sup> Auch mein Freund Dr. Gaudin<sup>52</sup>, den wir leider vor ein paar Monaten durch den Tod verloren haben, hat Ihre Reden mit grösster Freude gelesen und haben auf ihn denselben wohltuenden und erhebenden Eindruck gemacht.

Freund F. Keller hat vor ein paar Wochen eine neue Lieferung seiner Pfahlbauuntersuchungen herausgegeben. Er hat einen kurzen Auszug meiner Arbeit über die Pflanzen der Pfahlbauten beigelegt und meine Holzschnitte und Tafel dazu benutzt.<sup>53</sup> Es ist dies ein erster Versuch, die Flora der Pfahlbautenzeit zu rekonstruieren, und wird, wie ich hoffe, dazu beitragen, dass die Pflanzen dieser merkwürdigen Pfahlbauleute sorgfältiger gesammelt werden, als dies bis jetzt der Fall war. Zu den interessanteren Entdeckungen der letzten Wochen gehört, dass Messikommer in Robenhausen grosse Massen von verkohltem und unverkohltem Dünger, namentlich von Ziegen und Schafen (Ziegen- und Schafbohnen), aufgefunden hat und dass stellenweise ganze Nester von Fliegenpuppenhüllen dazwischen lagen, ein Beweis, dass dieser

49 Gemeint ist: Karl Ernst von Baer: Reden gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts. St. Petersburg 1864 – 1876. Heers Handexemplar ist leider nicht mehr auffindbar.

50 Vgl. Karl Ernst von Baer: Über Entwicklungsgeschichte der Thiere. Königsberg 1828 – 1837.

51 Die gleiche Ausdrucksweise findet sich in einem Brief von Heer an den englischen Geologen Charles Lyell vom 17. Oktober 1862, mit dem er sich auch sehr verbunden wusste. Er schreibt dort, dass er jedes Mal, wenn er die Photographie von Lyell betrachte, ihm im Geist herzlich die Hand drücke.

52 Charles-Théophile Gaudin (1822 – 1866), Botaniker, Paläontologe, wichtigster Briefpartner Heers, wohnhaft in Lausanne.

53 Oswald Heer: Kurzer Auszug aus der Schrift „Die Pflanzen der Pfahlbauten“. In: Ferdinand Keller: Pfahlbauten. Sechster Bericht. Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 15/7, 1866, S. 310 – 318.



Dünger auf der Pfahlbaute aufbewahrt wurde, daher er wahrscheinlich schon damals zum Düngen der Felder benutzt worden ist.

Unter den Abfällen der Pfahlbauten habe ich auch zahlreiche Samen von Ackerunkräutern gefunden, welche uns sagen, dass das Getreide auf den Pfahlbauten gereinigt und der Abfall in den See geworfen wurde. Die Untersuchung desselben weist uns die Unkräuter, welche im Kornfeld und im Leinacker gestanden haben, und diese geben, weit aus Südeuropa stammend, uns sehr werthvolle Fingerzeige über die Bezugsorte dieser Kulturpflanzen und den Verkehr dieses Volkes. Wichtig sind in dieser Beziehung namentlich die *Centaurea cyanus* [Kornblume] und die *Silene cretica* [= Kreta-Leimkraut oder Kretische Flachsnelke], welche ich unter diesen Unkräutern nachgewiesen habe. Ferner, dass der damals kultivierte Flachs nicht zu *Linum usitatissimum*, sondern zu *L[inum] angustifolium* Huds[on] gehört und unter den Getreidearten auch das *Triticum turgidum* [Rauweizen] sich findet. Hoffend und von Herzen wünschend, dass diese Zeilen Sie im besten Wohlsein antreffen, verbleibe unter Versicherung ausgezeichnetster Hochachtung und Verehrung Ihr

Zürich, 9. April 1866

Oswald Heer Prof.

Hochgeehrter Herr!<sup>54</sup>

Ihre Abhandlungen über die Zielstrebigkeit und den Darwinismus in den Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften<sup>55</sup> haben mir einen so hohen Genuss gewährt, dass es mich drängt, Ihnen dafür meinen herzlichsten Dank zu sagen. Der Streit über Darwins Lehre und was damit zusammenhängt, wird gegenwärtig in Deutschland so leidenschaftlich und zum Theil mit so unwürdigen Mitteln geführt, daß man mit Entrüstung sich davon abwendet, um so wohlthuender ist die ruhige, unparteiische und überzeugende Sprache Ihres Buches. Es hat mir dasselbe um so grössere Freude gemacht, da die Ansichten, welche Sie über Darwins Lehre aussprechen, auch die Meinigen sind, wie ich dieselben in meiner „Urwelt der Schweiz“<sup>56</sup> und zum Theil schon in meiner „Flora tertiaria Helvetiae“<sup>57</sup> ausgesprochen habe. Das Studium der fossilen Pflanzen schien mir die Transmutation oder die Umprägung der Arten, wie ich es nannte, in den Fällen zu fordern, in denen Arten späterer Perioden sich nahe an solche früherer Zeit anschlossen, und ich habe eine nicht geringe Zahl von solchen Arten namhaft

54 Von diesem Brief wurde von unbekannter Hand eine Kopie angefertigt, die Heer bei sich aufbewahrt hat. Sie befindet sich heute in der Zentralbibliothek Zürich (Signatur: NOH 182).

55 Vgl. Von Baer: Ueber Zielstrebigkeit (Anm. 18); ders.: Ueber Darwin's Lehre (Anm. 16). Wieder publiziert in: ders.: Reden gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts. Zweiter Theil: Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. Braunschweig 1886, S. 171 – 234, sowie S. 235 – 480. Heers Handexemplar konnte nicht gefunden werden.

56 Heer: Die Urwelt (Anm. 30).

57 Oswald Heer: Flora tertiaria Helvetiae. 3 Bde. Zürich 1855 – 1859.

gemacht. Allerdings bleiben da noch eine Menge grosser Lücken, doch scheint mir die Annahme einer solchen Umprägung der Arten die einfachste Hypothese zu sein, um einiger massen die Umwandlung der organischen Formen zu verstehen, welche im Laufe der Zeit vor sich gegangen ist. Dabei bin ich ganz mit Ihnen einverstanden, dass die Selectionshypothese Darwins und der Kampf ums Dasein diese Umwandlungen nicht erklären können. Wären diess die umbildenden Faktoren, so müssten die Umwandlungen nach allen Richtungen immerfort gleichmässig fortgehen, und es gäbe keine Species in der Natur, wie denn auch die Darwinianer die Species läugnen. Dagegen sprechen nun aber alle Thatsachen der Palaeontologie. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Bildung der Steinkohlen eine ungeheuer lange Zeit beansprucht. Die Kohlenformation von Neu-Schottland<sup>58</sup> hat eine Mächtigkeit von 14'570 Fuss und schliesst 76 Kohlenlagen, die übereinander liegen, ein<sup>59</sup>; es ist wohl anzunehmen, dass die Bildung dieser vielen Kohlenlagen, welche wieder durch mächtige Zwischenlagen von einander getrennt sind, hundert tausende von Jahren gedauert haben muss. Die Pflanzenwelt aber, welche diese Kohlenlager erzeugt hat und deren Reste in grosser Zahl vorliegen, ist sich während dieser ungeheuren langen Zeit gleich geblieben. Und ähnlich verhält es sich mit den grossen Kohlenbecken in England, Belgien und Deutschland. Man findet wohl in den untern Abtheilungen der Kohle eine Zahl von Arten, die in den obern nicht vorkommt und umgekehrt, allein zahlreiche Arten gehen durch alle Kohlenschichten hindurch, ja manche finden sich sogar noch im Perm. Durch alle Schichten hindurch finden sich aber in Europa wie in Amerika wohl unterscheidbare Arten und nirgends dieses Chaos ineinanderfliessender Formen, wie es der Fall sein müsste, wenn die Umwandlung in ununterbrochenem, gleichmässigem Flusse fortgehen würde. Ähnlich verhält es sich in den übrigen Perioden. Ich will hier nur noch eine der jüngern erwähnen. Die Molasse der Schweiz besteht aus 3 Abtheilungen, einer untern Süsswasser-Molasse, einer Meeres-Molasse und einer Ober-Süsswasserbildung. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Bildung dieser Ablagerungen eine sehr lange Zeit fordert und dass während derselben grosse Umänderungen vor sich gegangen sind, welche ich in der „Urwelt der Schweiz“ im Einzelnen nachzuweisen versucht habe. Auch die Pflanzen- und Thierwelt hat während dieser Zeit manche Neuänderungen erfahren, allein viele Pflanzen-Arten der obersten Abtheilung (Oeningen) stimmen völlig mit solchen der untersten überein und glaube in meiner „Flora tertiaria“ gezeigt zu haben, dass wir es mit wohl unterscheidbaren und scharf ausgeprägten Pflanzenarten zu thun haben. Und dasselbe ist ja auch bei den Pflanzen und Thieren der jetzigen Schöpfung im Grossen Ganzen der Fall. Es gibt wohl einige genera, wie *Rosa*, *Rubus* [gehört zu den Rosengewächsen, z. B. Himbeere, Brombeere] und *Hieracium* [Habichtskraut, gehört zu den Korbblütlern], welche in einer grossen Menge von

58 Nova Scotia ist eine an der Atlantikküste gelegene Provinz von Kanada.

59 Die von Heer wiedergegebene Mächtigkeit von 14'570 Fuß entspricht den im Jahr 1843 vorgenommenen Messungen von William Edmund Logan. Vgl. Michael C. Rygel, Brian C. Shipley: "Such a section as never was put together before": Logan, Dawson, Lyell, and mid-Nineteenth-Century measurements of the Pennsylvanian Joggins section of Nova Scotia. In: *Atlantic Geology* 41, 2005, S. 87–102.

Formen auftreten, über deren Artrechte die Botaniker noch streiten; allein es ist geradezu lächerlich, von dieser im Verhältnis zum Ganzen verschwindend kleinen Zahl von Gattungen zu schliessen, es gebe keine Arten, und so der Natur aufzubürden, was nur in der Mangelhaftigkeit unserer Erkenntnis liegt. Dass viele der jetzt lebenden Pflanzenarten in sehr alter Zeit schon in denselben Formen auftreten wie gegenwärtig, ist vielfach nachgewiesen. Sie erwähnen S. 293 Ihres Werkes<sup>60</sup> der in den Luftziegeln Aegyptens gefundenen Pflanzenreste; die Bestimmung derselben rührt aber von meinem Freunde Fr. Unger<sup>61</sup> und nicht von mir her. Ich habe babylonische Ziegel untersucht, da diese aber gebrannt, waren die Pflanzenreste zerstört und ergaben kein befriedigendes Resultat. Dagegen habe aus unsern Pfahlbauten eine ganze kleine Flora bestimmen können und zahlreiche Arten in meiner Abhandlung „Über die Pflanzen der Pfahlbauten“<sup>62</sup> beschrieben und abgebildet. Alle stimmen mit solchen der Jetztwelt überein. Noch wichtiger ist aber, dass auch die Pflanzen unserer Schieferkohlen, welche der interglacialen Zeit angehören, fast durchgehend mit solchen der Jetztwelt übereinstimmen, wie ich dies in meiner „Urwelt“ gezeigt habe, dass ferner die Pflanzen der Tuffe von Fasano, welche älter sind als der grösste Theil des Aetna, nicht von jetzt noch in Sicilien lebenden Arten unterschieden werden können. Lyell brachte mir von da die wohl erhaltenen Blätter von *Pistacia Lentiscus*, *Myrtus communis* und *Laurus nobilis* [Mastixstrauch/Wilde Pistazie, Myrte, Echter Lorbeer] und hat sie in seiner Abhandlung über den Aetna abgebildet (Philos. transact. for 1858, Pl[ate]. LI.<sup>63</sup>); es zeigt diess zugleich, wie unrichtig die Annahme von Hehn<sup>64</sup> ist, dass

60 Von Baer: Ueber Darwin's Lehre (Anm. 16), S. 293.

61 Franz Unger (1800–1870), Mediziner und Botaniker, lehrte in Graz und Wien.

62 Oswald Heer: Pflanzen der Pfahlbauten. Neujaahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich [...] Stück 68 auf das Jahr 1866. Zürich 1866.

63 Charles Lyell: On the Structure of Lavas which have consolidated on steep slopes; with Remarks on the Mode of Origin of Mount Etna, and on the Theory of „Craters of Elevation“. In: Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year 1858. Bd. 148/2. London 1859, S. 703–786, und Tafeln 49–51. Auf S. 782f. zitiert Lyell aus seinem Brief an Heer vom April 1858, in welchem Lyell die drei abgebildeten Pflanzen beschreibt, ohne den Fund zu interpretieren. An der ETH-Bibliothek, Zürich, wird ein Separatdruck dieser Arbeit aufbewahrt, der vermutlich Oswald Heer gehörte, denn die zweite im gleichen Sammelband eingebundene Schrift verfügt über handschriftliche Annotationen Heers (Signatur: 81468q).

64 Victor Hehn: Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Berlin 1870. Hehn schreibt auf S. 147: „Begeben wir uns auf italischen Boden, so waren diesem sowohl Aphrodite als Apollo ursprünglich fremd. Erst die griechischen Ansiedlungen brachten beide Gottheiten und mit ihr die Myrte und den Lorbeer in die westliche Halbinsel.“ Heer unterstrich die letzten Worte, setzte an den Rand ein Ausrufezeichen und notierte dazu: „! Falsch.“ Sein Handexemplar wird in der ETH-Bibliothek, Zürich, aufbewahrt (Signatur: 6795).

der Lorbeer erst im Gefolge des Apollokultus nach Italien gekommen sei. Er war lange, bevor Apollo geboren, schon in Italien oder Südfrankreich, wo er in diluvialen Tuffen vorkommt. Nicht nur waren aber die Pflanzen, so weit wir sie kennen, in Italien in denselben Formen ausgeprägt, in denen sie uns jetzt begegnen, zu einer Zeit, wo noch kein Aetna seinen Gipfel in die Wolken erhob; auch die Thierwelt des Meeres stimmt in der grossen Mehrzahl der Arten mit derjenigen überein, welche jetzt noch diese Meere bewohnt. Von den 427 Species von Mollusken, die aus dieser Bildung Siciliens bekannt sind, sind 70 bis 85 pro Cent. jetzt noch lebend. Da diese marinen Thiere in Sicilien bis 3000 Fuss über dem jetzigen Seespiegel gefunden wurden, muss damals ein grosser Theil von Sicilien Seegrund gewesen sein. Wir sehen daraus, dass in Sicilien seit der pliocenen Zeit in der orograph[ischen] Gestaltung des Landes eine viel grössere Veränderung vor sich gieng als in der Thierwelt des Meeres und mit den Pflanzen des Landes, und der Jubel der Darwinianer, dass der Streit, welchen die Botaniker über die Brombeeren führen, beweise, dass es überhaupt keine Species gebe, dürfte doch kaum berechtigt sein. Ich erlaube mir, noch an eine merkwürdige Thatsache zu erinnern, welche hierher gehört. Ich erhielt von Prof. Nordenskiöld [Adolf Erik von, 1832 – 1901] aus dem Eisfiord Spitzbergens vom 78° nördlicher Breite nicht nur zahlreiche beblätterte Zweige, sondern auch die männlichen Blütenkätzchen, die Samen und Zapfenschuppen des *Taxodium distichum* [Sumpfyypresse], und zwar aus einer Ablagerung, welche nach dem ganzen Charakter der Flora zum Miocen gehört. Alle Theile dieses Baumes stimmen völlig überein mit der jetzt noch im Süden der vereinigten Staaten lebenden Art. Von derselben erhielt ich auch Zweige von der Sabine Insel (Ost Grönland) und aus Westgrönland, wo auch die Zapfen gefunden wurden. Er ist auch unter den Pflanzen, welche mir Herr Akademiker Fr. Schmidt von der untern Bureja<sup>65</sup>, von Possieth [Posiet, Hafen auf der Halbinsel Kamtschatka] und der Insel Sachalin<sup>66</sup> zur Untersuchung übergeben hat, wie er auch in Europa zur Miocenzeit eine grosse Verbreitung hatte. Wir sehen also, dass eine noch lebende Pflanzenart in der Miocenzeit bis hoch in die arctische Zone hinauf verbreitet war und dass sie unter den verschiedenartigsten äussern Verhältnissen ihren Artcharakter bis auf unsere Tage erhalten hat.<sup>67</sup>

65 Nebenfluss des Amur im fernen Osten Russlands. – Friedrich Schmidt (1832 – 1908), Verfasser von ‚Reisen im Amur-Lande und auf der Insel Sachalin‘ (St. Petersburg 1868).

66 Grösste Insel Russlands, nördlich von Japan.

67 Dass exogene Faktoren nachweislich nicht den Einfluss auf Lebewesen hatten, wie das von Darwin postuliert worden war, stellte für Heer ein wichtiges Argument gegen dessen Selektionstheorie dar. Ähnlich argumentierte Heer in seiner Arbeit über die fossile Flora von Sumatra, denn obschon die Pflanzen dort infolge der stabilen klimatischen Verhältnisse nicht genötigt waren, sich neuen Verhältnissen anzupassen, unterscheidet sich die fossile von der rezenten Flora doch in einem gewissen Maß, was aus Heers Sicht nicht mit Hilfe des Selektionsdrucks erklärt werden kann. Vgl. Oswald Heer: Ueber fossile Pflanzen von Sumatra. Abhandlungen der Schweizerischen Paläontologischen Gesellschaft 1. Basel 1874; ders.: Beiträge zur fossilen Flora von Sumatra. Neue Denkschriften

Aus diesem Allem glaube ich, den Schluss ziehen zu sollen, dass während sehr langer Zeiträumen die Pflanzentypen in denselben Formen ausgeprägt werden, der Prägstock, wenn man sich eines so rohen Bildes bedienen darf, derselbe blieb und dieselben Münzen ausgeprägt hat, die wohl abgeschliffen und mehr oder weniger undeutlich werden können, aber immerhin ihren Charakter behalten.

Anderseits ist ebenso sicher, dass die ganze organische Natur grosse Umwandlungen im Laufe der Zeit erfahren hat. Gewiss heben sie aber mit Recht hervor, dass diese Umwandlungen keine fortlaufende Linie bilden. Es muss Zeiten gegeben haben, in welchen diese Umprägungen der Formen in grossem Massstabe statt hatten und andere, wo nur eine Wiederholung derselben Formen vor sich gieng und diese im Grossen Ganzen sich gleich blieben. Nur so können wir uns erklären, dass während ungemein langen Zeiträumen überall dieselben Pflanzen- und Thierarten uns begegnen (so zur Kohlenzeit dieselben Pflanzen in America und in Europa), und zwar in räumlich oft weit auseinander liegenden Ländern, so dass dann auf einmal an allen diesen Orten diese Arten verschwinden und andern Platz machen. Es sucht Zittel<sup>68</sup> diess durch die Colonien zu erklären, wenn Pflanzen und Thiere aus andern Ländern eingeführt werden, können sie die einheimischen verdrängen. Dadurch entstehen aber erfahrungsgemäss keine neuen Arten, und es ist recht sonderbar, dass Zittel damit meint, das Neuauftreten der Arten erklären zu können. Sehr belehrend sind in dieser Beziehung die (angiospermen) Dicotyledonen [Zweikeimblättrige, die ebenfalls zu den Bedecktsamern gehören]. Sie bilden gegenwärtig bekanntlich die Hauptmasse der Blütenpflanzen. Allen älteren Formationen fehlen sie gänzlich. Noch im Jura sind sie nirgends gefunden worden, weder in Indien, noch am Amur, noch Sibirien, noch Spitzbergen, noch Europa, von wo zahlreiche Fundstätten jurassischer Pflanzen bekannt geworden. Ueberall sind es da die Farn[e], die Cycadeen [Palmfarne] und Coniferen [Nadelhölzer] mit wenigen Equisetaceen [Schachtelhalme] und Monocotyledonen [Einkeimblättrige, gehören zu den Bedecktsamern, im Gegensatz zu den Nacktsamern], welche das Pflanzenbild bilden. In der untern Kreide, im Neocom und Urgon [untere Kreide] ist noch dasselbe der Fall; in der obern Kreide aber, und zwar vom Cenoman an, treten die Dicotyledonen plötzlich in einer ganzen Reihe von Formen auf, welche auf ganz verschiedene Familien sich vertheilen. Die Erscheinung ist umso beachtenswerther, als sie uns nicht allein in Europa an zahlreichen Fundstätten (im sächsischen Quader, in Boehmen, Maehren, am Harz, in Aachen, Westphalen u. s. w.), sondern auch in Amerika (Nebraska, Kansas), in Afrika (auf der Oase Chargeh<sup>69</sup>) und in der arctischen Zone begegnet. Ich habe im IIIten Bande der Flora arctica eine reiche Kreide-Flora in Grönland beschrieben. Es mag nun allerdings sein, dass die Dicotyledonen in der untern Kreide beginnen und eine Art habe in derselben nachgewiesen, sie müssen aber da noch höchst selten sein, da sie sonst

---

der Allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften 28/1, Zürich 1883.

68 Karl Alfred von Zittel (1839 – 1904), deutscher Geologe und Paläontologe, lehrte in München.

69 El Chargeh: Oasenzug in der libyschen Wüste.

noch nirgends gefunden wurden, während sie schon in der ersten Stufe der obern Kreide (Cenoman) in allen weit auseinander liegenden Ländern zahlreich erscheinen. Wie soll da die Zittelsche Einwanderung helfen? Von wo sollen sie eingewandert sein? Es hat Darwin diese Schwierigkeit in einer sehr freundlichen brieflichen Mittheilung auch bereitwillig anerkannt, wie denn überhaupt die Art und Weise, wie Darwin auf die Ansichten seiner Gegner eingeht und sie bekämpft, unsere grösste Achtung verdient. Man hat dabei immer das wohltuende Gefühl, dass es ihm um die Ermittlung der Wahrheit zu thun ist. Wie ganz anderst ist das Verhalten der deutschen Darwinisten, welche mit wahren Fanatismus ihre Gegner verfolgen und sich nicht begnügen, sie wissenschaftlich zu bekämpfen, sondern sie auch noch moralisch tödten möchten, wie diess Haeckel neuerdings gegenüber L. Agassiz in rohester und wahrhaft empörender Weise gethan hat.<sup>70</sup>

Eine ähnliche Erscheinung wie die Dicotyledonen zeigen uns die Säugethiere. Abgesehen von den kleinen Beutelhierchen des Jura, welche vielleicht von Insekten gelebt haben, treten sie erst zur Eocenzeit auf. Wir wüssten auch in der That nicht, wovon grössere Säugethiere in den ältern Erdperioden sollten gelebt haben, denn die Farn[e], Equisetaceen und Lycopodiaceen [Bärlappgewächse] hätten ihnen keine Nahrung geboten, und auch der Cycadeen und Coniferen bedienen sich, wenigstens die jetzt lebenden Säugethiere, nur im Nothfall und bei Hungersnoth. Die Hauptnahrung, die sie aus dem Pflanzenreich beziehen, liefern die Dicotyledonen und die Gramineen [Süßgräser]. Nun haben wir allerdings schon einzelne Gräser und auch eine beträchtliche Zahl von Laubbäumen in der obern Kreide, daher die Lebensbedingungen für einzelne Säugethiere schon damals gegeben waren; bis jetzt sind aber noch keine solchen in der Kreide nachgewiesen, sie beginnen erst im Eocen, zeigen aber da eine auffallend rasche Entfaltung. Wie zur Zeit der obern Kreide bestand auch zur Eocenzeit in Europa die Pflanzenwelt grossentheils aus Bäumen und Sträuchern mit steifen, lederartigen Blättern; es fehlten noch die von Graesern gebildeten Wiesengründe und das aus mit weichem Laub bekleidete Buschwerk. Die Säugethiere werden daher vorherrschend von den Pflanzenwurzeln und von den Früchten der Bäume gelebt haben, von den Früchten der zahlreichen *Ficus*- und *Quercus*-Arten [Feigen- und Eichenbäume], *Diospyros* [Ebenholz-bäume] u. s. w., die uns aus dieser Zeit bekannt sind; es waren Omnivoren [Allesfresser]. Erst zur untern Miocenzeit begegnet uns ein grösserer Reichthum an Gramineen und zahlreiche Bäume mit weichem Laub (als *Acer* [Ahorn], *Fraxinus* [Esche], *Alnus* [Erle], *Corylus* [Hasel], *Carpinus* [Buche], *Ulmus* u. s. w.). Von dieser Zeit an war das Land mit Wiesengründen bekleidet und mit Bäumen und Sträuchern bewaldet, welche durch ihre Blätter zur Ernährung der Säugethiere dienen konnten. In diese Zeit fällt nun aber gerade eine grosse Umwandlung der Säugethiervelt, indem die Wiederkäuer zu den dominierenden Waldthieren werden und die Omnivoren zurücktreten. Es hat Kowalewsky in seiner trefflichen Arbeit<sup>71</sup>

<sup>70</sup> Ernst Haeckel: Ziele und Wege der heutigen Entwicklungsgeschichte. Jena 1875.

<sup>71</sup> Woldemar Kowalewsky: On the Osteology of the Hypopotamidae. In: Philosophical Transactions of the Royal Society 163, 1873, S. 19 – 94. Heer besaß einen Separatdruck

über die Anthracotheria<sup>72</sup> gewiss mit vollem Recht auf diese Erscheinung hingewiesen, nur hat er auf die Gramineen einen zu grossen Werth gelegt, indem er ihnen allein eine solche Bedeutung zuschreibt. Es leben aber die Wiederkäuer keineswegs nur von Gramineen; ja wir sehen, dass manche nahe verwandten Arten in dieser Beziehung grosse Verschiedenheit zeigen (so Schaaf [sic!] und Ziege).

Aus dem Auftreten der Dicotyledonen in der obern Kreide<sup>73</sup> und ihre [sic!] auffallend rasche Entfaltung und ebenso aus der üblichen und damit wohl in naher Beziehung stehenden Entwicklung der Säugethiere in der Tertiärzeit glaube ich den Schluss ziehen zu können, dass es Zeiten grösserer Umbildung in der organischen Natur gegeben hat als gegenwärtig, ohne dass wir freilich im Stande sind, eine Erklärung dafür zu geben. Dass diese Umbildung nicht local war, zeigt, dass sie in den verschiedensten Theilen der Erde sich kund gab, wie ich diess bei den Pflanzen der obern Kreide erwähnte. Mir will es scheinen, dass diess wenigstens theilweise mit den Klimaänderungen der Erde zusammenhängt, und da diese wahrscheinlich durch kosmische Ursachen herbeigeführt wurden, müssen diese Aenderungen auch allgemeiner Natur gewesen sein. Wenn wir sehen, dass zur Jura Zeit von den Rajmahal-Hügeln Indiens bis zum Cap Boheman in Spitzbergen bis fast 79° n. Br. Farn[e], Cycadeen und Coniferen die Flora bildeten, dass zur Kreidezeit noch eine subtropische Flora in Nordgrönland bei 70° n. Br. lebte, ja, dass noch zur Miocenzzeit eine reiche Flora über die ganze arctische Zone verbreitet war, soweit man bis jetzt gekommen ist, eine Flora deren klimatischer Charakter mit demjenigen der gemässigten Zone stimmt, – können wir uns des Gedankens nicht erwehren, dass diese grossartigen Veraenderungen in den Temperaturverhältnissen der Erde nicht durch andere Vertheilung von Land und Wasser und überhaupt durch terrestrische Ursachen erklärt werden können. Sie müssen wohl kosmischer Natur sein. Sei es, dass sie durch andere Stellung der Erde zur Sonne oder durch die Temperatur des Weltraumes bedingt wurden.

---

mit handschriftlicher Widmung des Verfassers, in dem er verschiedene Annotationen angebracht hatte. Er wird in der ETH-Bibliothek, Zürich, aufbewahrt (Signatur: 81155).

72 Das Anthracotherium ist ein ausgestorbener Paarhufer, der morphologische Ähnlichkeiten mit dem Nilpferd aufweist.

73 Der Ursprung der Blütenpflanzen ist bis heute ein Rätsel. Die ältesten Vertreter tauchen plötzlich in Kreide auf. Thomas N. Taylor, Edith L. Taylor und Michael Krings: *Paleobotany. The Biology and Evolution of Fossil Plants*. Amsterdam u. a. 2009, S. 876f.; Else Marie Friis, Peter R. Crane und Kaj Raunsgaard Pedersen: *Early Flowers and Angiosperm Evolution*. Cambridge u. a. 2011. Neuerdings wird zwar von Pollenfunden aus der Trias berichtet, die denen der Dicotyledonen ähnlich seien, doch klafft zwischen Ähnlichkeit und Gleichheit immer noch eine Unschärfe, die letztlich nichts daran ändert, dass die Blütenpflanzen nachweislich erst in der Kreide auftreten. Vgl. Peter A. Hochuli, Susanne Feist-Burkhardt: *Angiosperm-like pollen and *Afropolis* from the Middle Triassic (Anisian) of the Germanic Basin (Northern Switzerland)*. In: *Frontiers in Plant Science* 4 (October 2013), Article 344 ([www.frontiersin.org](http://www.frontiersin.org)).

Doch es ist hohe Zeit, dass ich schliesse und Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehme. Ich konnte nur die Freude nicht versagen, Ihnen für den hohen Genuss zu danken, welchen ihr Buch mir gewährt hat, und so müssen Sie diese zu lang gewordene Epistel mir zu Gut halten.

In grösster Hochachtung und Verehrung  
Ihr ergebenster

Zürich, 18. Apr. 1876  
Oswald Heer Prof.

Dorpat, 21. Mai/2. Juni 1876<sup>74</sup>

Hoherfreut und zugleich tief beschämt war ich beim Empfang Ihres so freundlichen und gütigen Briefes. Hoherfreut darüber, dass ein Mann wie Sie meine Bemerkungen über die Darwin'sche Hypothese nicht nur aufmerksam gelesen, sondern sogar gebilligt und gelobt hat, und zugleich tief beschämt, dass Sie so viele Zeit auf Ihren Brief, den ich wie ein Kleinod verwahre, verwendet haben, und dass ich so Vieles in Ihrem Briefe fand, was ich hätte benutzen können, wenn ich es als sicheres Eigenthum besessen hätte. Ich muss bekennen, dass ich mit meinem Aufsätze selbst nicht zufrieden bin. Ich musste ihn geben, weil ich ihn versprochen und man ihn von mehreren Seiten von mir gefordert hatte. Aber von der Zeit an, in der ich über die Darwin'sche Hypothese nachzudenken anfang, ist es mit mir stark bergab gegangen. Seit 3 Jahren kann ich weder lesen noch schreiben, weil der graue Staar [sic!] in beiden Augen sich eingenistet hat, aber doch noch nicht reif zu einer gedeihlichen Operation sein soll. Ich habe also auch diesen Aufsatz diktieren müssen [...]. Es freut mich, dass Sie es nicht tadeln, sondern nachsichtig dagegen sind, dass ich viele wichtige Fragen ganz unentschieden gelassen habe. Ich wollte nur darauf aufmerksam machen, dass man ganz unwissenschaftlich mit Behauptungen bis an die äusserste Grenze des Erkennens gegangen ist. Schon vor Darwin hat man ja von vielen Seiten bedeutende Transformationen angenommen, ohne sie wirklich beweisen zu können. Es muss zu dieser Annahme doch ein Grund sein und zwar ein Grund, der in verschiedenen Zeiten auf sehr verschiedene Männer gewirkt hat. Aber deswegen behaupten zu wollen, alle Formen seien in ewiger Veränderlichkeit, ist doch gar zu gewaltsam und kann nicht erwiesen werden. Es freut mich, dass Sie in diesem wichtigen Punkte ganz auf meiner Seite stehen. Mir scheint, die Transmutationen, welche wirklich stattgefunden haben, gehören zu dem allgemeinen Entwicklungsgange der Natur. Aber wer kann diesen Entwicklungsgang in eine mathematische Formel bringen. Dass er zielstrebig oder zweckmässig ist, leuchtet ein. Aber das will man gar nicht hören, sondern eine mechanische Formel haben. Diese mathematische Formel hat man noch nicht für die Ausbildung des Hühnchens gefunden, die doch von Aristoteles an viele Tausend mal untersucht ist. Wie will man die Formel für die Entwicklung der gesammten [sic!] organischen Welt auffinden?

<sup>74</sup> Der Brief ist verloren und nur überliefert in: Karl Schröter: Oswald Heer. Lebensbild eines schweizerischen Naturforschers. Bd. 2. Zürich 1887, S. 366.



Hätte ich alles das gewusst, was Sie mit Sicherheit über die vorweltlichen Pflanzen und Thiere wissen, so wäre meine Schrift reicher ausgefallen, aber den Kern des Geheimnisses hätte ich doch nicht erreicht. Im Jahre 2000 mag man diesem Kerne näher gekommen sein, aber ob man das volle Wissen jemals erreicht, bezweifle ich doch.

Mit der herzlichsten Ergebenheit und der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre mich zu zeichnen als Ihren dankbaren

Dr. K. E. von Baer

### Heers Nachruf auf Karl Ernst von Baer in der Beilage zu Nr. 290 der Allgemeinen Schweizer Zeitung, Basel, 7. Dezember 1876.<sup>75</sup>

Mit Karl Ernst von Baer, welcher am 29. November in hohem Alter zu Dorpat gestorben ist, verliert die Naturwissenschaft einen ihrer ersten Vertreter. Baer wurde den 29. Februar 1792 zu Piep, einem in Esthland gelegenen Landgut seines Vaters, geboren. Schon als Gymnasiast beschäftigte er sich eifrig mit Botanik und studierte alsdann von 1810 bis 1814 in Dorpat Medicin, wobei er in den Kriegsjahren 1812 bis 13 Gelegenheit fand, in dem großen Militärlazareth zu Riga sich auch practisch zu üben. Sodann wandte er sich nach Deutschland, und zwar nach Würzburg, wo er sich vorzugsweise mit vergleichender Anatomie abgab und von Nees v. Esenbeck<sup>76</sup> mächtig angezogen wurde. Burdach<sup>77</sup> berief ihn 1817 zu sich nach Königsberg als Prosector. Zwei Jahre darauf wurde er an derselben Universität Professor der Zoologie, übernahm 1826 an Burdach's Stelle die Anatomie, folgte 1829 einem Rufe nach Petersburg an die Academie, kehrte aber schon 1830 nach Königsberg zurück, bis er einige Jahre später abermals nach Petersburg berufen wurde, wo er seitdem eines der thätigsten Mitglieder der russischen Academie, und seit 1862 Ehrenmitglied derselben geblieben ist. Seine Schriften zeichnen sich aus durch philosophische Tiefe und sind durch die geordnete und klare Darstellung eben so anziehend wie allgemein verständlich. Ueber die Anfänge und die Entwicklung der organischen Körper, womit er sich mit Vorliebe beschäftigte, verdankt ihm die Wissenschaft die wichtigsten Aufschlüsse. Seine „Entwicklungsgeschichte der Thiere“ erschien 1828 bis 1837 in Königsberg; 1835 die „Geschichte der Entwicklung der Fische“. Im Sommer 1837 machte er eine Forschungsreise von Archangel nach Nowaja Semlja, von 1851 bis 56 untersuchte er die

<sup>75</sup> Verfasser dieses anonymen Nachrufs ist Oswald Heer gemäß Schröter: Oswald Heer (Anm. 74), S. 365.

<sup>76</sup> Christian Gottfried Daniel Nees von Esenbeck (1776 – 1858), Mediziner, Botaniker und Naturphilosoph, stand politisch dem Vormärz nahe.

<sup>77</sup> Karl Friedrich Burdach (1776 – 1847), Physiologe und Neuroanatom in Königsberg.

Fischereien im Peipussee, im Finnischen Meerbusen und im Kaspischen Meer und gab alsdann seine Beobachtungen in einem großen Werke heraus.

Auf dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte galt Baer schon seit langem als die anerkannt erste Autorität, und selbst principielle Gegner, wie Ernst Haeckel, sprachen von ihm stets mit der allergrössten Anerkennung. „Wenn unter den heute noch lebenden Naturforschern Eine [sic!] Persönlichkeit sich mit Recht der allgemeinsten Verehrung und Hochachtung erfreut“, urtheilt dieser bekannte Verfasser der „natürlichen Schöpfungsgeschichte“, „so ist es Karl Ernst von Baer; und wenn die classischen, im besten Sinn naturphilosophischen Schriften eines Koryphäen noch heute als unübertroffene Muster von exacter Beobachtung und philosophischer Reflexion allgemein bewundert werden, so ist es die Entwicklungsgeschichte dieses Altmeisters unserer Wissenschaft.“

Desto bedeutsamer war die Stellung, welche dieser gründliche Forscher gegenüber dem Darwinismus einnahm. Seine Abhandlung „über die Zielstrebigkeit in den organischen Körpern insbesondere“, und eine weitere „über Darwins Lehre“, welche sich in der zweiten Hälfte seiner jüngst in Petersburg erschienenen „Studien aus dem Gebiet der Naturwissenschaft“ finden, gehören zu dem Gewichtigsten, was in der letzten Zeit über den Darwinismus geschrieben worden ist. Baer weist in diesen Studien die Selectionstheorie und die materialistische Veräußerlichung, zu der sie führt, mit Entschiedenheit zurück, ist aber auf der andern Seite dem Gedanken einer Entstehung der Arten durch Abstammung, sei es in allmäliger Entwicklung, sei es in Sprüngen, keineswegs abhold, betont aber gleichzeitig in anerkennenswerther, wissenschaftlicher Selbstbescheidung seine völlige Unkenntnis über die Art und Weise, wie die Lebensformen, insbesondere die höheren, geworden sind, und hebt sich somit wohlthuend ab von jener beispiellosen Arroganz, durch welche sich so viele moderne Naturforscher bemerkbar machen.

Während somit Baer dem Darwinismus nach seiner wissenschaftlichen Seite möglichst gerecht zu werden suchte, war ihm dagegen der Cynismus, mit dem Männer wie Haeckel den Werthunterschied zwischen Mensch und Thier zu verwischen suchen, ein wahrer Gräuel. Gegenüber der faunistischen Freude, mit der unser hochcivilisirtes Säculum den Menschen nicht genugsam zum Thiere degradieren kann, schreibt Baer mit Recht: „Man verspottet es in unsern Tagen gerne als hochmüthig, den Menschen als Ziel der Erdgeschichte zu betrachten. Aber es ist ja nicht sein Verdienst, daß er die am meisten entwickelte organische Form besitzt. Auch darf er nicht verkennen, daß damit für ihn nur die Aufgabe begonnen hat, seine geistigen Anlagen mehr zu entwickeln ... Ist es nicht menschenwürdiger, groß von sich und seiner Bestimmung zu denken, als nur auf das Niedere gerichtet, allein die bestiale Grundlage in sich anzuerkennen? Von dieser nach dem Niedrigen treibenden Richtung ist leider die neue Lehre sehr gefärbt. Ich möchte lieber hochmüthig als niederträchtig sein, und ich erinnere mich des Ausspruchs von Kant, ‚der Mensch kann nicht groß genug vom Menschen denken!‘<sup>78</sup> Bei diesem Ausspruch hatte der große Denker vorzüglich wohl im Sinne, daß die Menschheit große

<sup>78</sup> Das Kantzitat konnte bislang nicht verifiziert werden.

Aufgaben sich zu stellen habe. Die neueren Richtungen dagegen sind mehr eine Beschönigung aller thierischen Regungen im Menschen.“

G. v. Holmersen<sup>79</sup> [sic!] widmet in der deutschen „St. Petersb. Ztg. [= St. Petersburger Zeitung]“ dem Dahingeshiedenen folgenden warmen Nachruf: „Mit Karl Ernst von Baer schied ein Mann, wie sie in ganzen Jahrhunderten nur selten erschienen sind. Ein genialer Mann der Wissenschaft und der Forschung, begabt mit durchdringendem kritischem Verstande, mit ungewöhnlichem Beobachtungstalent, mit Ausdauer und Energie bei der Arbeit. Die Erde und ihre Bewohner waren das große Feld seines Forschens, und er brachte zu seiner Arbeit nicht nur eine tiefphilosophische Bildung, sondern auch einen Apparat der gründlichsten Kenntnisse in mehreren Disciplinen der Naturwissenschaft mit, wie ihn manche große Geister unserer Zeit nicht besessen haben. Dieses große, umfangreiche, aber tiefgehende Wissen, das er in sich bis zum Todestage unermüdlich vermehrte und fruchtbar verwerthete, und das Streben, den Dingen bis auf den letzten Grund nachzugehen und aus den scharf und unbefangenen gemachten und klar geordneten und durchdachten Beobachtungen die Wahrheit und die Gesetze der Natur zu erkennen – haben allen seinen Werken einen monumentalen Charakter aufgeprägt, den sie bis in die entfernteste Zukunft bewahren werden. Der weltbekannte Name Baer's ist mit großen Zügen in das Buch der Wissenschaft und ihrer Geschichte geschrieben. Rußland, für das er mit Hingebung und mit dem größten Interesse gearbeitet hat und dessen Erforschung sein Interesse in besonderen Anspruch nahm, verliert in ihm seinen hervorragenden Jünger der Wissenschaft und bringt ihm noch am Grabe in tiefster Pietät seinen Dank und seine Huldigung dar.“

---

79 Gregor von Helmersen (1803 – 1885), deutsch-baltischer Geologe und Forschungsreisender, gründete 1839 zusammen mit Karl Ernst von Baer die erste naturwissenschaftliche Buchreihe Russlands mit dem Titel ‚Beiträge zur Kenntnis des Russischen Reiches‘.



Abb. 3 Denkmal zu Ehren von Karl Ernst von Baer in Tartu/Dorpat (Bild: Urs B. Leu).



# Verzeichnis der Publikationen Arvo Terings

Das folgende Verzeichnis der wissenschaftlichen Arbeiten Arvo Terings umfasst, chronologisch angeordnet, alle wichtigen Werke des estnischen Wissenschafts- und Universitätshistorikers. Den in estnischer Sprache ohne deutschsprachigen Titel erschienenen Veröffentlichungen wird eine deutsche Übersetzung beigelegt, für deren Anfertigung wir Arvo Tering danken.

## 1. Monographien

Album Academicum der Universität Dorpat (Tartu) 1632 – 1710. Tallinn 1984.

Eesti-, liivi- ja kuramaalased Euroopa ülikoolides 1561 – 1798. Tartu 2008 (deutschsprachige Zusammenfassung: Estländer, Livländer und Kurländer an europäischen Universitäten 1561 – 1798, S. 748 – 780).

## 2. Quelleneditionen, Übersetzungen

Tartu ülikooli (Academia Gustaviana) senati protokollid 1632 – 1656. Konsistoriumsprotokolle der Universität Dorpat (Academia Gustaviana) 1632 – 1656. I: 1632 – 1634. Tartu 1978.

Friedrich Menius: Jutustus Tartu ülikooli inauguratsioonist, toimunud 15. oktoobril aastal 1632 = Bericht über die Einweihung der Universität Dorpat am 15. Oktober 1632. Aus dem Lateinischen ins Estnische übersetzt und kommentiert. In: Mälestusi Tartu ülikoolist (17. – 19. sajand). Koostanud Sergei Issakov. Tallinn 1986, S. 40 – 47.

Arvid Moller: Fata Dorpati, aus dem Lateinischen ins Estnische übersetzt und kommentiert. In: Mälestusi Tartu ülikoolist (17. – 19. sajand). Koostanud Sergei Issakov. Tallinn 1986, S. 48 – 51.

Benedictus Morin: Curiosa Pernaviensia ehk päevik lõbusatest asjadest ja üleannetustest, mis juhtusid üliõpilastega sel ajal kui professor Bröms oli rektoriks pool aastat, nimelt 13. detsembrist 1707 kuni 21. juunini 1708 = Curiosa Pernaviensia oder Diarium über die von den Studenten begangenen Streiche während des halbjährigen Rektorats von Professor Bröms, vom 13. Dezember 1707 bis 21. Juni 1708. Aus dem Lateinischen ins Estnische übersetzt und kommentiert. In: Mälestusi Tartu ülikoolist (17. – 19. sajand). Koostanud Sergei Issakov. Tallinn 1986, S. 52 – 56.

Kommentare zu den Erinnerungen von Friedrich Menius, Arvid Moller und Benedictus Morin. In: Mälestusi Tartu ülikoolist (17. – 19. sajand). Koostanud Sergei Issakov. Tallinn 1986, S. 420 – 425.

Tartu ülikooli (Academia Gustaviana) senati protokollid 1632 – 1656. Konsistoriumsprotokolle der Universität Dorpat (Academia Gustaviana) 1632 – 1656. II: 1637 – 1644. Tartu 1994.

### 3. Ausstellungskataloge

Academia Gustaviana 1632 – 1665, Academia Gustavo-Carolina 1690 – 1710. Näituse kataloog = Katalog der Ausstellung in der Universitätsbibliothek Tartu über die Universität Dorpat in der Schwedenzeit. Koostanud Arvo Tering ja Raimo Kask. Tartu 1974.

Die Beziehungen der Universität Göttingen zu Est-, Liv- und Kurland im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Gemeinsame Ausstellung der Universitätsbibliothek Tartu und der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen vom 19. Mai bis 16. Juni 1989. Tartu 1989.

Gelehrte Kontakte der Universität Halle zu Est-, Liv- und Kurland zur Aufklärungszeit. Ausstellung aus Anlaß des 300. Jubiläums der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg in der Universitätsbibliothek Tartu vom 12. Mai 1994 bis zum 19. September 1994. Tartu 1994.

Descartes ja tema ideede jõudmine Baltimaale 17. sajandil ja 18. sajandi algul. René Descartes'i 400. sünniaastapäeva pühendatud näitus Tartu Ülikooli Raamatukogus aprill – juuni 1996 (deutscher Paralleltitel: Descartes und der Eingang seiner Ideen in die schwedischen Ostseeprovinzen Estland und Livland im 17. und frühen 18. Jahrhundert. Ausstellung aus Anlaß des 400. Jubiläums von René Descartes in der Universitätsbibliothek Tartu von April bis Juni 1996; Paralleltext in Deutsch S. 101 – 135). Tartu 1996.

### 4. Aufsätze, kurze Mitteilungen und Berichte

1978

Additional remarks about amateur craftsman Johann Daniel von Berthold (? – 1710) and his sundial, edited by Heino Eelsalu. In: Rara cosmographica in Estonia. Tartu 1978, S. 23 – 25.

1979

Lisandusi ja täpsustusi Johannes Gutsclaffi kohta = Addenda et corrigenda über Johannes Gutsclaff. In: Keel ja Kirjandus 1979, Nr. 1, S. 26 – 30.

1981

Uut Bengt Gottfried Forseliuse õpingute kohta = Neues über die Studien von Bengt Gottfried Forselius. In: Keel ja Kirjandus 1981, Nr. 11, S. 681 – 683.

1982

Tartu ülikooli osa Eesti- ja Liivimaa haritlaskonna kujunemises XVII sajandil ja XVIII sajandi algul = Die Rolle der Universität Dorpat bei der Ausbildung der Akademiker Estlands und

- Livlands im 17. und frühen 18. Jahrhundert. In: Keel ja Kirjandus 1982, Nr. 9, S. 488 – 495, Nr. 10, S. 537 – 543, Nr. 11, S. 588 – 596.
- Ülikooli raamatukogu 17. sajandil = Universitätsbibliothek im 17. Jahrhundert. In: Tartu ülikooli ajalugu. Bd. 1: 1632 – 1798. Koostanud Helmut Piirimäe. Tallinn 1982, S. 243 – 254.
- 1983
- Joachim Rachel, Tartu Ülikooli kasvandikust Saksa luuletaja = Der deutsche Dichter Joachim Rachelius – Zögling der Universität Dorpat. In: Looming 1983, 1, S. 120f.
- 1985
- Leideni ülikooli osast haritlaskonna kujunemises Eesti- ja Liivimaal XVII sajandil = Über die Rolle der Universität Leiden in der Ausbildung der Akademiker Estlands und Livlands im 17. Jahrhundert. In: Tartu ülikooli ajaloo küsimusi 16, 1985, S. 7 – 23.
- 1986
- Rol' mezdunarodnykh akademiceskich svjazei v formirovanii intelligencii Estljandii i Lifljandii v period shvedskogo gospodstva (1630 – 1710). Avtoreferat dissertacii na soiskanie uctionoi stepeni kandidata istoriceskich nauk. (= Autorreferat zur philosophischen Dissertation ‚Die Rolle der internationalen akademischen Kontakte in der Herausbildung der Akademiker-schicht Estlands und Livlands während der schwedischen Herrschaft 1630 – 1710‘). Tartu 1986.
- 1987
- Göttingeni ülikool ning selle osa Eesti- ja Liivimaa haritlaskonna kujunemises XVIII sajandil ja XIX sajandi algul = Die Universität Göttingen und ihre Rolle in der Ausbildung der Akademiker Estlands und Livlands im 18. und frühen 19. Jahrhundert. In: Keel ja Kirjandus 1987, Nr. 9, S. 558 – 567; Nr. 10, S. 615 – 623.
- 1989
- O juridiceskom obrazovanii clenov gorodskich magistratov Estljandij i Lifljandii v XVII – nacale XVIII sv v. (1630 – 1710) = Über die Juristenausbildung der Ratsmitglieder der Städte Estlands- und Livlands im 17. und im frühen 18. Jahrhundert. In: Studia iuridica: Historia et theoria 4, 1989, S. 4 – 27.
- Über die Juristenausbildung der Mitglieder des Hofgerichts in Dorpat (Tartu) 1630 – 1710. In: Studia iuridica: Historia et theoria 4, 1989, S. 28 – 56.
- 1990
- Die Beziehungen der Universität Åbo/Turku zu Estland und Livland im 17. Jahrhundert und am Anfang des 18. Jahrhunderts. In: Jahrbuch für finnisch-deutsche Literaturbeziehungen 22, 1990, S. 97 – 105.
- Georg Stiernhielmile kuulunud raamat Tartu ülikooliraamatukogus = En bok tillhörande Georg Stiernhielm i Tartu Universitetsbibliotek = Ein Buch aus dem Besitz Georg Stiernhielms



in der Universitätsbibliothek Tartu. Paralleltext in Estnisch und Schwedisch in: *Ronor* 1990, Nr. 6–7, S. 25.

1992

Uppsala ülikool ja Baltimaad XVII sajandil ja XVIII sajandi algul = Die Universität Uppsala und das Baltikum im 17. und frühen 18. Jahrhundert. In: *Keel ja Kirjandus* 1992, Nr. 7, S. 430–437, Nr. 8, S. 463–467.

1993

The Tartu University Library and Its Use at the End of the Seventeenth and the Beginning of the Eighteenth Century. In: *Libraries and Culture, a Journal of Library History* 28, 1993/1, S. 44–54.

1994

Königsbergi ülikooli sidemed Eesti ja Lätiga 16. – 20. Sajandil = Die Beziehungen der Universität Königsberg zu Estland und Lettland vom 16. bis 20. Jahrhundert. In: *Akadeemia* 1994, 12, S. 2472–2487.

Die Beziehungen der Universität Halle zu Estland, Livland und Kurland im 18. und frühen 19. Jahrhundert. In: *Aufklärung und Erneuerung. Beiträge zur Geschichte der Universität Halle im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (1694–1806). Zur Dreihundertjahrfeier im Auftrag des Rektors hg. von Günter Jerouschek und Arno Sames unter Mitarbeit von Michael Beintker. Hanau/Halle 1994, S. 374–386.*

1995

Tallinna ja Riia linnastipendiaadid 16. – 18. Sajandil = Die Revaler und Rigaer Ratsstipendiaten vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. In: *Kleio. Ajaloo ajakiri* 1995, Nr. 3, S. 36–42.

1996

Die baltischen Studenten auf der Universität Rostock in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In: *Reformation and Latin Literature in Northern Europe*. Edited by Inger Ekrem, Minna Skaftø Jensen, and Egil Kraggerud. Oslo 1996, S. 56–70.

Baltische Studenten an europäischen Universitäten im 18. Jahrhundert. In: *Aufklärung in den baltischen Provinzen Russlands. Ideologie und soziale Wirklichkeit*. Hg. von Otto-Heinrich Elias in Verbindung mit Indrek Jürjo, Sirje Kivimäe und Gert von Pistohlkors. Köln/Weimar/Wien 1996, S. 125–156.

Die Ratsstipendiaten von Reval und Riga im Zeitraum vom 16. bis 18. Jahrhundert. In: *Literatur und Institutionen der literarischen Kommunikation in nordeuropäischen Städten im Zeitraum vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*. Hg. von Edmund Kotarski in der Zusammenarbeit mit Małgorzata Choinacka. Danzig 1996, S. 154–168.

René Descartes'i ideede jõudmisest Eesti- ja Liivimaale XVII sajandil ja XVIII sajandi algul. In: *Keel ja Kirjandus* 1996, Nr. 3, S. 179–188.

Descartes in Swedish Livonia. On the Arrival of Cartesian Ideas in Estonia and Livonia, the Baltic Provinces of Sweden, in the 17th Century and the Beginning of the 18th Century. In: *Mundus librorum. Essays on Books and the History of Learning*. Helsinki 1996, S. 135 – 152.

Schweizer Bildungsreisen von Balten in der frühen Neuzeit. In: *Texte und Studien der Arbeitsstelle für kulturwissenschaftliche Forschungen*. Bd. 1: Programm und Exempel. Engi/Schweiz 1996, S. 47 – 50.

1997

Höhere Bildung der akademischen Lehrkräfte in den baltischen Provinzen Schwedens. In: *Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt*. Bd. 3: Aufbruch zur Moderne. Hg. von Erich Donnert. Weimar/Köln/Wien 1997, S. 384 – 409.

1998

Die Ausbildung der baltischen Prediger an deutschen Universitäten im 18. Jahrhundert, besonders in Halle. In: *Halle und Osteuropa. Zur europäischen Ausstrahlung des hallischen Pietismus*. Hg. von Johannes Wallmann und Udo Sträter. Tübingen 1998, S. 129 – 143.

Gelehrte Kreise. Dorpater Kontakte mit Deutschland im 18. Jahrhundert. In: *Zur Geschichte der Deutschen in Dorpat*. Hg. von Helmut Piirimäe und Claus Sommerhage. Tartu 1998, S. 62 – 84 [estnisch: Tartu teadussidemed Saksamaaga 18. sajandil. In: *Tartu, baltisakslased ja Saksamaa*. Artiklite kogumik, koostajad Helmut Piirimäe ja Claus Sommerhage. Tartu 1998, S. 53 – 72].

Vello Helk taani ja eesti ajaloolasena = Vello Helk als dänischer und estnischer Historiker [zusammen mit Enn Küng]. In: *Tuna: Ajalookultuuri ajakiri* 1998, Nr. 1, S. 71 – 78.

Vello Helk als dänischer und estnischer Historiker [zusammen mit Enn Küng]. In: *Festschrift für Vello Helk zum 75. Geburtstag. Beiträge zur Verwaltungs-, Kirchen- und Bildungsgeschichte des Ostseeraumes*. Hg. von Enn Küng und Helina Tamman. Tartu 1998, S. 7 – 21.

Balten an deutschen Universitäten um 1798. In: *Festschrift für Vello Helk zum 75. Geburtstag. Beiträge zur Verwaltungs-, Kirchen- und Bildungsgeschichte des Ostseeraumes*. Hg. von Enn Küng und Helina Tamman. Tartu 1998, S. 259 – 295.

Die est-, liv- und kurländischen Studenten auf den europäischen Universitäten im 17. und frühen 18. Jahrhundert. In: *Stadt und Literatur im deutschen Sprachraum der Frühen Neuzeit*. Hg. von Klaus Garber unter Mitwirkung von Stefan Anders und Thomas Elsmann. Bd. 2. Tübingen 1998, S. 842 – 872.

Die Universität Dorpat in der schwedischen Zeit und ihre Ausstrahlung nach Ingermanland und Karelrien. In: *Der finnische Meerbusen als Brennpunkt. Wandern und Wirken deutschsprachiger Menschen im Nordosten*. Beiträge anlässlich des „I. Internationalen Symposiums zur Deutschen Kultur im Europäischen Nordosten“ der Stiftung zur Förderung Deutscher Kultur (Aue-Stiftung) Helsinki und der Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde vom 6. bis 10. September 1995 in Tallinn/Estland. Hg. Robert Schweitzer und Waltraud Bastman-Bühner. Helsinki 1998, S. 169 – 182.

1999

Est-, Liv- und Kurländer an auswärtigen Gymnasien und Pädagogien im 17. und 18. Jahrhundert. In: Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlhordt. Bd. 5. Hg. von Erich Donnert. Weimar/Köln/Wien 1999, S. 473 – 494.

2000

Ülikoolidesse sõitvate eesti- ja liivimaalaste reisiolud 17. – 18. sajandil = Das Reisemilieu der an die Universität fahrenden Estländer und Livländer im 17. und 18. Jahrhundert. In: Kultuuriloolised ekskursid (= Acta et commentationes archivi historici Estoniae 6 (13), 2000), S. 67 – 117.

2001

Baltimaadest pärit üliõpilaste rahalised väljaminekud Saksa ülikoolides 18. sajandi teisel poolel = Die Geldausgaben der Balten an den deutschen Universitäten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Pühendusteos Sulev Vahtre 75. sünnipäevaks. Muinasaja loojangust omariikluse läveni. Koostanud Andres Andresen. Tartu 2001, S. 291 – 339.

Die Beziehungen der Königsberger Universität zu Est-, Liv- und Kurland im 17. Jahrhundert. In: Kulturgeschichte Ostpreußens in der Frühen Neuzeit. Hg. von Klaus Garber, Manfred Komorowski und Axel E. Walter. Tübingen 2001, S. 391 – 403.

2002

Vaatenurki Eesti- ja Liivimaa haritlaskonna kujunemisest 17. sajandil (I.) = Einige Aspekte zur Bildung der Akademikerschicht Estlands und Livlands im 17. Jahrhundert. In: Lääne-mereprovintside arenguperspektiivid Rootsi suurriigis 16./17. sajandil I. Koostanud Enn Küng. Tartu 2002, S. 27 – 79.

2005

De baltiska studenterna i Dorpat, Uppsala och Åbo under 1600 – 1700-talet = Die baltischen Studenten in Dorpat, Uppsala und Åbo im 17. und 18. Jahrhundert. In: Genos. Tidskrift utgiven av Genealogiska Samfundet i Finland 2005, nr. 2. Årgång 76, S. 51 – 60.

Baltimaade gümnaasiumide ja kreiskoolide ülemõpetajate hariduslik taust 1804 – 1820 = Der Bildungshintergrund der Oberlehrer der Gymnasien und Kreisschulen des Baltikums 1804 – 1820. In: Keel ja Kirjandus 2005, Nr. 8, S. 643 – 659.

Zur Rezeption der kopernikanischen Lehre im Baltikum im 17. Jahrhundert. In: Die baltischen Länder und der Norden. Festschrift für Helmut Piirimäe zum 75. Geburtstag. Hg. von Mati Laur und Enn Küng in Verbindung mit Stig Örjan Ohlsson. Tartu 2005, S. 248 – 285.

Baltische Studenten als Benutzer der Universitätsbibliothek Göttingen im 18. Jahrhundert. In: Buch und Bildung im Baltikum. Festschrift für Paul Kaegbein zum 80. Geburtstag. Hg. von Heinrich Bosse, Otto-Heinrich Elias, Robert Schweitzer. Münster 2005, S. 153 – 190.

2006

Heliosentrisisest maailmasüsteemist ja selle retseptisioonist Baltimail 17. sajandil. = Über das heliozentristische Weltsystem und dessen Rezeption im Baltikum im 17. Jahrhundert. In: Läänemere provintside arenguperspektiivid Rootsi suurriigis 16/17. sajandil II. Koostanud Enn Küng. Tartu 2006, S. 151 – 199.

2007

Gelehrte Kontakte der Universität Greifswald zu Estland, Livland und Kurland im 17. und 18. Jahrhundert. In: Die Universität Greifswald in der Bildungslandschaft des Ostseeraums. Hg. von Jens E. Olesen, Dirk Alvermann und Nils Jörn. Berlin 2007, S. 283 – 315.

2008

Die Seereisen baltischer Studenten in die Universitätsstädte Nord- und Westeuropas im 17. und 18. Jahrhundert. In: Forschungen zur baltischen Geschichte. Hg. von Mati Laur und Karsten Brüggemann. Bd. 3. Tartu 2008, S. 103– 129 (Summary S. 130f.: Sea Voyages of the Baltic Students in the 17th – 18th Century).

2009

Baltimaade õpetatud arste koolitanud ülikoolid 17. sajandil ja 18. sajandi algul = Die von gelehrten Medizinern des Baltikums im 17. und im frühen 18. Jahrhundert besuchten Universitäten. In: Läänemere provintside arenguperspektiivid Rootsi suurriigis 16/17. sajandil III. Koostanud Enn Küng. Tartu 2009, S. 280 – 314.

Zusammenfassende Schlussfolgerungen zu der mit dem Wissenschaftspreis der Estnischen Republik auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften im Jahre 2009 ausgezeichneten Forschungsarbeit über Estländer, Livländer und Kurländer an den europäischen Universitäten 1561 – 1798. In: Eesti Vabariigi teaduspremiad 2009. Tallinn 2009, S. 153 – 167.

2011

Zur akademischen Ausbildung der Mediziner Est-, Liv- und Kurlands im 18. Jahrhundert. In: Forschungen zur baltischen Geschichte. Hg. von Mati Laur und Karsten Brüggemann. Bd. 6. Tartu 2011, S. 215 – 224.

2012

The Dissertations of Doctors of Medicine active in Estonia, Livonia and Courland, defended at European Universities in the Eighteenth century. In: The University of Tartu in the early modern academic world. Special issue of Ajalooline, Nr. 3/4, edited by Pärtel Piirimäe and Lea Leppik. Tartu 2012, S. 367 – 402.

Zur frühen Rezeption von Harveys Theorie des Blutkreislaufs im deutschen Sprachraum: Eine apologetische Disputation in Königsberg aus dem Jahre 1651. In: Dichtung – Gelehrsamkeit – Disputationskultur. Festschrift für Hanspeter Marti zum 65. Geburtstag. Hg. von Reimund B. Szdziej, Robert Seidel und Bernd Zegowitz. Wien/Köln/Weimar 2012, S. 461 – 481.

2013

Skorbuuditeema Baltimaade arstide dissertatsioonides varasel uusajal = Das Thema des Skorbut in den Dissertationen baltischer Ärzte in der Frühen Neuzeit. In: Ajalooline Ajakiri 2013, Nr. 4, S. 447 – 464.

2014

Riga Municipal Physician Johann Witte von Lilienau (1618 – 1688) – Medical Views of an Early Proponent of Harvey's Theory of Blood Circulation. In: Acta Baltica historiae et philosophiae scientiarum 2014, Nr. 2 [im Druck].

## 5. Rezensionen

1990

Vello Helk: Die Stadtschule in Arensburg auf Ösel in dänischer und schwedischer Zeit (1559 – 1710). Lüneburg 1989. In: Akadeemia 1990, Nr. 2, S. 417f.

2009

Ajalookirjutaja aeg. Koostanud Piret Lotman. Tallinn 2008. In: Forschungen zur baltischen Geschichte 4, 2009, S. 273 – 276.

2011

Jānis Stradiņš: Zinātnes un augstskolu sākotne Latvijā. Rīga 2009. In: Akadeemia 2011, Nr. 4, S. 784 – 791.

## 6. Publikationen in Arbeit

Der Rigaer Stadtphysikus Nicolaus Witte (1618 – 1688) als ein früher Anhänger der Harveyschen Blutkreislauftheorie. In: Acta Baltica historiae et philosophiae scientiarum.

Das Medizinstudium an den europäischen Hochschulen und die Rezeption der medizinisch-naturwissenschaftlichen Ideen in den Dissertationen estländischer, livländischer und kurländischer Ärzte vom 17. bis zum frühen 19. Jahrhundert.

Lexikon estländischer, livländischer und kurländischer Studenten an europäischen Universitäten 1561 – 1800 unter Mitwirkung von Jürgen Beyer. Köln/Weimar/Wien.

# Personenregister









## Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes

CAFLISCH-SCHNETZLER, Ursula, Dr., Forsterstrasse 40, CH-8044 Zürich, ursula.caflisch-schnetzler@uzh.ch

KAJU, Katre, Dr., Estnisches Nationalarchiv, J. Liivi 4 EE-50409 Tartu, katre.kaju@ra.ee; Akademische Bibliothek der Universität Tallinn, Rävala pst 10, EE-15042 Tallinn, katre.kaju@tlulib.ee

LEU, Urs B., Dr., Leiter Abteilung Alte Drucke und Rara, Zentralbibliothek Zürich, Zähringerplatz 6, CH-8001 Zürich, urs.leu@zb.uzh.ch

MARTI, Hanspeter, Dr., Arbeitsstelle für kulturwissenschaftliche Forschungen, Alte Post, Sernftalstrasse 77, CH-8765 Engi, marti-weissenbach@forschungen-engi.ch

MARTI-WEISSENBACH, Karin, lic. phil., Arbeitsstelle für kulturwissenschaftliche Forschungen, Alte Post, Sernftalstrasse 77, CH-8765 Engi, marti-weissenbach@forschungen-engi.ch

RAND, Mare, Bibliothekarin der Handschriften- und Rara-Abteilung der Universitätsbibliothek Tartu, W.Struve 1, Tartu EE-50091, Mare.Rand@ut.ee